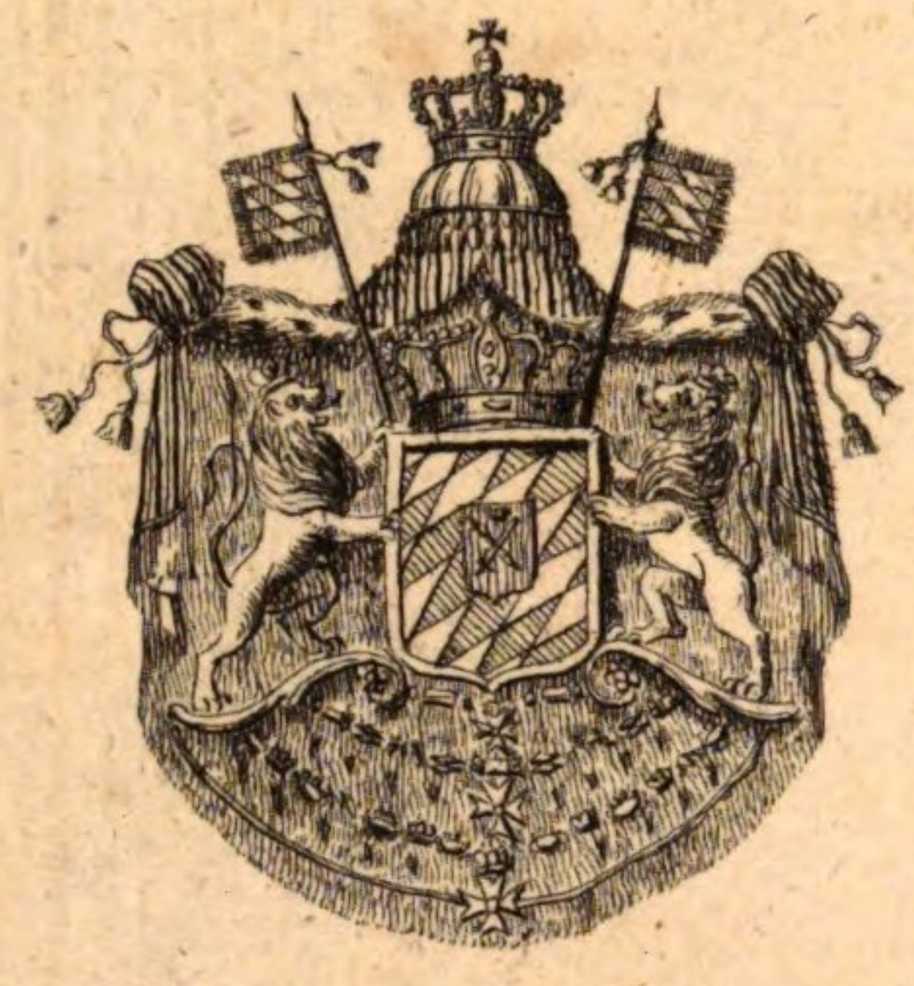
P. o. germ. 651 d - 2



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36624200780017

<36624200780017

Bayer. Staatsbibliothek

P. O. Jerm

65 pd

Die

Poesie und Beredsamkeit

der Deutschen,

von Luthers Zeit bis zur Gegenwart.

Dargestellt

von

Franz Horn.

Zweiter Band.

Berlin 1823,
bei Theod. Joh. Christ. Friedr. Enslin.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Wenn das Schöne und das Sittliche, ähnlich den beiden unzertrennlichen Flügeln eines Adlers, sich durch Einheit der Kraft und harmonischen Schwung zu offenbaren pflegt, so wird jede Abweichung von diesem reinen Wege sich selbst rächen und verrathen müssen; möge auch der Abweichende noch so sehr mit einzelnen Talenten prunken können. — So verwandelt sich der edle Reichthum der deutschen Literatur, der fast zum Sprichwort geworden ist, in der Periode, die dieser zweite Theil abhandelt, in Ueberfülle, die nicht immer aus wahrer Kraft hervorgeht, zuweilen sogar in ein chaotisches Gewühl irrender Bestrebungen. Die bedeutungsvolle Farbenpracht des Regenbogens wird in ihre einzelnen Theile aufgelöst, und die einzelne Farbe soll durch Grellheit erfreulich wirken, was sie auf solche Weise nie vermag. Die schöne Si-

cherheit und Klarheit wird zur gezierten Selbstgefälligkeit, die bescheidene Milde zur süßlich lächelnden Demuth, die freie Anmuth zur künstlich gemachten Grazie, vor der die wahre Grazie erschrickt u. s. w.

Das alles und noch gar viel Bedeutendes lehrt der Abschnitt unsrer Literatur, den man viel zu eng durch die Namen Hoffmannswaldau und Lohenstein bezeichnet. Er ist bei weitem wichtiger als man gewöhnlich zu glaubeu scheint, und nie wird mich die große Sorgfalt gereuen, die ich ihm gewidmet habe. Ich war gezwungen, die historisch-literarischen Aktenstücke alle — man verstatte das Wort — von neuem genau durchzugehen, ich mußte erklären, was früherhin fast nur wie ein seltsames Wunder hingestellt worden war, ich mußte zeigen, wo die Quelle des Irrthums sei, wie die Irrthümer sich durchkreuzten; zugleich aber auch, welch eine Summe von Kraft und Talent zuweilen nöthig war, um Irrthümer dieser Art hervorzubringen. — Wir haben vortreffliche Werke über die altdeutsche Literatur, und auch für das sechszehnte Jahrhundert, so wie für die erste Hälfte des siebzehnten ist manches sehr Löbliche geleistet worden; aber für den Zeitabschnitt der nun folgt war früherhin nur wenig ge-

than, ja es hatten sich manche Irrthümer völlig verhärtet und versteinert, und ich mußte mir bei jedem Schritt einen eignen Weg zu bahnen suchen. Für den Abschnitt über Volksschauspiele, besonders die ungedruckten, fand ich gar keine Vorgänger, und so reichlich auch die Quellen flossen für die Geschichte unsrer geistlichen Liederpoesie, so war doch dieser herrliche Theil unsrer Literatur nur selten in seiner ganzen Bedeutung aufgefaßt worden.

Hat man im ersten Bande dieses Werks einige Namen vermißt, so ist es wohl möglich, daß man in diesem zweiten eine zu große Anzahl zu finden glauben möchte; es scheint mir indessen, daß gerade diese Ueberfülle unerläßlich war zur Charakterisirung des ganzen Zeitabschnittes.

Möge man diese Bemerkungen nicht misdeuten. Sie schienen mir nöthig, theils zur Geschichte des Buchs, weshalb ja oft Vorreden geschrieben werden, theils um die Bitte um weitere Belehrung einzuleiten, eine Bitte die ich an alle diejenigen richte, welche Belehrung geben können, und solcher Männer sind Gottlob in unserm lieben Deutschland noch gar manche.

Vielleicht erwarten Einige, bereits in diesem Theile Mosheim, von Bünau u. s. w. zu finden;

da indessen diese Männer einzeln stehen und keine Schule gestiftet haben, so schien es mir besser, sie im nächst folgenden Bande auftreten zu lassen.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß die würdigen Männer, welche im Abendblatt (Junius 1822) und im Journal für Deutschland (August 1822) den ersten Theil dieser Schrift mit Geist und Sorgfalt beurtheilt haben, auch diesem zweiten Theile eine ähnliche prüfende Theilnahme widmen wollen. In einer Zeit wie die unsrige ist es doppelt erfreulich, die Stimme ruhiger Partheilosigkeit zu vernehmen.

Berlin, am 10. Februar 1823.

Franz Horn.

Inhalt des zweiten Bandes.

Drittes Buch (des ganzen Werks).

Deutschlands Zustand in Beziehung auf das Ausland. Rückblick auf den dreißigjährigen Krieg. Wirkung desselben auf die Stimmung des Volks und der Dichter. §. 1—5.

Wirkungen des westphälischen Friedens. Was Deutschlands Untergang verhindert. §. 6. 7.

Ferdinand III. — Friedrich Wilhelm v. Brandenburg — Leopold I. §. 8.

Ludwig XIV. — Das Elend welches er, so wie die Türken, über Deutschland brachte. §. 9—13.

Karl XII. §. 14.

Spanischer Erbfolgekrieg. — Trotz aller rühmlichen Siege ungünstiger Friede. §. 15 und 16.

Wirkung desselben in Beziehung auf deutsche Bildung und Literatur im Allgemeinen. §. 17. 18.

Allgemeine Bemerkung über die Richtung der Poesie und Beredsamkeit der Deutschen. §. 19.

Johann Wilhelm Laurenberg. 20. 21.

Joachim Rachel. §. 22. 23.

Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau. 24—32.

Daniel Caspar von Lohenstein. 33—52.

Rückblick auf Andreas Heinrich Buchholz §. 53—55.

Magnus Daniel Omeis. §. 56.

Georg Daniel Morhof. §. 57. 58.

Anton Ulrich Herzog zu Braunschweig Wolfenbüttel. §. 59—61.

Christian Gryph. §. 62. 63.

Heinrich Mühlpfort. §. 64.

Johann Lassenius. §. 65. 66.

Heinrich Anselm von Ziegler. 67—70.

Christian Weise. 71—75.

Otto Friedrich von der Gröben. §. 76.

Französische Ansicht von deutscher Kunst. — Urtheil des Paters Bouhours. §. 77—82.

Wilhelm Ernst Tenzel. §. 83.

Gestörter Friede der deutschen Dichter unter einander. — Christian Wernack. §. 84. 85.

Christian Heinrich Postel. §. 86. 87.

Christian Friedrich Hunold. Menantes §. 88.

Der Kampf der drei letzt genannten Schriftsteller. §. 89.

Barthold Feind. §. 90.

1665-
A. 1729

Benjamin Neukirch. §. 91—95.
Gottlieb Stolle. §. 96.
Christian Thomasius. §. 97—100.
Schulen. Universitäten. Wissenschaftlicher Zustand in Deutschland. §. 101—104.
Leibnitz. §. 105. 106.
Christian Wolff. §. 107. 108.
Beredsamkeit der Deutschen. Theorie und Praxis. Talander. Schröter. Männling. Riemer. §. 109—113.
Samuel von Königsdorf. 114.
Neukirch. §. 115.
Von Fuchs. §. 116.
August Bohse (Talander). Complimente. Briefe. Allgemeine Lehrbücher. Der kurzweilige Redner. Harsdörfer. Klai. Birken. Kindermann. Rothe. Weise. Ludwig. Hübner. Uhse. §. 117—123.
Abraham a Sancta Clara. §. 124—131.
Gottlieb Cober. §. 132—134.
Johann Grob. §. 135.
Johann Ludwig Prasch. §. 136. 137.
Bemerkungen über die Mode-Kleidung der Deutschen jener Zeit. §. 138—141.

Viertes Buch.
Allgemeine Betrachtung. Chorführer und Nachwandelnde. §. 1.
Die geistlichen Lieder der Deutschen. Geschiedenheit und Reinheit dieser Sphäre. Rückblick auf Luthers Verdienste um das geistliche Lied. — Speratus, Jonas, Matthesius. — Ph. Nicolai.
Tiefe Bedeutung des geistlichen Liedes. Johann Heermann. §. 2—6.
Louise Henriette, Kurfürstin v. Brandenburg. §. 7.
Christoph Runge. §. 8.
Rückblick auf Paul Gerhard — Dach — Angelus — Altenburg — Rist. §. 9.
Großer Reichthum an geistlichen Liedern. §. 10. Ansicht von denselben §. 11. Einwürfe gegen den Werth derselben und Beantwortung. §. 12.
Verschiedene Quellen der Irrthümer in den geistlichen Liedern §. 13—18.
Religiöse Beredsamkeit. Rückblick auf Luther, Schwenkfeld, Matthesius, Arnd, Böhme. §. 19.
Johann Christoph Arnschwanger. §. 20.
Christian Scriver. §. 21.
Hans Aßmann von Abschatz. §. 22.
Erasmus Franciſci (Finx). §. 23.
Anna Sophie, Landgräfin von Hessen Darmstadt. §. 24.
Emilie Juliane Gräfin von Schwarzburg Rudolstadt. §. 25.
Ludämilia Elisabeth Gräfin von Schwarzburg Rudolstadt. §. 26.
Michael Kongehl. §. 27.

Wilhelm Petersen. §. 28.
Johanne Eleonore Petersen. §. 29.
Philipp Jakob Spener. §. 30. 31.
Christian Knorr von Rosenroth. §. 32.
Joachim Neander. §. 33.
Johann Kaspar Schade. §. 34. 35.
August Herrmann Franke. §. 36—38.
Erdmann Neumeister. §. 39. 40.
Benjamin Schmolke. §. 41.
Nachwort von Luther. §. 42.
Volksschauspiele. Allgemeine Bemerkungen. §. 43—45.
Genoveva. §. 46.
Don Juan. §. 47.
Die Stiefmutter. §. 48.
Der verlorene Sohn. §. 49.
Faust. 50—65.
Wichtigkeit des deutschen Volksdrama's. — Seltenheit mancher gedruckten Schauspiele. §. 66.
Wirthschaften. §. 67.
Opern. Dichter und Componisten. §. 68. 69.
Aeußere Verhältnisse der deutschen Bühne. Verhältnisse der Schauspieler. §. 70.
Velthem. Haupt- und Staatsactionen. Hanswurst. §. 71. 72.
Frau Velthem. §. 73.
Joseph Anton Stranizky, als Schauspieler und Schriftsteller. §. 74. 75.
Quoten. Denner. Karl von Eckenberg. §. 76.
Reibehand. Kuniger. §. 77.
Fortsetzung von den deutschen Romanen. Pauls von Winkler „Edelmann." Eines Ungenannten „Schlesischer Robinson." §. 78.
Große Anzahl der Romane. Schelmuffsky. §. 79.
Versuche Einzelner den Geschmack zu verbessern. Johann von Besser. §. 80. 81.
Friedrich Rudolph Ludwig Freiherr von Canitz. §. 82—86.
Carl Gustav Heräus. §. 87.
Johann Valentin Pietsch. §. 88. 89.
Christoph Woltereck. §. 90.
Johann Christian Günther §. 91—96.
Christoph Heinrich Amthor. §. 97.
C. F. Weichmann. Poesie der Niedersachsen. Postels Iphigenia. Telemanns Sinngedicht auf die deutschen Musiker. Hindeutung auf Fabricius und Richey. §. 98—100.
Johann Burchard Menke. §. 101.
Barthold Heinrich Brockes. §. 102—104.
Friedrich Christian Henrici (Picander). §. 105. 106.
Ulrich von König. §. 107.
In wie weit haben diese Männer gewirkt? — Politischer Zustand Deutschlands. §. 108. 109.

Die mächtigsten Fürsten Deutschlands: Kaiser Karl VI. und Friedrich Wilhelm I. König von Preußen. §. 110.
Zustand der Dichter. §. 111.
Aesthetische Kritik. J. S. Wahll. Joachim Statius. §. 112.
Eines Ungenannten Anleitung zur Poesie. §. 113.
Erdmann Uhse. §. 114.
Johann Hübner. §. 115.
Neue Schulen durch Bodmer und Gottsched errichtet. Deren Zwietracht. Schilderung J. J. Bodmers. §. 116—121.
Johann Christoph Gottsched. §. 122—126.
Louise Victorie Adelgunde Gottsched, geb. Kulmus. §. 127—129.
Früchte dieser Schulen. Hinblick auf eine bessere Zeit. 130.

Drit=

Drittes Buch.

Drittes Buch.

Bayerische Staatsbibliothek München

§. 1.

Auch in früheren Zeiten hatte Deutschland als Staat manche harte Bedrängniß von seinen Nachbarn erlitten, indem sowohl die seit den frühsten Zeiten nur zu häufig sich zeigende Uneinigkeit seiner Fürsten und Völker, als auch die Schwerfälligkeit und Vielgliedrigkeit seines politischen Körpers die rascheren Gegner begünstigte. Das Geheimniß unserer Schwäche bei aller Kraft, konnte noch weniger verborgen bleiben, seitdem durch den Religionsfrieden die zwei Hälften des Reiches gewissermaßen sanktionirt waren. Es zeigte sich bald deutlich genug, daß die alte heilige Scheu vor dem deutschen Reiche, als solchem, gewichen war, und Heinrich IV. von Frankreich verhehlte nicht, daß er sich mächtiger fühle in der Eigenschaft eines Königs der Franzosen, als seit den Friedrichen von Hohenstaufen irgend ein deutscher König sich gefühlt haben könne. Sein Tod wandte noch einmal die Gefahren von uns ab, die um so bedenklicher für uns hätten werden können, da Heinrich, der gewandte geistreiche Franzose, mit klugen und höflichen Worten seine für uns verderblichen Plane zu verhüllen wußte. Dennoch war damals der bloße deutsche Name, so wie der des Kaisers noch gefürchtet genug; denn die Erinnerung an die alte kraftreichere Zeit konnte nicht so bald verlöscht werden. Selbst in den ersten Jahren des dreißigjährigen Krieges

wagte kein Fremder sich in den großartigen Kampf zu mischen, den Deutsche mit Deutschen begonnen hatten, und als endlich Christian von Dännemark wirklich den Versuch machte, zeigte ihm eine einzige Schlacht, wie wenig vermögend er sei, selbst einem vereinzelten deutschen Heere zu widerstehen.

§. 2.

Als aber Wallenstein späterhin fast jede Form des Rechts verletzte, und, den Kern Deutschlands verwüstend, die verarmten Protestantischen Fürsten und Völker bis aufs äußerste getrieben hatte, als endlich der gefürchtete Feldherr auf dem Fürstentage zu Regensburg abgesetzt worden war, da erst konnte der große Gustav Adolph mit Recht hoffen, es sei die Zeit gekommen, wo auch ein Fremder — aber nur ein solcher wie er sich fühlte und zu fühlen Ursach hatte, — mit Erfolg in Deutschland auftreten dürfe. Die alte Ehrfurcht vor der Römischdeutschen Kaiserhoheit war indessen noch immer so tief begründet, daß selbst die von Oesterreich mit schonungslosem Uebermuth behandelten protestantischen Fürsten sich nur ungern und zögernd entschlossen, ihre Sache an die Sache Gustavs zu knüpfen. Gar viele deutsche Schriftsteller verargen es den deutschen Fürsten Bogislav von Pommern und Georg Wilhelm von Brandenburg, daß sie sich nicht augenblicklich den Schweden in die Arme warfen; sie vergessen aber dabei, daß der hochfahrende Leichtsinn, den vielleicht einige von ihnen (den Schreibern) selbst besitzen, nicht jedermann gegeben sei, und daß das Band, welches damals Kaiser und Fürsten des Reichs verknüpfte, viel enger sich wob, als sie es erlebt haben. Endlich aber bedenken sie nicht oder wollen nicht bedenken, daß doch am Ende ein Mensch wie ein Staat sich — im höchsten Sinne des Worts — nur selbst helfen könne, und daß jede Hülfe

von außen keine wahrhaftige sei, indem sie ihn dem Helfenden unterordnet. Es gehörte die ganze Fülle von Geist und Gemüth, von Tapferkeit und Frömmigkeit dazu, wie wir sie bei dem Könige von Schweden im schönen Verein erblicken, um ihn erreichen zu lassen was er erreichte. Ueber die tieferen Plane, welche sich späterhin vielleicht in seiner Seele bewegten, haben wir nur Vermuthungen, da sein früher edler Tod uns das End-Ziel verbirgt, das er sich selbst gesetzt haben mochte. Mit seinem Fall ändert sich die ganze Gestalt der Dinge, und wie wir in dem vorigen Abschnitte mit Schmerz gesehen haben, fand sich in Deutschland ein Zustand ein, dessen greuelhafte Verworrenheit mit Worten kaum genugsam zu beschreiben ist.

§. 3.

Aber sowohl die erste Hälfte des dreißigjährigen Krieges, in welcher das Unglück mit einer gewissen Großartigkeit verbunden war, als auch die zweite, in der alles verworren aus und in einander fiel, bietet uns das anziehende Schauspiel einer Reihe von Dichtern und Rednern dar, wie sie nur höchst selten sich in einem so kurzen Abschnitte zusammen finden. Es war, als hätte sie das Geschick versammelt, wie einen edlen Chor, den scheinbaren Untergang des geliebten Mutterlandes zu feiern. Ganz Deutschland fand sich überschwemmt von fremden Kriegern, die nicht mehr deutlich erkannten weshalb sie eigentlich gekommen waren, und kaum noch ein anderes Geschäft zu haben schienen als zu rauben und zu morden. Die deutschen Völker wußten oft selbst nicht mehr recht, an welch' ein Haupt sie sich schließen sollten, und schienen zuletzt kaum mehr an die Möglichkeit zu glauben, den allgemeinen Untergang zu hemmen. Wir sehen deutlich, daß sich endlich bei gar sehr

Vielen der Glaube erzeugt hatte, es seien wirklich und wahrhaftig die „letzten Zeiten" gekommen, und Menschenhülfe könne hier nicht mehr erwartet werden. Ein solcher Gedanke wirkte in jeder ungeläuterten Brust verderblich fort, und veranlaßte bald die empörendsten Grausamkeiten, bald lustige Verzweiflung, bald trübe wehrlose Verzagtheit, wovon uns Greifenson, Moscherosch und andere die Zeit beschreibende Autoren Belege genug geben *). Fern sei es daher von uns, den Fremden allein das Elend des Landes Schuld zu geben, auch die Mehrheit der Deutschen erscheint als verirrt oder verwildert, ja manche in einer Stimmung, die wir am liebsten als Wahnsinn betrachten, da sie Verhältnisse und Scenen erzeugte, in denen wir auch nicht eine Spur von der alten, sonst allgemein anerkannten Biederkeit erblicken, die das eigentliche Lebenselement des Deutschen ist und sein soll.

§. 4.

Um so nothwendiger und um so tröstlicher erscheint deshalb jene Reihe von Religiosen und Dichtern, die wir im zweiten Buche des ersten Bandes dieses Werks zu schildern versuchten. Reinheit der Gesinnung finden wir fast bei allen, so wie edlen Zorn, tiefe Sanftmuth, Hoffnung, Geduld. Laut verkünden sie der Nachwelt, daß sie nicht Theil genommen an dem eindringenden Verderben, und daß, wie grimmig auch der Wahnsinn wüthen möge, und wie er auch die Menge entzünde, doch noch die alte Treue und Sittlichkeit wohnen bei gar manchem deutschen Fürsten, so wie im Kern des Volkes. Nicht den Verlust der irdischen

---

*) Nur wer die Schriften dieser Männer und die Chroniken einzelner Länder, Städte und Dörfer kennt, vermag jenen Zustand zu beurtheilen. Gewöhnliche Staatsschriften aus jener Zeit geben nur das Exoterische und helfen wenig.

Güter, obwohl fast alle ihn erlitten, beklagen sie; ein besserer und höherer Schmerz ist es den ihr beredter Mund verkündet.

In dieser Hinsicht haben die Schriften dieser Dichter fast alle einen gemeinsamen Haupt-Inhalt, den ein jeder erst auszusprechen hat, ehe er irgend etwas anderes mittheilen darf: — Klage und Ermahnung, edlen Zorn in Liebe, gerechtes Strafen und religiöse Erhebung: das auszusprechen mochte sich fast keiner erlassen. Sie streben dabei nur nach Einfachheit und Tiefe, weniger nach Anmuth, fast niemals nach Zierlichkeit. Es ist genug, wenn der Mensch auf den noch rauchenden Trümmern seines Hauses und seines Vaterlandes in männlicher Würde erscheint. Feine und graziöse Tänze auf solchem Platze aufzuführen, und nur in den kunstreichsten Formen sich zu bewegen, mag wohl kein Billiger von ihm verlangen.

§. 5.

In einer solchen Stimmung bietet sich den Dichtern die Ode, das Lied, das Sonett, das Epigramm; und diese Gattungen sind es deshalb, welche wir mit Vorliebe und Auszeichnung kultivirt sehen. Aus dem Klagegedichte wird aber bei den Besseren ein Trostgedicht, der tiefe Ernst, durch Religion beruhigt, verschmäht den Scherz und Witz nicht, der edle Zorn führt zur Satire, und selbst der ganze Jammer des irdischen Lebens läßt sich oft für den Moment beschwichtigt einschließen in die zwei Zeilen eines Epigramms.

Für den Roman zeigen sich glückliche Anlagen, aber eine falsche Ansicht. Man schien zu glauben er sei bestimmt, in unendlich breiter Form alles aufzunehmen, was man nur irgend mit einigem Interesse denken, fühlen und aussprechen könne; an künstlerisches Auffassen, Anord-

nen und Concentriren dachte man nicht. Genug, wenn man nur irgend etwas Ernsthaftes oder Scherzhaftes vorbrachte, welches unterhalten und nächstdem auch ein wenig belehren konnte. Was wir dadurch in künstlerischer Hinsicht verloren haben, ist durch die Darstellung der damaligen Wirklichkeit für den bloßen Aesthetiker keinesweges ersetzt worden; dennoch wollen wir mit rein menschlicher Ansicht den Simplicissimus z. B. als ein in hohem Grade wichtiges Buch gern anerkennen, das uns Belehrungen giebt, welche wir in der Geschichte, die nur im Spanischdeutschen Mantel oder im Priesterrock einhergeht, vergeblich suchen würden. Verletzen freilich werden uns diese Belehrungen fast überall, denn wir finden hier sogar häufige Beispiele von einer Grausamkeit, die wir nicht anders als raffinirt-abscheulich nennen können; allein wir dürfen uns nun einmal der Wahrheit nicht weigern, sondern sollen den ganzen heillosen Wahnsinn jener Zeit kennen lernen. Dafür sorgt jener Roman, der kein Roman ist, sondern eine bloße, aber sehr gründliche und mit Geist und Sprachgewalt verfaßte Abschilderung des wirklichen Lebens. Wären solcher Bücher nur mehr vorhanden, aber leider finden sich aus der damaligen Zeit nur wenige.

§. 6.

Der Abschluß des westphälischen Friedens gab dem erschöpften Deutschland nicht sogleich Ruhe wieder; denn, wie bereits früher bemerkt worden, erst im Jahr 1653 sehen wir unser Vaterland von den fremden Truppen verlassen, in so weit sie dasselbe verlassen sollten. Wie war alles anders geworden! Die herrlichen Bisthümer Metz, Toul und Verdün, (eigentlich Tull und Verden), waren an Frankreich übergegangen, das zugleich eine Oberhand über den

Elsaß gewonnen hatte, die schon jetzt das künftige Schicksal des schönen Landes ahnden ließ. Der bei weitem größeste Theil von Pommern und die Herzogthümer Bremen und Verden waren an Schweden abgetreten worden, das noch zu guter letzt mit stets erneuerten Forderungen für seine aufgewandten Kriegskosten hervortrat, die man sämmtlich bewilligen mußte, und nur mit der letzten Anstrengung zu erschwingen vermochte. Der alte Glanz der Kaiserkrone war verdunkelt und die schneidende Theilung Deutschlands in ein protestantisches und katholisches zeigte sich dem Blicke nur zu deutlich. Aber nicht bloß der Glaube, auch Urtheil und Neigung überhaupt schien die deutschen Völker von einander zu trennen, und mancher Süddeutsche sah in dem Norddeutschen nur einen verlornen Bruder, so wie dieser von jenem, der noch immer als der mächtigere erschien, stets Gefahr besorgte. Das Band der gemeinsamen Sprache war nur ein sehr lockeres, denn leider vernachlässigte und verkannte man jetzt größtentheils unsere herrliche Sprache, den Franzosen huldigend, die uns am meisten verletzt und geschwächt hatten. War doch schon dort in Osnabrück und Münster, — in jener Gegend wo einst Herrmann das Vaterland und dessen Ursprache und Bildung gerettet hatte! — von den kleineren Enkeln mehr Französisch als Deutsch verhandelt worden. Unter den deutschen Fürsten und Staatsmännern fanden sich wenig ausgezeichnete; viele dagegen leicht zu überwinden von den größtentheils sehr geübten und übermüthigen fremden Gesandten. Wahrhaft groß dürfen wir vielleicht nur den Einen Friedrich Wilhelm von Brandenburg nennen, der stets leuchtend, unter den Fürsten seiner Zeit keinen gleichen, kaum einen entfernt ähnlichen findet, so wie der Graf Trautmannsdorf unter den Staatsmännern.

§. 7.

Deutschland wäre verloren gewesen, hätte man sich nicht wenigstens jetzt, nach dem Ende des Krieges, wieder auf den Anfang besonnen, und wäre nicht wirklich dieses Einzige errungen worden: die Freiheit der evangelischen Kirche. Man fühlte mehr oder minder deutlich was alles man verloren, darum freute man sich desto inniger des Einen was man gewonnen hatte, und so können wir das große einfache Wort rühmend aussprechen, daß es damals wirklich eine sichtbare und unsichtbare lutherisch-protestantische Kirche gab, deren Glieder mit reinem Eifer zusammen hielten. Was für sie geschah durch Lehre und Predigt, ist mehr als jetzt manche glauben mögen; aber noch weit größer ist das Verdienst welches sich die Deutschen erwarben um den geistlichen Gesang und das Kirchenlied, dessen späterhin näher wird gedacht werden.

War aber dieser edle Religionseifer gerettet, so fand sich auch jetzt wieder die alte nie ganz zu vernichtende Tugend ein: religiöse Geduld in Beziehung auf irdische Verhältnisse. Sie zeigte sich in ihrer ganzen Stärke, indem man, klar einsehend daß selbst in Jahrhunderten nicht wieder gewonnen werden konnte, was in einigen Jahren verloren worden war, dennoch gelassen anfing wieder aufzubauen in so weit man es vermochte. Man verzweifelte nicht, obwohl die irdische Klugheit keinen Rath wußte, und jedes Jahr neue Wunden mitzubringen schien. In diesem Nichtverzweifeln und gottvertrauenden Forthandeln liegt die beste Tugend der damaligen Deutschen.

§. 8.

Ferdinand III. starb im Jahr 1657, ein Fürst der Deutschland an den selbst geschlagenen Wunden fast hatte

verbluten sehen, und von allen Tugenden eines Mannes fast keine andere hatte üben können als Anstand im Unglück und Geduld. Gleich nach seinem Tode zeigte sich der durch den Friedenschluß genährte Uebermuth Frankreichs, indem es mit nichts geringerem umging, als das Haus Bourbon mit der deutschen Königskrone und Römischen Kaiserwürde zu schmücken. Schon waren mehrere Stimmen der Kurfürsten, geschreckt durch die Nähe des übermächtigen Gegners, für diesen Plan gewonnen, als noch zu rechter Zeit die andern deutschen Fürsten, insonderheit Friedrich Wilhelm von Brandenburg, das ganze Elend und die ganze Schmach zu überschauen anfingen, die über Deutschland kommen mußte, wenn Frankreichs Vorhaben geglückt wäre.

So erreichte endlich Oestreich seinen Zweck, und der Erzherzog Leopold bestieg den deutschen Thron, um ihn vom Jahr 1658 bis 1705 zu behaupten. Es ist nicht leicht, diesen Fürsten völlig gerecht zu beurtheilen, denn er zieht uns fast eben so oft an, als er unsere Neigung zurück stößt. Wir erkennen in ihm eine rechtliche, gutmüthige und fromme Gesinnung, die er, besonders als Ehemann und Vater zeigte, wir achten seine Standhaftigkeit und Geduld, seine Unermüdlichkeit in langem, oft jahrelang unbelohntem Harren, wir schätzen seine Gelehrsamkeit und Kunstfertigkeit; aber wir vermissen in ihm das Herrschertalent im höheren Sinne, ein Talent, das die eiserne Zeit gebietrischer wie je von einem deutschen Könige begehrte. Er schien selbst zu fühlen, daß er in dieser rauhen gewitterschweren Periode nicht Kraft genug besitze, um das von vielen Seiten her drohende Unglück abzulenken, und wandte deshalb seine ganze Vermögenheit nur an, um die ihm unabänderlich scheinenden Leiden mit Standhaftigkeit zu erdulden. Sein Fehler war,

daß ihm viel zu früh unabänderlich schien, was durch muthiges, rasches und besonnenes Handeln oft gar wohl hätte geändert werden können *). Sein sittliches Gemüth war verfeindet mit seiner fehlervollen Zeit; aber er verstand sie nicht ganz, und vermochte deshalb nicht sie recht zu behandeln und zu erheben.

§. 9.

Ihm gegenüber stand Ludwig XIV. gewissermaßen der Normalkönig der Franzosen, mit dem großen Talente begabt, alles was Großes, Nützliches, oder auch nur Glänzendes in seinem Reiche vorhanden war, um sich her zu versammeln, und zu seinen Zwecken zu gebrauchen, und dabei jedem Auslande zu imponiren. Den Zweck stets vor Augen habend, Frankreich zu dem mächtigsten Staate Europa's zu machen, war er nicht verlegen um die Mittel, die ihm alle ziemlich gleich galten, sobald sie sich nur durch irgend eine kühne oder nur prachtvolle Phrase beschönigen ließen. Fast alles was ihm im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts zu unternehmen gefiel, gelang, theils durch die Macht der Waffen, theils durch kluge Verträge, theils durch List und

---

*) Es ist bekannt, daß, so oft ihm eine traurige Nachricht überbracht wurde, was in den ersten vierzig Jahren seiner Regierung fast ohne Unterbrechung geschah, er mit schwer errungener Ruhe zu erwiedern pflegte: „Es ist schlimm, sehr schlimm, aber es wird noch viel schlimmer werden, ehe es besser wird.“ Es ist zu hart, wenn Coxe behauptet, seine Tugenden seien nur die Tugenden eines Mönchs gewesen; aber es ist nicht zu leugnen, daß sich mitunter auch wohl eine gewisse Dumpfheit und mechanische Fertigkeit im Dulden bei ihm zeigte. — Wie viel die Erziehung der Jesuiten, in deren Händen er sich so oft befand, verschuldet hatte, ist als allgemein bekannt vorauszusetzen.

Betrug. Unter allem was ihm glückte, ist aber das Höchste: die Bewunderung, welche er fast dem ganzen Europa einflößte für den kriegskünstlerischen Verstand, die politische Klugheit; den geselligen Ton, die Sprache und Poesie seines Volkes. In mancher Hinsicht war allerdings hier etwas zu bewundern oder wenigstens anzuerkennen, in anderer Beziehung, z. B. auf Sprache und Poesie, mußte Täuschung gar sehr zu Hülfe kommen, um diese übertreibend trunkene Liebe hervor zu bringen, so wie es vollends nur durch eine gänzliche Gefangennehmung der Geister zu erklären ist, daß seine Politik, wie sie sich häufig zeigte, nicht überall als beinahe atheistisch, und eben deshalb durchaus verwerflich erkannt wurde. Daß er aber dennoch so viele Geister gefangen nehmen konnte, zeigt allerdings von einer großen Anlage; doch mögen wir uns nicht abermals täuschen, und etwa wähnen, als habe dazu eine fast unerhörte Geisteskraft und Feinheit gehört. Die Zeit selbst half ihm am meisten, sie war recht sehr ermattet, ja man könnte sie theilweise fast ein wenig abgestanden nennen; Ludwig hatte noch die frischesten Kräfte, und wußte sie zu benutzen. Jene übergütige Zeit bewunderte so gern, und fand doch nicht viel Stoff, Ludwig gab doch oft Gelegenheit zu staunen, und nahm deshalb gern Huldigung an.

In seinen Kriegen war er so glücklich, die großen Feldherrngaben eines Türenne, Villars u. s. w. benutzen zu können; auf ein paar tausend verbrannte Städte und Dörfer in Feindesland kam es ihm eben nicht an, und selbst die abscheulichsten Grausamkeiten eines Melac *) in dem

---

*) Die armen Deutschen suchten sich an dem gewaltigen Mordbrenner dadurch zu rächen, daß sie ihren Hunden den Namen Melac beizulegen pflegten, wodurch der Name eine

gehaßten Deutschland verübt, fanden keinen strengen Richter an ihm. In seiner Politik wußte er sich zu helfen durch klugen Wechsel lockender Artigkeit und in Schrecken versetzender Drohung, unbefangener, naiver Härte, Ueberraschungen, vieldeutiger Worte und so weiter. Mitunter wurden auch reine Gewaltstreiche nicht verschmäht, denn er nahm Luxenburg und Straßburg mitten im Frieden weg, und äußerte späterhin nicht viel mehr als ein kühles Erstaunen, daß man über diese Unternehmungen erstaunen könne, da es ihm doch nun einmal gefallen habe so zu handeln. — Deutschland litt hier fast Aehnliches wie König Lear. Es hatte in dieser Hinsicht fast zu sehr recht, um Recht zu bekommen.

§. 10.

So glänzend angethan, und fast mit jedem Jahre in noch künstlicher gemachten Stralen wachsend, berührte Ludwig gewaltig Spanien, die Niederlande und vor allen unser armes Deutschland. Spanien verarmte, ungeachtet seines Peru und Mexico, immer mehr; aber die ewigen Pyrenäen konnten doch nicht von der Stelle gerückt werden, und so blieb das Land in sich ungeschmälert, und man durfte für die Zukunft eine gute Hoffnung festhalten. Holland konnte überrannt werden und für den Moment gar

---

schlimme Unsterblichkeit gewonnen hat. Indessen ist diese Benennung durchaus nicht zu billigen, denn womit hatten es die armen, ehrlichen, treuen — Hunde verschuldet, daß man sie so schalt? — Wer übrigens den Melac ganz kennen will, der halte sich — man verstatte die abermalige Wiederholung, zu der indeß guter Grund vorhanden — an deutsche Chroniken, so wie an die Biographien einzelner geflüchteter Deutschen, die genau und deutlich beschreiben, ohne Vorgunst und Vorhaß.

vieles leiden, aber man raffte sich bald wieder zusammen, in aller Besonnenheit, deren Zähheit (man verstatte das Wort in gutem Sinne) hier gerade die beste Schutzwehr wurde; auch blieb ja das reiche Meer, dessen Mitbesitz man keineswegs aufgegeben hatte.

Doch wie anders war es bestellt mit Deutschland und wie betrübend! Hier war kein vereinigender Mittelpunkt, hier zeigten sich zwei gegen einander überstehende, eifersüchtige Hälften; ja in den Hälften selbst waren wieder Hälften, Spannungen und Zertrennungen. Ehe man sich in Regensburg nur über die Art der Zusammenkünfte, über die Formen des Vortrages, ja sogar über die — Farbe der Stühle vereinigen konnte, auf denen die kurfürstlichen, herzoglichen u. s. w. Gesandten sitzen sollten, hatten die raschen Franzosen längst den Rhein überflogen, einzelne Mitglieder des deutschen Reichs in der Nähe des Stroms geworfen oder gewonnen, und bedrohten den eigentlichen Kern Deutschlands. Es ist dabei nicht zu verhehlen, daß es leider auch einige deutsche Fürsten gab, denen das Unglück der Rheinländer fast wie eine — fremde Sache erschien, indem sie sich beruhigt hielten, so lange nur der Feind ihr eignes Land oder Ländchen nicht erreicht hatte.

§. 11.

Betrachten wir nun die vorzüglichsten Kriege Ludwigs mit unserm Vaterlande, so finden wir zuerst den von 1672 bis 1679, Jahre, in denen sich das ganze Elend der durch keine große Idee zusammengehaltenen deutschen Zerstückeltheit nur zu deutlich zeigte. Das einzige Jahr 1674 stellt uns die Franzosen als Sieger in fünf Treffen dar: bei Sinsheim, Ladenburg, Mühlhausen, Ensisheim und Türkheim, und nur mit großer Anstrengung machte Montecuculi

in folgendem Jahre einen Theil dieses Unglücks wieder gut. Aber auch Türenne's Lorbeer war nicht mehr rein geblieben, denn die unerhörte Verwüstung der Pfalz bringt den talentreichen Feldherrn um den schönen Namen des ritterlichen Helden, der sich nimmer verträgt mit schonungsloser Härte. — Und wie verträgt sich wieder diese mit seinem Benehmen, als der zürnende Kurfürst ihn zur Rechenschaft forderte im Einzelkampf!

Der Friede zu Nimwegen war eines solchen Krieges vollkommen würdig, und er wurde von Oesterreichischer Seite mit einer solchen Uebereilung geschlossen, daß man ihn kaum auch nur für einen rechten Waffenstillstand ansehen konnte. Ludwig zeigte auch sogleich, daß er durch die erlangten großen Vortheile noch bei weitem nicht befriedigt worden sei, und das in aller Geschichte beispiellose Reunionssystem vollendete eben sowohl seinen Uebermuth, als die schmachvolle Unterwerfung der meisten Deutschen.

§. 12.

Während aber auf dieser Seite jedes Jahr, ja fast jeder Monat neue Leiden mitbrachte, war es auf der andern sogar den barbarischen Völkern, die sich selbst als „ewige Feinde des Christenthums" rühmen, gelungen, das (nicht ohne Schuld der Oesterreichischen Regierung) empörte Ungarn durchbrechend, in das Erzherzogthum selbst verheerend einzufallen und mit ungeheurer Macht die ehrwürdige Kaiserstadt selbst einzuschließen. Es kann nicht verhehlt werden, daß Ludwig selbst, der bekanntlich als König von Frankreich den Namen des Allerchristlichsten führte, dem widerchristlichen Volke Rath, Hülfe und Officiere geschickt hatte, und so schien alles den Untergang oder doch wenigstens die Zerstückelung der Oesterreichischen Monarchie zu

ver-

verkündigen. Die Verwüstung, welche die Türken anrichteten, konnte die Deutschen nicht befremden, die an fast ewigen Krieg gewöhnt waren, wohl aber reizte das fast neue Elend von vielen Tausenden, Männern, Frauen und Kindern, die von den Barbaren als Sklaven fortgeschleppt wurden, zu edlem Zorne, und mit Rührung sehen wir die braven Bürger Wiens unter dem tapfern Fürsten Stahrenberg, männlich kämpfend und ausharrend gegen das fast endlos überlegene Feindesheer, mit Rührung sehen wir endlich einige (von Leopold oft gekränkte) deutsche Fürsten, unter dem Polenkönig Sobiesky herbei eilen, und die alte Kaiserstadt befreien (1683). Es ist für uns ein lichter Augenblick in einer langen, schweren, dumpfen Nacht; zugleich aber auch vielleicht der einzige politische Schmerz Ludwigs, während der ganzen letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

§. 13.

Fast mit demselben höchsten Widerwillen wie bei den Kämpfen der Siebziger Jahre verweilt der Blick bei dem neuen Eroberungskriege Ludwigs in den Jahren 1689 bis 97, und kein Wort ist genügend, die Greuel zu schildern, mit welchen (1689) abermals die herrliche Pfalz und ein Theil der Rheinlande von den Franzosen verwüstet und verbrannt wurden, und keine Zeit wird das Gefühl verlöschen dürfen, das die Deutschen über jene größtentheils zwecklosen Grausamkeiten empfinden müssen. Zum Ruhm der Brandenburger soll und darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß sie unter dem viel verkannten Friedrich III. durch die Schlacht bei Ordingen, so wie durch die Wiedereroberung von Bonn und Kaiserswerth den Niederrhein retteten *). Späterhin wurde

*) Bekanntlich ist er um deswillen von gar manchen, dem achtzehnten Jahrhundert angehörenden Geschichtschreibern,

der Krieg mit erneuertem Unglück geführt, und wenn es ja scheinen möchte, als sei der Friede zu Ryswic (1697) weniger ungünstig ausgefallen als sich erwarten ließ, so ist klar genug, daß Ludwig sich diesmal nur um deswillen ein wenig mäßiger benahm, weil er Zeit gewinnen wollte, sich zu neuem Kampfe zu rüsten, der bei der nahe scheinenden Thronveränderung in Spanien unvermeidlich war. —

§. 14.

Wirklich ruhten die Waffen auch nur drei Jahre, denn schon das beginnende achtzehnte Jahrhundert brachte neue ungeheure Kämpfe mit. Karl XII. von Schweden erschütterte den Norden, gab aber, indem er ihn erschütterte, dem Gegner das Bewußtseyn eigener, früherhin nie in ihrem ganzen Umfange geahndeter Kraft. Wohl hätte Karl, der den reichsten Kranz des Genies bei einem streng sittlichen, fast eisernen Gemüthe oft stolz und oft bescheiden trug, einen schönern Lohn für manche seiner Thaten verdient, als ihm gewährt wurde; aber die Ueber-Raschheit mit der er handelte, ließ ihn die schwere Kunst des Wartens und Duldens vergessen, so wie in den letzteren Jahren seines Lebens auch jene edle Mäßigung, ohne die selbst bei den reinsten Absichten das Glück nicht zu fesseln ist. Mit Ausnahme Sachsens, das den Zorn des Siegers nur zu schwer em-

---

die sich selbst philosophisch-pragmatisch nannten, sehr angefahren worden, daß er sich um fremde Angelegenheiten (d. h. um den deutschen Kaiser und das deutsche Reich) so eifrig bekümmert habe. Im siebzehnten Jahrhunderte und zu Anfange des achtzehnten glaubte man dagegen, ihm und seinem tapfern Heere den größten Dank schuldig zu seyn, daß er seine eigenen westphälischen Länder, so wie überhaupt ganz Westphalen und den Niederrhein vor dem Andrange der übermächtigen und beutelustigen Feinde gerettet habe.

pfand, berührte Karls Siegeslauf — oft einer Kometenbahn vergleichbar — Deutschland selbst nur an einigen Gränzen, auch dort nicht verweilend, und oft sogar den unterdrückten Protestanten wenigstens für den Augenblick Hülfe bringend. — Für vaterländische Bildung konnten diese nordischen Kriege, an denen Deutschland, als Staat, nicht Theil nahm, weder sonderlich nützen noch sonderlich schaden. Die Deutschen sahen in dem Könige einen Helden, der in manchem Charakterzug ihrem Gemüthe nicht fremd war, und seine Krieger waren (unähnlich den Franzosen jener Zeit) weit entfernt, sich uns als Lehrer aufdringen zu wollen. — Nur die tragische Stimmung hätte der naheliegende Gedanke, daß die Wiege des Jahrhunderts auch auf dieser Seite im Blute stand, erhöhen können, und wohl hätte man hoffen mögen, daß die Phantasie der deutschen Dichter sich hier neu würde entzündet haben; aber es war eben keine solche Stimmung vorhanden, und es entzündete sich in dieser Hinsicht nichts. Man war größtentheils zu einer gewissen kühlharten Gesetztheit gelangt, die nicht viel mehr zu sagen weiß als etwa: „Es ist nun einmal so; wir haben schon viel Schlimmeres erlebt und auch das wird vorüber gehn, ohne uns Glück zu bringen; was aber das Unglück betrifft, so kennen wir das schon ganz, und neues giebt es kaum mehr für uns.“ Eine solche Stimmung aber bringt nichts Poetisches hervor.

§. 15.

Weit wichtiger und — unerfreulicher für den Gang unsrer Bildung wurde der neue Krieg mit Frankreich, über den hier nur Folgendes erwähnt werden möge. Ludwig XIV. streckte, da der König Karl II. von Spanien kinderlos gestorben war (16. Nov. 1700), nach der reichen Erbschaft die Hände aus, und

so tief geschwächt sich auch Leopold durch die beiden früheren jammervollen Kriege, die er mit ihm geführt hatte, fühlen mußte, so vermochte er doch zu dieser neuen Anmaßung nicht zu schweigen. Während die Unterthanen in seinen Erbstaaten sich mit Eifer rüsteten, erging an die Fürsten Deutschlands der Ruf und die Mahnung um pflichtmäßige Treue und Hülfe. Mit besserm Eifer als gewöhnlich folgte man dem Ruf, denn Preußens Friedrich I., der das neue Jahrhundert mit einer Selbstkrönung begann, und Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, der 1692 die neunte Kurwürde erhalten hatte, beide durch Dankbarkeit an den Kaiser gefesselt, gingen den übrigen Fürsten mit edlem Beispiele voran. Nur der Kurfürst von Baiern, Maximilian Emanuel, (reg. 1679 bis 1726) von Frankreich gewonnen, trennte sich von dem würdigen Bunde, doch die Strafe ereilte ihn diesmal mit rascheren Schritten als sie sonst zu gehen pflegt, und erst spät wurde das, was sich von außen her zurückgeben läßt, ihm wirklich zurückgegeben.

Es schien als hätten die Deutschen durch ihre früheren unglücklichen Kriege mit Frankreich eingesehen, daß sie nicht wetteifern könnten mit dieser Nation in Hinsicht des Vermögens den Moment rasch aufzufassen und zu benutzen, nicht in der ewig regen sinnlichen Anschauung, und, wenn ich so sagen mag, in der Arithmetik des Verstandes. So hatte man denn aus dem Auslande würdige Feldherrn gewählt, Eugen von Savoyen und den englischen Fürsten Marlborough, und wenn sich auch der deutsche Stolz dadurch verletzt fühlen mußte, so gab es doch den Trost, daß auch ein rein deutscher Mann, Ludwig von Baden, ihnen zur Seite stand, und an Feldherrntalent nicht unrühmlich mit jenen großen Führern wetteiferte.

§. 16.

Es giebt Jahre in diesem Kriege, bei denen der Blick des Vaterlandsfreundes mit Freuden verweilt, und die Schlachten bei Höchstädt, Turin, Ramillies, Malplaquet stehen als ewige Säulen des Ruhmes auch für deutsche Tapferkeit und Beharrlichkeit da. Welche Hoffnungen ließen sich anknüpfen an so glänzende Erfolge! Aber ein anderes war in dem höhern Rath beschlossen, und aus der blutigen Siegessaat ging für uns kaum eine belohnende Frucht auf. Eine armselige Kabale riß die Seele des Krieges, Marlborough, aus unsrer Mitte und England aus der großen Verbindung wider Frankreich. Diesem Abfalle folgten andre, die Franzosen benutzten den für sie günstigen Umstand mit gewohnter Klugheit und Raschheit, und der Friede von Utrecht und späterhin der von Rastatt sanktionirte abermals Frankreichs Uebermacht. Nicht das Haus Habsburg, sondern das Haus Bourbon errang den Thron von Spanien, und wenn auch Ludwigs früheres unmäßig stolzes Wort: „Jetzt giebt es keine Pyrenäen mehr," sich bald (und auch noch ihm selbst) als Irrthum zeigte, so war doch sein Wille äußerlich durchgesetzt, und wenigstens der Schimmer seines Ruhmes hatte nicht gelitten, der noch oft genug, selbst lange nach seinem Tode (1715, 1. Sept.) für wahren Glanz gehalten wurde.

Wenn aber schon bei einzelnen Individuen große und gerechte Hoffnungen, die sich plötzlich in Nichts auflösen, auf die ganze Stimmung des Gemüths nachtheilig zu wirken pflegen, so mußten die Wirkungen jenes trotz der höchsten Anstrengung doch am Ende mißlungenen Kampfes, für die Stimmung der deutschen Nation noch ungleich nachtheiligere Folgen haben.

§. 17.

Es schien vielen, als könne Frankreich nicht besiegt werden, denn nachdem es sechs bis sieben Jahre hinter einander fast alle seine Schlachten verloren, hatte es ja am Ende doch triumphirt; und wodurch konnte dies anders seyn, als — wie man eben so voreilig als trübe schloß — durch die ihm allein eigenthümliche (?) höhere Macht des Verstandes? — Schon früher hatte sich die Bemerkung bestätigt, daß die Deutschen ihre schöne Liebe zur Gerechtigkeit zuweilen übertreibend zur Karikatur machen, woraus dann jene demüthige Uebergerechtigkeit entsteht, die bei vielen Einzelnen mit Resignation in Beziehung auf sich selbst, und mit geistlähmender Bewunderung alles Ausländischen endigt.

Das höchste Gesetz des Geschichtschreibers ist bekanntlich Wahrheit, und so schmerzlich es auch seyn muß, so ist doch auch hier lediglich diesem Gesetz gefolgt worden in der Schilderung der äußerlichen Verhältnisse und des politischen Sinkens jener Zeit. Ohne eine genaue Kenntniß dieser rein historischen Grundlage, ist die Cultur jener Periode und die seltsame Richtung des ganzen geistigen Strebens während derselben, schlechthin nicht zu verstehen; aber sehr klar wird uns das ganze Gebiet selbst der seltsamsten Literatur, wie sie uns nun begegnen wird, wenn wir erkannt haben, unter welchen vaterländischen und welthistorischen Beziehungen die deutschen Dichter, Redner, Religiosen u. s. w. während der letzten Hälfte des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ihre Arbeiten componirten. Sie sollen dadurch nicht entschuldigt oder gar gerechtfertigt werden da wo sie Tadel verdienen; — es ist hier nur davon die Rede, sie in ihrer ganzen Wesenheit zu erklären, und

es ist ein großer Uebelstand in den meisten früheren Literargeschichten, daß das Verhältniß der geistigen und gemüthlichen Bestrebungen zu dem rein faktisch Gegebenen, historisch und politisch Wirklichen nicht gezeigt oder als unwichtig behandelt wird.

§. 18.

Dieser große Irrthum findet seine Wurzel in der verkehrten Ansicht, als sei die Kunst überhaupt etwas ganz außerhalb dem Leben stehendes, etwas bloß Fantastisches und Ueberschwengliches, den Flügen des Paradiesvogels gleich, der, nach der Fabel, keine Füße hat, um auf der Erde zu stehen. Geht man aber auch nicht immer gerade so weit in der fantastischen Ansicht, so meint man doch wenigstens, die Dichter hätten eigentlich kein anderes Vaterland als die Welt überhaupt, und brauchten sich deshalb um das Unglück des Landes wo sie geboren und erzogen worden sind, nicht sonderlich zu bekümmern. Die Muttererde gehe sie wenig an, und sie zu lieben dürften sie sich erlassen. In dem ihnen zugehörenden Reich der Fantasie sei Krieg und Friede nur Scherz, und sie könnten nach Gefallen hier schalten und walten. Eine solche Ansicht ist eben so unsittlich als unschön; und, wäre sie gegründet, würde der Staat das vollkommene Recht haben, seine sämmtlichen Dichter des Landes zu verweisen. Sie ist aber völlig leer und gehaltlos, und obwohl die bessere Ueberzeugung, wie ich hoffen darf, aus diesem ganzen Buche hervorgehen wird, so möge doch auch hier ausdrücklich gesagt und wiederholt werden, daß auch der größeste Dichter ein Kind seiner Zeit ist, und selbst dann, wenn er sie genialisch erhöht, in steter Wechselwirkung von ihr empfangend und ihr gebend, daß er sich mit tausend Banden an das Vater-

land gefesselt fühlt, daß dessen Ehre und dessen Fall seine innigste Freude und sein innigster Schmerz ist, daß er ein fester und freigesinnter, aber den Gesetzen freudig gehorchender Bürger ist, daß ihm heilig ist der reine Altar seiner Kirche und theuer der trauliche Heerd seines stillen Hauses.

Nur wenn wir diese Ansicht erfaßt haben, wird uns die große und tiefe Bedeutung des Amtes der wahren Dichter deutlich werden, die als Lehrer, Berather, Helfer und Tröster ihrer Zeit dastehen, so wie wir auch nur dann in der Literatur eines Volkes die ganze Bedeutung verstehen lernen werden. Diese Literatur ist dann nicht mehr etwa ein Haufe guter, mittelmäßiger und schlechter gedruckter Bücher, sondern die Erscheinung des geistigen Lebens im Volke, dessen ganzes Wollen und Nichtwollen die Dichter, die es selbst anerkannte, ausgesprochen haben.

§. 19.

Jetzt erst, nachdem wir uns diesen Weg gebahnt, können die Dichter und Redner jener Zeit an uns deutlich vorüber geführt werden, zu denen wir uns jetzt wenden wollen. Man nennt die Periode, welche nunmehr unsere Betrachtung in Anspruch nimmt, gewöhnlich die Hoffmannswaldau-Lohensteinische, nach den beiden berühmten Anführern der geistigen Richtung der Zeit. Dieser Abschnitt in unsrer Culturgeschichte ist so verrufen, und erscheint in der That so höchst seltsam, daß wir uns mitunter wie in einer fremden Welt zu befinden glauben, und daß wir stets auch den politischen Fall Deutschlands vor Augen behalten müssen, um uns in diesem wunderlich verwachsenen Garten besser zurecht zu finden.

Schon gegen das Ende der früheren Periode (der Opitz-Flemmingischen) begegneten uns manche Dichter, die den Ab-

fall von der alten Gediegenheit, Treuherzigkeit und Einfalt verkündeten. Sie wollten viel besser sein als jene alten, aber dieses Wollen war bei den meisten ein eitles, das sich mehr um den augenblicklichen Erfolg als um die Sache selbst bekümmerte. Wirklich blendete man auch die Zeitgenossen nur zu bald, und, da die Kunst so zu blenden sich mit ziemlicher Bequemlichkeit erreichen ließ, so fehlte es nicht an einer Menge nachwandelnder Genossen. Indem ich mich deshalb auf die Charakteristik einiger am Schluß des zweiten Buchs bereits genannter Dichter beziehe, gehen wir jetzt zu der Betrachtung anderer, welche diese Periode theils vorbereiteten, theils begründeten.

§. 20.

Johann Wilhelm Laurenberg,

(geb. zu Rostock, 1591.)

lebte eine geraume Zeit daselbst als Professor der Mathematik und Poesie, wurde späterhin in derselben Eigenschaft an die Ritterakademie zu Soroe versetzt, und starb im Jahre 1659.

Wer diese Jahreszahlen betrachtet, möchte befremdet sein, diesen Mann, dem ohnehin in den meisten Literargeschichten ein überaus günstiges Urtheil zufällt, erst jetzt hier auftreten zu sehn, allein es scheint er gehöre eigentlich gar keiner Periode an, habe mit der Opitz-Flemmingischen nur sehr wenig gemein, stehe zwar fast gänzlich fremd der Schule, welche von Hoffmannswaldau und Lohenstein den Namen führt, falle aber dennoch theilweise in den großen Abschnitt der irrenden Bestrebungen. Er ist ein Satiriker, dem es nicht an loyaler Gesinnung, leidlicher Menschenkenntniß, Munterkeit und einzelnen guten und witzigen

Einfällen gebricht; und da man nun leider manche der früheren reicheren deutschen Satiriker vergessen hatte, so schien er fast allein zu stehn, und es kam leicht zur Ueberschätzung seines Werthes. Betrachten wir ihn aber näher, so findet sich, daß er, um als poetischer Satiriker zu gelten, bei weitem nicht frei, umfassend und gebildet genug ist. Der Satiriker bedarf aber gerade der tiefsten, heitersten und jener durchaus positiven Bildung, welcher die irrigen und unächten Prinzipe der Zeit längst klar geworden sind, weshalb sich ihm dieselben auch leicht als Gegenstand des behaglichen Humors zeigen werden. Laurenberg ist völlig zufrieden, daß er einige Modethorheiten der Zeit erhascht hat, über die er dann mit Recht ein wenig spaßen kann. So faßt er z. B. die thörichten Kleidermoden, die französirende Sprache, die falsche Erhabenheit im Ausdruck bei den deutschen Rednern und Dichtern der damaligen Zeit wohl auf, und spottet ihrer mit ziemlichem Salz; das Unglück aber ist, daß er nur verneinen, doch an die Stelle des mit Recht Verneinten nichts positiv Gutes und Schönes setzen und geben kann. Um wahrhaft poetisch scherzen und spotten zu können, muß der Dichter sehr viel sein, und Laurenberg ist nicht genügend.

§. 21.

Zuweilen macht er sogar das bloß Erbärmliche, über welches niemand lachen mag, zum Gegenstand der Satire. So bringt er z. B. einen kläglichen Bettelpoeten in Collision mit einem reichen, aber auf andere Weise nicht minder armseligen Kaufmann, doch schlägt sich der Satiriker auf die Seite des Letztern. — Man dürfte fragen, wie es möglich sei, dergleichen Widrigkeiten angenehm zu finden; daß es aber möglich gewesen, ist mir nicht unbekannt geblieben.

Was Laurenbergen einigermaßen entschuldigt, doch nur in den Satiren, welche die früher genannten Thorheiten angehen, ist der Umstand, daß sein Zeitalter überhaupt noch nicht reif für die Satire war; desto schlimmer aber daß er, bei seinen nicht zu verkennenden Talenten, doch jenes Zeitalter kaum halb verstand und nicht ahndete was es mit Recht verlange und was demselben gegeben werden sollte. Sein Eifer für Reinheit der Sprache und Gesinnung ist an sich höchst löblich; doch sind leider seine Schriften nicht immer geeignet, jenen Eifer zu unterstützen. Genau betrachtet ist es auch nur ein halber Eifer, der nicht viel erreichen kann.

Er schrieb bekanntlich in plattdeutscher Sprache, die er mit Leichtigkeit zu behandeln weiß. Gern verzeihen wir ihm daß er diesen Dialekt besonders liebte, und denselben, der in früheren Jahrhunderten bekanntlich häufig, und zuweilen mit Glück gebraucht worden war, auch jetzt noch hervor zu heben suchte; wenn er aber das Niederdeutsche überhaupt dem Hochdeutschen vorzieht, ja wohl gar zur Universalsprache der Deutschen machen möchte, so ist dies ungerecht und verkehrt und mußte nothwendig wirkungslos verhallen.

Wir geben eine kurze Probe seines Styls, welche hinreichend sein mag, da seine Gedichte nicht gar selten sind.

Er klagt in dem Eingangs-Liede, daß sich jetzt alles in Deutschland so rasch verändere, und was vor einem Jahre gegolten, heute nicht mehr in Ehren gehalten werde.

Solcke Doerheit werd gehalet
All uth Franckrick, darvôr ys
Mennig Schilling, ja gewys
Mennig Tünne Golds bethalet.

Vör Vernunfft und Wyßheit goet
Gifft men kum ein Stücke Brot.

Die letzte Strophe des Gedichts lautet:

Kleder, Sprake, Versche schriven
Endert sick fast alle Jahr,
Man ick acht ydt nicht ein Haer.
Bei dem Olden wil ick blyven.
Höger schall myn Styll nicht gahn
Als myns Vaders hefft gedaan.

§. 22.

Joachim Rachel,

(geboren zu Lunden im Holsteinschen 1618, gestorben als Schulrektor zu Schleswig 1669.)

Auch dieser Schriftsteller würde, wenn wir nur die Zeit in Anschlag bringen, in der er lebte und schrieb, einer frühern Periode angehören; allein die Richtung seines Geistes ist zum Theil von solcher Art, daß wir ihn fast wie Laurenberg als einzeln stehend betrachten dürfen. Er hat sich ganz ausschließlich auf die Satire gelegt, dieselbe aber nur selten mit freiem poetischen Geiste, sondern fast durchaus subjectiv, obwohl mit rühmlicher Gesinnung und oft recht männlichem Gefühl behandelt. Jene Heiterkeit der Seele, wie wir sie bei Hans Sachs, Fischart und einigen anderen früheren deutschen Dichtern wahrnehmen, fehlt ihm fast ganz, er hat das selbst gefühlt, und sich deshalb den zürnenden Juvenal und den kernigen Persius zu Mustern gewählt. Selten nur versucht er zu scherzen, noch seltner glückt es ihm, obwol es ihm im strengern Sinn des Worts nicht an Witz und Salz gebricht. Er selbst ist klar genug sich den Humor (natürlich kennt er auch das Wort nicht)

abzusprechen, und giebt deshalb bald ein Feld auf, auf welchem er sich nicht ganz frei bewegen kann. — Indessen bleibt ihm noch gar manches, wofür er ausgezeichnetes Lob verdient. Er ist ein ächter deutscher Mann, voll einfacher Bildung, zum Theil erworben durch das Studium der Alten, seine Schilderungen sind oft lebhaft und kernig, und — was das Beste ist — er schildert nicht, wie so manche seiner Zeit, thörichte und lasterhafte — Griechen und Römer, die wir ja doch am liebsten von ihren Landsleuten selbst geschildert sehen, sondern manche deutsche Thorheiten seiner Zeit, weshalb er auch historisch sehr wichtig ist. Schade nur daß er von Deutschland nur wenig kennt, und, wie es scheint, nie über Holstein und Meklenburg hinaus gekommen ist. Die Fehler aber, die er wirklich kennt, z. B. die immer mehr überhand nehmende Gallomanie, die oft sehr verkehrte Kinderzucht u. s. w. weiß er meistens kräftig zu schildern, und stets werden wir gern den lebhaften Darsteller hören, und den rechtlichen, für Zucht und Sitte wohlbemüheten Mann hochachten.

Am berühmtesten scheinen seine Klagen über den erstgenannten Uebelstand der Ausländerei geworden zu sein. Hier wird er oft sehr bitter, und scheut sich nicht das Härteste auszusprechen über manchen der damaligen Jünglinge, den Fremdsucht verderbt hatte:

Er meidet das Latein.
Ein jeglich ander Wort muß nur französisch seyn.
Französisch Mund und Bart, französisch alle Sitten,
Französisch Tuch und Wams, französisch zugeschnitten.
Was immer zu Paris die edle Schneider-Zunft
Hat neulich aufgebracht, auch wider die Vernunft,
Das liebt dem Teutschen zu. Sollt' ein Franzos es

wagen

Die Sporen auf dem Huth, die Schuh an Händen tragen,
Die Stiefeln auf dem Kopf, ja Schellen vor dem Bauch,
Anstatt des Nestelwerks, ein Teutscher thät es auch! —

Es gehörte aber eben zu dem Charakter der damaligen Gallomanie, daß sie selbst für den giftigsten Spott und Hohn wie taub erschien. Was wußte, meinte man vielleicht, ein Schleßwigscher Schulrektor von jener süßen Galanterie, um die man sich zu bemühen anfing? Mochte er brummen und schelten; man fuhr fort bei den Franzosen in die Schule zu gehen, und ihnen theures Lehrgeld zu bezahlen; erhielt aber dafür außer manchem andern Spott auch noch die Bemerkung zum Lohn, daß die Deutschen große Bewunderer seien. Doch auch das machte die robusten und galanten Admirateurs nicht irre, und so ist es gekommen, daß auch die Kritiker besonders in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts diese Stelle häufig angeführt haben, theils mit Seufzen, theils mit Bitterkeit.

Sprache und Versbau zeigen Racheln als einen Schüler Opitzens; aber als einen selbstständigen und sinnigen. Er selbst übertreibt die Bescheidenheit so sehr, daß er redet von einem

— — — Unterstehn (!)
Die vorgemachte Bahn dem Opitz nachzugehn,
Wiewohl bei weitem nach. —

§. 23.

Allerdings steht er ihm nach im äußern Umfange der Bildung, so wie vielleicht der klassischen Gelehrsamkeit; aber er übertrifft ihn oft an Lebendigkeit und Kühnheit, welche

bei Opitz nicht selten durch den Umgang mit der sogenannten vornehmeren Welt gehemmt sein mochte. — Rachel schrieb folgende Satiren: 1) Das poetische Frauenzimmer oder böse Sieben. Nur der Schluß, wo er von der bösen Sieben zu der guten Achten übergeht, erhebt sich auf eine anziehende Weise, und der sonst sehr strenge Mann wird hier freundlich und angenehm. 2) Der vortheilige Mangel, 3) die gewünschte Hausmutter, 4) die Kinderzucht, 5) das Gebet, 6) das Gute und Böse, 7) der Freund, und 8) der Poet. Zwei andere Satiren, betitelt „Jungfern-Anatomie" und „Jungfernlob," nebst einem kleinern Gedicht: „Verkehrtes Weiberlob," die man ihm häufig zugeschrieben, sind vermuthlich nicht von ihm, denn sie haben nicht immer jene strengere Rechtlichkeit, die in Rachels schriftstellerischem Charakter liegt. Hin und wieder ist fast ein Vor-Hoffmannswaldau in ihnen sichtbar.

Es ist merkwürdig, daß der bescheidene Rachel erst zwei Jahre vor seinem Tode (1667) eine Ausgabe von seinen Satiren veranstaltete. Mit einem so kleinen Büchelchen, von kaum acht Bogen *) glaubte er wohl schwerlich auf die Nachwelt zu kommen, was allerdings in Deutschland (welches oft von seinen Dichtern nicht bloß viel sondern vieles verlangt) zu den größten Seltenheiten gehört. Dennoch hat es sich zugetragen, Rachel ward bald als Klassiker

---

*) In der vor mir liegenden Ausgabe: „Joachimi Rachelii Londinensis Neu-verbesserte Teutsche X. Satyrische Gedichte, Deme beigefüget Laurembergii Scherz-Gedichte, Samt einem Anhange etlicher in dieser Zeit neu herausgekommener Nieder-Sächsischen Teutschen Versen, vor die Liebhaber der edlen Poësie von neuem wiederum aufgeleget und gedrucket. Bremen, bei Johann Wesseln, E. E. Hochw. Raths Buchdruckern, 1700" — füllen die Racheln mit Sicherheit gehörenden Gedichte nur 138 Seiten in Duodez.

anerkannt; seine Gedichte wurden häufig gedruckt, und noch im Jahr 1743 erschien eine zierliche Auflage.

Nur seine lateinischen Epigramme, deren eine große Zahl sein soll, sind, wie es scheint, völlig vergessen worden, und es ist mir nicht gelungen, sie aufzutreiben.

§. 24.

Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau,

(geb. zu Breslau, 1618, gest. daselbst am 18. April, 1679.)

Dies ist der Mann, der von seinen Zeitgenossen und von denen, die gleich nach ihm lebten, vergöttert, späterhin als die Schmach und das Unheil der deutschen Literatur betrachtet, und mit einem fast allgemeinen, poetischen Fluch belegt wurde. Es ist deshalb sehr der Mühe werth, ihn mit Genauigkeit zu beurtheilen.

Er war ein Mann von schönen Kenntnissen, vorzüglich in neueren Sprachen, stets reger Fantasie, leichtem Witz, der sich besonders durch Unerschöpflichkeit in Gleichnissen auszeichnet, und einem Reim-Talent, welches ihm das Mechanische der Dichtkunst sehr erleichterte. Selbst Opitz, der ihn als Knaben kannte, zeichnete ihn aus, und Andreas Gryph, dessen frommem Sinne eine so frivole Natur durchaus zuwider hätte sein müssen, gesteht dennoch, daß er „lauter Wunder spreche." Das Höchste im Ruhmreden aber erreichte Lohenstein in dem Leichensermon, den er seinem Freunde hielt, worin er ihn den großen Pan nennt, und seinem Loben durchaus kein Ende setzen kann *). Es giebt

wenige

*) Diese Leichenrede, welche 46 Seiten lang ist, findet sich in der Ausgabe der Hoffmannswaldauischen Gedichte vom Jahre 1680.

wenige schmückende Beiwörter, die sich dem Redner nicht hätten borgen müssen, so daß fast ein Epitheton ornans auf das andere stürzt, und den abgeschiedenen Dichter zu erdrükken droht. Gegen das Ende wird Hoffmannswaldau gar noch eine „fromme Seele" genannt, und nicht ohne besondere Zierlichkeit beigefügt „er habe die Spitze seines Herzens, wider den gemeinen Stand, wie die Zedernblätter auf dem Berge Libanon jederzeit durch Andacht gegen den Himmel gekehrt." Christian Gryph, der wenig bedeutende Sohn eines sehr bedeutenden Vaters, erkennt ihm in seinem „bethränten Breslau" den Preis zu: über Guarini, Loredano, Marino und Opitz. Nicht weniger beeifert sich der zu seiner Zeit gleichfalls berühmte Dichter Heinrich Mühlpfort, den Ruhm des Verstorbenen zu verkünden, der in einem weitläufigen Gedichte pater patriae, sanctissimus iustitiae custos, vindex legum, ingenii dictator, arbiter aevi u. s. w. genannt wird. Bei Hoffmannswaldau's Tode (so erzählt Mühlpfort) haben die Najaden und Dryaden in Thränen geschwommen, und (fast wie die Troerinnen in dem Senecaischen Trauerspiel) sich die Brust zerschlagen; Apollo selbst verlor die Tramontane, die der Gott der schöngemäßigten Kraft billig nie verlieren sollte, er warf die Cither weg, und wollte nicht ferner dem verwaisten Pindus vorstehen. Es wird nicht erwähnt, ob und wie man den verzweiflungsvoll Klagenden am Ende noch wieder zufrieden gesprochen habe. — Auf diese Weise wurde damals größtentheils die ästhetische Kritik gehandhabt, man scheute sich vor der Berührung wunder Stellen, und das ganze Wesen lief fast auf nichts weiter hinaus als auf Verhätschelung, ein Wort, das sich hier nicht umgehen läßt, da es die Sache wohl bezeichnet.

§. 25.

Möge Folgendes zur Erklärung von Hoffmannswaldau's literarischem Charakter dienen. — Daß die Poesie eine heilige Sache sei, indem sie den eigentlichen Kern des Lebens und der Geschichte darstellt, haben stets alle Dichter, die diesen großen Namen verdienten, mit vollendeter Ueberzeugung geglaubt, und mit ihnen alle ihre würdigen Leser, weshalb auch zwischen beiden Theilen stets ein reines, zartes und sinniges Verhältniß waltet. Den deutschen Dichtern der früheren Perioden ist ganz besonders nachzusagen, daß sie an eine solche Heiligkeit geglaubt, und dieselbe oft zur Sprache gebracht haben. Andere Mindere, sowohl an Talent als an Gesinnung, haben die Poesie doch wenigstens im Allgemeinen als etwas sehr Bedeutendes, Großartiges genommen, und wenn sie auch mitunter dadurch in einseitige Ernsthaftigkeit versanken, so haben sie dadurch nur wenig geschadet; indem sie selbst und jeder freiere Geist am Ende ja doch den Weg zum reinen Scherze finden konnten, so bald sie nur völlig wollten, da ihr tüchtiger Ernst sie desselben würdig machte.

Wie aber, wenn einmal ein reichbegabter Mann, vielleicht nach langer Anstrengung und Leiden denen er nicht gewachsen war, endlich etwa also zu sich selbst gesprochen hätte: Die guten Deutschen und ich mit ihnen haben bisher an die Heiligkeit und Großartigkeit der Kunst geglaubt und wohl manches erreicht, was sich mit allen Ehren sehen und hören lassen darf. — Aber was hat es uns viel geholfen? Das größere Publikum bewundert dergleichen nur ehrenhalber und mit Scheu, und — greift nach leichterer Waare. Wie weit es mit der Ernsthaftigkeit der Deutschen geht, hat sich während der ersten Hälfte des dreißigjährigen

Krieges gezeigt, und späterhin, da wir fast verblutet waren, machten fremde Völker, wobei wir ihnen mit letzter Kraft halfen, fast das gesammte Vaterland zu einer ausgeplünderten Brandstätte. Jetzt herrscht Frankreich und nicht bloß in Frankreich, sondern bei uns politisch und geistig. Unsere Fürsten, Großen und Reichen reden fast nur französisch, und ihre Kinder werden von Franzosen erzogen und unterrichtet. Die Deutschheit geht umher wie eine gute alte Matrone mit fast verweinten Augen, bittend, ermahnend und scheltend, aber fruchtlos: denn fast alle werben nur um die Gunst der leichtflüchtigen gallischen Nymphe. — Wohlan denn! auch wir können uns ja wohl der Heiligkeit und der Ernsthaftigkeit entäußern, auch wir können ja wohl, wenn nicht mit Gottes Hülfe, doch mit des Teufels Gewalt, nicht blos leicht und flüchtig, sondern auch fade und frivol, lascív und obscön sein, wenn auch unsre Sprache — sittlich-vornehmer Weise — für dergleichen kein rechtes Wort hat und haben will. Die Sachen lassen sich doch finden. —

§. 26.

Wie? wenn Hoffmannswaldau so gedacht, und, vielleicht mit andern Worten, sich ausgesprochen hätte? Seine poetischen Handlungen lassen es vermuthen, denn was ist es das wir an ihm bemerken? Treffliche Anlagen; aber überall auf den heillosesten Abwegen. Seine Poesie ist ein leichtsinniger Aff, der mit geistlosen Augen lustige Sprünge macht, sein Witz ist ohne Kraft und Freiheit, aber voll frecher Willkühr und undeutscher Weichlichkeit; seine Fantasie empört durch ihre Laxität jeden Leser von reinerem Gefühl, seine Leichtigkeit wird Zerflossenheit, seine Süßlichkeit endet mit Ekel, und die Gemeinheit wird um so widerlicher, je lustiger sie sich gebehrdet. — Freilich trägt seine bessere Natur

zuweilen noch den Sieg davon; in solchen Augenblicken scheint er sich selbst vor seinen schlaffen Gesinnungen zu schämen, und stimmt Bußlieder an, die wenigstens von dieser Seite betrachtet, etwas Anziehendes haben können. Da findet er denn wenig Freude mehr an der gemeinen Weltlust, der falsche Schimmer und Prunk ist ihm zuwider, und der Gedanke des Todes ergreift ihn nicht selten mit einer so schauderhaften Gewalt, daß man wohl sieht, wie wenig Erfreuliches ihm sein Geist und seine Fantasie über diesen Gegenstand zu sagen wußte. Auch bleibt es nur bei dem Bereuen wollen, und jene unglückselige Halbwollust, die er besonders in einigen seiner Heldenbriefe an den Tag legt *), scheint leider niemals ganz und gar von ihm gewichen zu sein. Ohne diese innere Weichlichkeit, die ihn niemals etwas Festes ergreifen ließ, hätte er bei seinen bedeutenden Anlagen und Kenntnissen etwas Vorzügliches leisten können.

§. 27.

Wie aber ist zu erklären, daß er den ungemessenen Beifall fand, von dem alle Zeitgenossen voll sind und der sich fast bis in die vierziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts erhalten hat? Es wirkte hier viel zusammen. Zuvörderst die politische Erschöpfung Deutschlands, und die Uebermacht Frankreichs in jeder Beziehung. Man fragte sich, was es

---

*) Dies ist besonders der Fall in dem Briefe Abälards an Heloisen und Adelindens an Holdenreich. (S. Ch. von Hoffmannswaldau's sinnreiche Heldenbriefe u. s. w. 1680. S. 133—62.) Er war der Erste der diesen üppig frivolen Ton anstimmte, in welchem er indeß gar bald viele Nachahmer, ja sogar Uebertreffer, gefunden hat, bis zuletzt auch der nothwendig erfolgende Ekel dem ganzen Unwesen ein Ende machen mußte.

denn nun sei wodurch Frankreich herrsche, und glaubte — die anziehendere gesellige Bildung und den Witz der besseren damaligen Franzosen nicht anerkennend — den Zauberstab nur in jener fröhlichen Leichtigkeit und Leichtsinnigkeit der Meisten derselben zu finden. Ein solcher Dichter wie Hoffmannswaldau war noch nie unter uns aufgetreten. Von der oft gerügten vaterländischen Schwerfälligkeit schien er nichts zu haben, er war leicht wie dünne Luft, keck wie eine Fliege, forderte nicht die mindeste Anstrengung, und wer wollte konnte ihn selbst im Halbschlummer lesen, ohne das gänzliche Einschlafen befürchten zu dürfen, denn seine gaukelnden Späße hielten wach. — — Aber seine frechen Obscönitäten! wie vertrugen sich die keuschen biedern Deutschen mit solchen Verworfenheiten? Gewiß verachteten sie das tief innerlich; aber, auch schon sehr gesunken in der Ansicht von den Dichtern, meinten sie, mit solchem leichten Völkchen müsse man es nicht zu genau nehmen; und, gänzlich sicher vor Ansteckung, sahen sie mit einer gewissen Neugier zu, wie weit es der keck frivole Mann wohl noch treiben werde. Hatten sie doch ferner gar zu oft hören müssen, daß dergleichen Spaßhaftigkeit beliebt sei, daß eine gewisse witzige Ruchlosigkeit nicht übel lasse, und so waren sie vielleicht sogar im Herzen froh, daß sich doch auch einmal ein Mann unter ihnen gänzlich aufopfere, und zeige, er könne, wenn er nur recht wolle, ungemein frivol sein.

§. 28.

Wer die früheren deutschen Dichter nur oberflächlich gelesen, könnte hier den Einwurf machen, daß ja doch auch einige unter ihnen reich genug sind an rohen Scherzen, z. B. Hans Rosenplüt, zuweilen auch Hans Sachs und Ayrer, und daß man leider nur zu oft bei ihnen durch überderbe

Natürlichkeit, Rohheit und Gemeinheit verletzt wird. Es kann dies leider nicht geläugnet werden; aber es ist zwischen diesen gerügten Fehlern und der ganzen Hoffmannswaldauischen Art und Kunst noch ein ungeheurer Unterschied. Jene Alten stellten, wenn ich mich so ausdrücken darf, das Thier im Menschen gern dar, und, da dasselbe bekanntlich nicht immer ein Löwe oder ein Lamm ist, so bekamen wir in solchen Schilderungen gar manches Anstandwidrige zu schauen und schlimmes Getöse zu vernehmen. Sie verdienen Tadel, daß sie jenes Thier oft so gänzlich ungenirt reden ließen und dadurch den Geschmack beleidigten; aber der Sittlichkeit haben sie dadurch wenig oder gar nicht geschadet, denn sie sind sehr ehrlich, und geben jenes Thier für nichts anderes aus als für ein Thier, das eben durch das Göttliche im Menschen gänzlich besiegt werden soll; — leider aber bei gar vielen Menschen herrscht. Sie bauen keine goldene Brücke vom Laster zur Tugend, und vom dunkeln Sumpf zum sonnigen Hügel, sondern sie wollen nur eben schildern wie es in dem Sumpfe aussieht. Daß dabei auch des Witzes der Sünde gedacht wird, und daß sich derselbe lustig genug macht, liegt in der Natur der Sache, denn im tiefern Sinne kann sich überhaupt jedes Laster nur durch gewisse untergeordnete Gattungen von Witz erhalten, ein Gedanke der uns höchst wichtig erscheint, und auch den größesten Dichter bei der Zeichnung mancher seiner Charaktere, z. B. des Bastards im Lear, Richards III. u. s. w. geleitet haben mag, worauf ich hier nur hindeuten kann, da eine genauere Untersuchung außerhalb der Gränzen dieses Buchs liegt.

§. 29.

Wie ganz anders bei Hoffmannswaldau! — Bei ihm zerfließt selbst das gemüthlich Widerstrebendste in einander, und da er nichts Festes erfaßt hat, so ist bei ihm das Laster gewissermaßen nur ein lustiger Anhang der ernsthaften Tugend, und die Buhlerei verträgt sich bei ihm recht gut mit frommen Gebeten. Das ganze Leben wird bei ihm zu — weichem Schlamm, auf den er eine Menge Blumen wirft, die aber an solchem Ort keine Freude gewähren können.

Man hat diesen Schriftsteller eines Theils dadurch anklagen, eines Theils dadurch entschuldigen wollen, daß man seiner bekannten Vorliebe für die Italienische Poesie der neueren Zeit erwähnte, so daß er bei solchen Vorbildern nicht wohl anders habe werden können. Diese Ansicht, von einem Literarhistoriker dem andern nachgeschrieben, ist aber, meines Bedünkens, gänzlich unstatthaft. Hoffmannswaldau's Lieblinge in der italienischen Literatur waren Guarini und Marino. Dem erstern, bekanntlich einem der anmuthigsten Dichter, deren sich Italien jemals zu erfreuen gehabt, hing seine bessere Natur an, und er übersetzte dessen „getreuen Schäfer.“ Wer möchte ihn tadeln, daß er dieses Werk den Deutschen in ihrer Muttersprache zu geben wünschte; hätte er nur besser übersetzt. So aber ist seine Arbeit durchaus mißlungen zu nennen, denn von dem Reiz des Originals ist beinah jegliche Spur verwischt, so daß man die Uebersetzung fast für ein schlechtes Original halten möchte *). Was den Marino betrifft, so ist allerdings be-

*) Dennoch schätzte sie Lohenstein sehr, und fügte ihr noch den vorredenden Alpheus bei, den sein Freund nicht hatte zur Sprache kommen lassen.

kannt genug, daß er insonderheit in seinem berühmten Gedicht „Adonis" eine laxe Gesinnung und insonderheit einen Hang zu üppigem, falschem Witze zeigt; allein Hoffmannswaldau hat ihn weder übersetzt, noch eigentlich nachgeahmt, und wir finden kaum einen Anklang aus dessen Werken in den seinigen, die, ihrer originellen Verworrenheit wegen, einen solchen auch kaum aufnehmen konnten. Freuen mochte sich Hoffmannswaldau allerdings, daß auch der berühmte Marino manches Ueppige geschrieben habe, und daß er sich im Nothfalle mit dessen Autorität decken konnte; sonst aber steht er mit ihm nur in seltener Berührung, und ist was er ist, fast völlig auf seine eigene Hand und aus seinen eigenen Mitteln.

§. 30.

Von Hoffmannswaldau's Werken sind bereits im Laufe dieser einfachen Untersuchung einige genannt, unter denen die „Heldenbriefe" leider am berühmtesten geworden sind. Außerdem finden wir noch: vermischte Gedichte, Hochzeitgedichte, geistliche Gesänge, Bußlieder, Begräbnißgedichte und poetische Grabschriften. Ernst ist es ihm fast nur mit den Bußliedern, bei denen er wirklich einige Zerknirschung gefühlt zu haben scheint; ein leichtes Talent aber findet sich fast in allen seinen Erzeugnissen; doch nur ein solches, das aus der weitesten Ferne blendet; näher betrachtet aber als des verständigen Urtheils und des Geschmacks gänzlich entbehrend erkannt wird.

So steht denn also dieser Poet als ein trauriges Warnungszeichen für alle Zeiten da, und die Schmach die auf ihm haftet, wird um so größer, je entschiedener die Anlagen sind, welche er mißbrauchte. Wohl verdienen auch manche deutsche Dichter vor ihm Tadel von mancherlei Art;

aber wahrhaft zuchtlos, flach und seicht, und zwar dies alles mit Fleiß und kokettirend mit diesen Fehlern: diesen ungeheuren Vorwurf verdient er zuerst. Von allen Deutschen zuerst! ein Urtheil, das, obwohl deutlich genug begründet, sich dennoch nicht ohne Schauder niederschreiben läßt.

§. 31.

Und wie hat sein Beispiel geschadet! Er war der Chorführer, und wer nur fade Scherze und zuchtlose Liebeleien in leichte Reime kleiden konnte, der galt als ein guter Poet und guter Nachahmer des Vielgefeierten. Wenn, wie bekannt, selbst Männer wie Canitz und Thomasius, in Beziehung auf ihn, so wunderbar irrten *), wer hätte damals wagen wollen gegen ihn aufzutreten? — Neumeister, der bekanntlich eine Kritik fast aller deutschen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts geschrieben (1708), giebt ihm geradezu den ersten Preis **), und Herdegen, ein from-

---

*) Thomasius erklärte öffentlich, Hoffmannswaldau und Lohenstein seien ihm lieber als — sechs Virgile!!

**) Er bewundert insonderheit als vollendet klassisch zwei Zeilen von ihm, deren eine nur eine Plattheit, die andre einen entlehnten Gedanken enthält:

„Die Schwindsucht der Vernunft, so man die Liebe nennt,"

und:

„Ich bete stets: O Gott, behüte mich vor mir."

Noch möge hier angeführt werden, daß die Unterschrift des Hoffmannswaldauischen Bildnisses kein geringeres Lob enthält als folgendes, das wol bis zum jüngsten Tage kein Mensch ganz verdienen wird:

Pieridum, populi, Charitum, patriae, atque Senatus
Delicium, columen, cor, Deus, anchora erat.

mer Prediger, der eine Geschichte des Pegnitz-Ordens geliefert, erklärte noch im Jahre 1744, bei einer Gelegenheit, wo von Hoffmannswaldau gar nicht die Rede sein konnte, und gleichsam nur durch sein kritisches (sehr irrendes) Gewissen getrieben, jenes Mannes Gedichte würden je älter desto anmuthiger. Solcher Urtheile ließen sich leicht noch eine große Menge hinzusetzen; doch sei es für jetzt genug, zu erwähnen, daß des Dichters Name allein schon hinreichte, um einer Collection von Gedichten in sieben Bänden, die in den Jahren 1695 bis 1727 erschienen, viel Ansehen und Absatz zu verschaffen. Denn abgerechnet, daß auch die ersten Bände dieser Sammlung doch nur solche Gedichte von ihm enthielten, die er selbst des Druckes für unwerth gehalten, bringen die letzten Theile kaum ein Paar Blätter mit seiner Namensüberschrift, und noch obendrein solche, von denen es kaum wahrscheinlich ist, daß sie ihn wirklich zum Verfasser haben. Es war ja so leicht, Hoffmannswaldauisch zu dichten; gab man aber dergleichen Fratzen für Reste aus dem Nachlasse des Seligen aus, so hielt sich fast jedermann zur Bewunderung verpflichtet; und die große Menge von unbekannten Poeten, die sich hinter den gefeierten Führer steckte, wurde nun mit bekannt, und gelegentlich mit geschätzt.

§. 32.

Und wer war denn nun der Erste, der die Hoffmannswaldauische Autorität gänzlich verwarf, und den ganzen Mann als einen Geschmacksverderber anklagte? Nicht der Epigrammatist Wernike, (wie gewöhnlich von denen angeführt wird, die diesen Dichter nicht selbst gelesen) denn er ficht nur im Allgemeinen gegen die Nachahmer der Schlesischen Poeten, und fast mit Scheu gegen ein Paar Stellen

aus Lohensteins Trauerspiel „Ibrahim Sultan;“ den Hoffmannswaldau selbst aber hält auch er für das größte Genie der Zeit. Jener erste Bekämpfer war niemand anders als der wohlbekannte, viel besprochene und fast (wenn ich so sagen darf) zersprochene Gottsched. Wohl ruht auf diesem Manne gar mancher sehr gerechte Tadel, und der Hochmuth, der sich besonders in seinen späteren Lebensjahren zeigte, hat ihm nicht selten auch gerechten Spott zugezogen; doch jenes genannte Verdienst wollen wir ihm gern zuerkennen. Indeß ist leider, wie immer, seine Kritik nur Wortkritik, und die innere Hohlheit des zu Bekämpfenden läßt er gänzlich unangetastet. Verdienst bleibt ihm aber dennoch, weil wenigstens Muth dazu gehört, um einen seit sechszig Jahren allgemein gepflegten, und durch die lange Zeit verhärteten, ja fast versteinerten Irrthum anzugreifen.

§. 33.

Daniel Caspar von Lohenstein,

(geboren 1635 am 26 Januar, zu Nimptsch in Schlesien, gestorben zu Breslau 1683 am 27. April.)

Von seinem äußern Leben ist nur wenig und zwar Folgendes zu sagen: Er besuchte die Schule zu Breslau, war bereits im sechszehnten Jahre reif zur Universität, ging nach Leipzig und Tübingen, dann auf Reisen durch Deutschland, Holland und Ungarn, bestand glücklich einige Gefahren, kehrte dann nach Breslau zurück, ward Syndikus, und heirathete 1657. Von da an folgte eine Ehre der andern, die man sowohl dem Staatsmanne als Dichter brachte. Selten vielleicht hat ein Mann sein ganzes freilich nur kurzes Leben so mannigfaltig genossen, wie er. Seinem — wie sich deutlich zeigt — menschenliebenden Gemüth begeg-

nete überall die Freundschaft, er hatte die Freude als Staatsbürger Bedeutendes zu wirken, und als Sprößling eines edlen alten Hauses vermochte er manches, was in beschränkterer Lage zu erreichen unmöglich gewesen wäre. Seine Amtstreue war so groß, daß er seine dichterischen Arbeiten fast nur bei Nacht unternahm, und außerdem doch noch Zeit übrig behielt, fast sämmtliche nur irgend erlernbare Sprachen der alten und neuen Zeit sich zu eigen zu machen. Ruhm und Ehre wurden ihm in so hohem Grade zu Theil, daß vielleicht selbst Opitz nichts gleiches aufzuweisen hat, und es scheint dennoch nicht, daß ihn alle diese Auszeichnungen unbescheiden gemacht hätten. Sein Tod wurde als ein öffentliches Unglück betrachtet, und die Gedichte, mit denen er gefeiert werden sollte, sind kaum zu zählen.

§. 34.

Wenn wir nun nach diesen Anführungen, die nur gerecht sind, seine Werke genau durchgehen, so müssen wir billig — erschrecken, und es scheint fast unbegreiflich, wie ein solcher Mann so manches unserm Geist, Herzen und Geschmack völlig Widerstrebendes habe hervorbringen können. Es dünkt uns fast, es müsse dennoch ein gewisser Hang zum Unsittlichen, besonders zur sinnlichen Ueppigkeit und grellen Grausamkeit in ihm gewohnt haben, indem viele Scenen in seinen Schriften jene böse Farbe ganz ohne Noth tragen; allein es wird sich dennoch ergeben, daß keinesweges sein Gemüth sündigte, sondern nur sein Geschmack, der von Jahr zu Jahr mehr verderbend, mitunter fast das Aeußerste des Irrthums zu erreichen strebte. Jedes Aeußerste aber, wenn es mit Kraft erreicht worden ist, hat etwas Imponirendes, am meisten aber in einem so ungeläuterten und un-

glückseligen Zeitraume als der war, in welchen seine poetische Wirksamkeit fiel *).

Es ist entschieden, daß Lohenstein nicht nur als Lebender seine ganze Zeit geistig beherrschte, sondern daß er auch noch lange nach seinem Tode als das größeste tragische Genie, welches jemals in Deutschland aufgetreten sei, betrachtet wurde. Rechnen wir einige wenige, ohnehin fast scheue Stimmen ab, die sich gegen Einzelnes in seinen Schriften erhoben, so dürfen wir sagen, daß während eines halben Jahrhunderts kein gedruckter Deutscher an der poetischen Vollendung dieses Dichters zweifelte.

§. 35.

Steht es aber also mit ihm, so ist nichts unersprießlicher als der hoffährtige Leichtsinn, mit dem er während der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts durchgängig be-

---

*) Auch bei Lohenstein hat man die Unsittlichkeiten durch seine Vorliebe für Marino erklären wollen; — eine sich seltsam im Cirkel bewegende, nichts erklärende Erklärung. — Historisch wichtig bleibt es allerdings, daß man damals Ariost und Tasso fast ganz vergaß; wie wenige können aber auch jetzt sich in dieser Hinsicht einer vollständigen Kenntniß rühmen; wie wenige kennen z. B. Tasso's Sonette, Canzonen, Madrigale und Stanzen. Ich selbst gestehe, daß ich erst durch die treffliche Uebersetzung von Karl Förster (Zwickau 1821, zwei Bändchen) auf dieselben aufmerksam gemacht worden bin, und so möge mir denn erlaubt sein, für diese Belehrung und Genuß dankend, auch andere zu demselben Genusse einzuladen, ohne sonderlich in Sorgen zu stehen, ob gerade hier auch der rechte Ort sei, diesen Fingerzeig zu geben. — — Uebrigens darf man vielleicht behaupten, es sündige fast jede Zeit durch Vernachlässigung irgend eines großen Dichters, oder großen religiösen, oder historischen Schriftstellers, — eine Ansicht, die wohl nähere Betrachtung verdienen möchte.

handelt worden ist. Ein Kritiker schrieb dem andern nach, der Breslauische Poet habe nichts weiter als halbtollen Schwulst, und widerwärtige Geschraubtheit. Man vergaß aber dabei, daß man mit pathetischem Halbunsinn allein doch wohl schwerlich ein halbes Jahrhundert hindurch fast allgemein für einen König der deutschen Poesie gehalten werden könne, möge auch jene Zeit in welcher er herrschte noch so tief stehen. Zwar findet bekanntlich ein Thor wohl noch einen größern Thoren der ihn bewundert; aber wenn er nichts weiter ist, gewiß nicht hundert tausende, gewiß nicht ein edles Volk. Um deswillen versuchte ich schon 1805 eine genauere Kritik dieses Dichters zu geben; und es soll gegenwärtig sein ganzes Wesen noch tiefer entwickelt werden, in so weit ich es vermag und der Raum sich findet.

Lohensteins Kinderjahre fielen noch in den dreißigjährigen Krieg, sein reger Geist empfand ohne Zweifel lebhaft das Mißgeschick seines Vaterlandes, und flüchtete sich früh in eine andere Welt, die er erst selbstständig erschaffen mußte. Es ist fast beispiellos in aller Literaturgeschichte, wie früh dies geschah, denn nach den sichersten Nachrichten hat er sein Trauerspiel „Ibrahim Bassa," als Schüler, im funfzehnten Jahre seines Alters gedichtet. Erwägt man nun die Kraft, die zu der bloßen Organisation einer Tragödie gehört, die wohlklingenden Alexandriner, die Gewandtheit des Reimes, vor allem aber die Gemessenheit des Ganges, der doch der Kühnheit der Fantasie keinesweges Nachtheil bringt, so werden wir mit gerechter Achtung für ein so frühzeitig sich verkündendes großes Talent, zugleich aber auch mit tiefem Bedauern erfüllt werden, daß ein so reich begabter Geist späterhin oft so tief sinken konnte. —

§. 36.

Der Stoff, welchen er in der genannten Tragödie behandelt, ist bekanntlich aus einem französischen Roman von Scuderi entlehnt, aber mit ungleich muthigerer Fantasie aufgefaßt, als der Vorgänger besaß. Die Art, wie hier das türkische Wesen, und, um nur Eines zu erwähnen, die Weichheit und Zerflossenheit, vereint mit unmenschlichem Stolz und Grausamkeit, im Charakter des Soliman behandelt worden, ist zwar rein fantastisch, aber nicht ganz costumwidrig und nicht wirkungslos. — Mich dünkt, (falls es erlaubt ist, noch einen Augenblick bei diesem Gegenstande zu verweilen) es ließe sich aus diesem Stoffe ein wahrhaftes Trauerspiel bilden, dem vielleicht die Aufschrift „der heilige Schlaf" zukommen dürfte, nebst dem Motto: „Macbeth hat den Schlaf ermordet, und soll nun nie wieder schlafen." Soliman hat geschworen, daß, so lange er lebe, Ibrahims Leben gesichert sein solle. Jetzt haßt er ihn, wünscht seinen Untergang, und fühlt sich gedrückt durch jenen Schwur. Da giebt man ihm den witzig-grausamen Gedanken, daß er ja schlafend nicht eigentlich lebe, und das schöne sanfte Bild des Todes wird hier zum harten Mord des Feindes; denn sobald der Sultan eingeschlafen, vollziehen die Diener der Rache das Urtheil an dem Ibrahim. Die Erinnerung an Macbeth drängt sich hier auf, obwohl im reinen Gegensatz, denn hier tödtet, wenn ich mich so ausdrücken darf, der schlafende Macbeth durch den Schlaf den wachenden Dunkan. Der tiefe Hintergrund, der sich bei dieser Tragödie so leicht beut, und dem ganzen Stücke tragische Erhöhung und Beruhigung gegeben haben würde, ist von Lohenstein, dem funfzehnjährigen, übersehen worden. Aber auch so, wie das

Stück jetzt ist, verdient es eine nicht geringe Theilnahme, und es ist dankenswerth daß Tieck im zweiten Theile seines deutschen Theaters dasselbe wieder hat abdrucken lassen.

§. 37.

Lohenstein selbst schätzte in seinen Mannesjahren diese Tragödie, welche er früherhin mit seinen Mitschülern aufgeführt hatte, sehr gering, und bittet deshalb in dem Vorbericht um Nachsicht, da sie ihm in seinem funfzehnten Jahre „aus der Feder gewachsen" sei, weshalb man auch den Ausdruck, der in seinen späteren Trauergedichten herrsche, vermissen werde. Allerdings ist der ein ganz anderer; aber vermissen wird ihn nur wer Unnatur, Schwulst und Bleischwere dem natürlichern Ausdrucke vorzieht.

Es haben sich schon oft Beispiele gefunden, daß die Dichter über den Werth ihrer eigenen Werke sehr irrig geurtheilt, indem sie denselben nicht selten nach der Mühe bestimmen, die das einzelne Erzeugniß ihnen gekostet. Bei Lohenstein ist ein solcher Irrthum nicht schwer zu begreifen; aber höchst wichtig bleibt doch die Frage, wie er, anfangs auf einem so guten Wege, bald darauf zu einem so unsäglich irrenden Abwege gerieth. Höchst wichtig, denn es ist hier nicht bloß von ihm die Rede, sondern fast von dem ganzen dichtenden Deutschland, das er mit sich zog auf seinen schlimmen Pfad.

§. 38.

Zwar hat die Einleitung dieses Buches schon manches mitgetheilt, was die Antwort begründet, aber es werde hier noch ein einfacher Satz aufgestellt, der über das gesammte poetische Bestreben jener Zeit Licht verbreitet. Er lautet: Der Mensch, wie der Dichter, hat die Aufgabe, daß alles

was er thut und leistet, gut und schön sei, denn in der Bedeutung dieser schlichten Worte liegt bereits die vollständige Welt. Es giebt aber Charaktere, denen das Gute, dessen Uebung doch bekanntlich jede Kraft in Anspruch nimmt, noch lange nicht gut genug dünkt, die weit tugendhafter sein wollen als — tugendhaft, und deshalb auf Tugend-Abenteuer ausgehen. So finden sich auch Dichter, welche das Schöne noch weit schöner haben wollen als schön, und die Poesie poetischer als poetisch, ein Wunsch dem keine Erfüllung kommen kann, da er in das Leere geht, und in seinem innern Wesen gehaltlos ist.

Wer besser schreiben will als gut, schreibt schlecht. — Das finden wir bei Lohenstein bestätigt. Unbekümmert, oder auch wohl wie die meisten seiner Zeitgenossen wenig wissend von der frühern Zeit der deutschen Poesie (den Nibelungen, Minnegesängen u. s. w.) fand er bloß Opitz als den allgemein gefeierten Meister. Auch er erkannte ihn an als gut, und in diesem Geiste trat er mit dem obengenannten Drama auf, obwohl ohne Zweifel schon manches kleinere Gedicht vorangegangen sein mochte, denn wo wäre der Funfzehnjährige, der zu allererst mit einem Trauerspiele in fünf Aufzügen auftritt? — Aber er fand auch Gryph, der besonders in seinen Trauerspielen schon nicht mehr frei von schwülstiger Rede ist. Das war in des Dichters klügelndem Sinne schon besser, und von diesem sogenannten Bessern finden sich leider auch im Ibrahim Bassa schon manche unangenehme Spuren. Es blieb also nur noch übrig: das Beste, — das Allerbeste, — das Allerallerbeste, und so in das Verkehrtunendliche und unendlich Verkehrte fort.

§. 39.

Es ist Schade, daß wir nicht bei jedem seiner einzelnen Gedichte, Schauspiele und Büchern des Arminius das Jahr ihrer Entstehung mit Genauigkeit angeben können; doch zeigt sich der Uebergang deutlich genug, bis er endlich in jenem widerlichen Allerbesten sich verfestigte, wobei jedoch, wie wir gleich jetzt mit Vergnügen hinzusetzen wollen, seine bessere Natur nie ganz unterdrückt werden konnte.

In der Vorrede zu der Ausgabe seiner Werke vom Jahr 1733 wird behauptet oder als bekannt vorausgesetzt, daß auch die Trauerspiele „Agrippina" und „Epicharis" in seinem funfzehnten Jahre geschrieben worden seien. Da aber Lohenstein selbst das Jahr der Entstehung der letztgenannten Werke nicht angiebt, so bezweifeln wir die Richtigkeit jener Angabe; ja es erscheint uns die ganze Sache fast wie eine Unmöglichkeit. Jene Trauerspiele enthalten beinah das Gräulichste und Abscheulichste, was jemals ein mit der Geschichte der Nero's-Zeit Vertrauter nur hat zusammen schleppen und mit den Gebilden eigner verbrannter Fantasie hat versetzen können: Scenen, (wie z. B. in der Agrippina die zweite im dritten Akt) deren widrige Ueppigkeit durch kein genügendes Wort bezeichnet werden kann, raffinirte Grausamkeiten, wie sie ein funfzehnjähriger Jüngling kaum zu denken und noch weniger zu schildern im Stande sein dürfte *).

---

*) Uebrigens gebe ich meinen Zweifel nur für einen solchen, und es ist Pflicht, hier noch anzuführen, daß selbst der Verfasser der „Anleitung zur Poesie" u. s. w. Breslau bei Hubert, 1725. die alte Nachricht wiederholt. (S. 83 des angeführten Werks.)

Lohenstein selbst scheint geglaubt zu haben, daß die Schilderung aller jener Scheußlichkeiten dem Dichter nicht erlassen werden könne, und doch eine reine Moral vortrete, wenn er nur die Bösewichter späterhin zu einiger Strafe ziehe, oder sie wenigstens an Gewissensbissen leiden lasse. Allerdings sollen wir den Dichter nie entgelten lassen, daß er den Bösen bös fühlen, denken und handeln läßt, aber wir dürfen ihn mit Recht tadeln, wenn er ausmalt was nur leise angedeutet werden sollte, und wenn die Wollust- und Henkerscenen, ewig wiederkehrend, der hundert und wieder hundert eingestreuten Sittensprüche fast zu spotten scheinen. Welch' einen vortrefflichen Unterricht hätte ihm hier Tacitus geben können, dem er ja größtentheils den Stoff zur Agrippina und Epicharis verdankt. Mit welcher großartigen sittlichen Vornehmheit erzählt der gediegene Mann die sämmtlichen Fehler Nero's, stellt er dar die sinkende Welt, und wie sich die Kraft der Guten fast nur noch in der Kraft zu sterben zeigte, und wie weiß er selbst aus diesen Trümmern noch Trost hervorzurufen! Lohenstein kannte den Tacitus und liebte ihn unter allen Schriftstellern vielleicht am meisten; aber er wollte ihn ja überbieten; und so entstand die siebenmal übermalte tragische Fratze, die er uns in den beiden letzt genannten Tragödien für ein reines Bild Melpomenens auszugeben wagt.

§. 40.

Dasselbe gilt von dem (nicht mit dem „Bassa" zu verwechselnden) Trauerspiel „Ibrahim Sultan," einem Stücke, über welches man kaum reden kann, ohne den Anstand zu verletzen. Es stellt das Bild eines in sinnlichen Lüsten und überlegter Grausamkeit, theils wüthend theils besonnen doch immer feig hinlebenden Despoten dar. Manche der

in das Gemälde verwebten Züge sind ohne Zweifel psychologisch richtig; aber das ganze zu betrachten ist ohne die Empörung des innersten Gefühls unmöglich. Fast noch widriger indessen ist die Schilderung der Ambre, der vierzehnjährigen kindlich schuldlosen Jungfrau, theils weil sie nur zu häufig selbst von ihrer Unschuld mit Hochmuth spricht, — indem sie sogar behauptet, daß „vor ihrer Adern Bronn Crystall nicht rein und Schwanen fleckig sind *)" — theils weil sie das Laster, welches man ihr zumuthet, mit greller Genauigkeit schildert.

Ein wenig besser ist die Tragödie Sophonisbe.

Die Sprache ist etwas gemäßigter, es tritt sogar zuweilen ein wenig Handlung hervor; aber der Stoff ist dem Dichter zu mächtig geworden, und, indem er bald bei einer Situation zu lang verweilt und den breiten Strom seiner Sentenzen ergießt, versäumt er den Augenblick, die Handlung fortzuführen und den reinen Kreis der Tragödie zu ziehen.

§. 41.

Damit aber der neuere Leser, dem Lohenstein gänzlich unbekannt ist, doch etwas näher mit seinen Tragödien vertraut werde, wollen wir ein wenig verweilen bei seiner „Cleopatra," in der, wie es scheint, der Dichter sich am ungenirtesten hat gehen lassen, und mit allen seinen ungeheuern Fehlern, aber auch mit seinen einzelnen guten Eigenschaften aufgetreten ist.

Erster Act. (Hier Abhandlung genannt.) Antonius verzweifelt über das treulose Betragen einiger seiner Solda-

---

*) Was dann weiter in diesen für engelrein geltenden Mund gelegt wird, ist so beispiellos roh und widrig, daß es keine Mittheilung verstattet.

ten, die ihn, der bereits einen halben Sieg über den August davon getragen, im entscheidenden Augenblicke verlassen haben, will sich erstechen; unterläßt es aber für jetzt, und berathschlagt noch einmal mit seinen Kriegsobersten was zu thun sei. Cleopatra unterbricht die Versammlung, und verkündet, durch Vorzeichen belehrt, ihrem Geliebten und sich selbst den Untergang. Antonius, der noch eben verzweifelte, wird jetzt zum Trostredner, verleiht dem (gänzlich überflüssigen) Sertorius, der ihm Sicherheit bei den Cantabrern anbietet, Gehör, und sodann dem Proculejus, der mit den bekannten Vorschlägen von August an ihn abgesandt worden.

Lohenstein, der ohne Zweifel die trefflichen Schlag-auf-Schlag-reden im Sophokles und Euripides sehr liebte; aber vergaß, daß sie nur durch edle Sparsamkeit und am schicklichen Orte wirken können, überbietet hier seine Vorgänger weit, indem er den Proculejus und Anton sechs eng gedruckte Seiten lang, in Sentenzen, Conceti's und Bonmots gegen einander ankämpfen läßt. Es ist überaus ergötzlich, daß sie zuletzt auch über das Maaß der Schönheit Cleopatrens und Octaviens in Streit gerathen, wobei dann folgende zierliche Wechselreden vorfallen:

Procul. Octavie giebt nichts Cleopatren zuvor.
Anton. Cleopatra besitzt was jene längst verlor.
Procul. Was kann dem Römer an der Mohrin (!) viel gefallen?
Anton. Rubin deckt ihren Mund. Procul. Octaviens Korallen.
Anton. Die Glieder sind aus Schnee; Procul. Dort gar aus Helfenbein.
Anton. Die Brüst' aus Alabast. Procul. Und dort aus Marmelstein.
Anton. Ihr Sternen des Gesichts! Procul. Dort sind die Augen Sonnen!

Anton. Hier hat die Hold den Sitz; Procul. Und dort den Thron gewonnen.
Anton. Hier strahlt der Tugend Blitz auch durch die düstre Welt;
Procul. Ach daß man schimmernd Glas für Gold und Perlen hält,
Daß der gewölkte Schaum gefärbter Regenbogen
Dem Schneckenblute wird des Purpurs fürgezogen!

Antonius bricht das fatiguante Gespräch ab, mit der Versicherung, daß Proculejus noch heute seinen Entschluß wissen solle, und der Gesandte geht mit den widerwärtigen Worten ab:

Sehr wohl, allein erwägt, daß einer Frauen Hold
Nur schlüpfrich Zucker sei; der Zepter aber Gold.

§. 42.

Antonius, angegriffen durch den fatalen Dialog, macht es sich jetzt mit den Redensarten bequem, und spricht matt genug:

„Wir schweben leider jetzt recht zwischen Thür und Angel."

Er fragt sodann die Seinigen um Rath; da diese aber von neuem anfangen, sich sogenannte Schlagreden zuzuwerfen, so kann unmöglich viel Gesundes dabei heraus kommen. Ueberhaupt ist dafür gesorgt, daß der eine immer ein Wort aussprechen muß, welches der andere umkehren und wie einen Pfeil wieder zurückschicken könne (peloter les bonmots et les renvoyer, pour voir à qui resteroit le dernier. — Le Grand.) Der Feldhauptmann Candidius, der gleichfalls zur Unterwerfung räth, glaubt seine Unpartheilichkeit am besten dadurch zu beurkunden, daß er, ganz im Gegensatz des Proculejus, Cleopatrens Schönheit eine Standrede

hält, wobei der Dichter die willkommene Gelegenheit findet, ganz nach seiner Weise zu malen und zu übermalen.

— — — Die holden Wangen lachen,
Auf denen Schnee und Gluth zusammen Hochzeit machen,
Ihr himmlisch Antlitz ist ein Paradies der Lust,
Der Adern blauer Türks durchflicht die zarte Brust,
Zinober quillt aus Milch, Blut aus den Marmel-Ballen,
Der Augen schwarze Nacht läßt tausend Blitze fallen,
Die kein beherzter Geist nicht ohne Brand empfindt,
Ihr süßer Athem ist ein ein-gebiesamt Wind.
Es kann der Schnecke nichts auf Zung und Muschel rinnen,
Das den Rubinen wird der Lippen abgewinnen.
Ihr wellicht Haar entfärbt der Morgenröthe Licht;
Es gleicht kein Helfenbein sich ihren Gliedern nicht u. s. w.

§. 43.

Der zweite Act geht fast ganz hin mit gehaltlosen Intriguen, welche Augusts Freigelassener Thyrsus, sodann Cäsarion, Archivius und Cleopatra selbst gegen den Antonius spinnen. In solchen Darstellungen scheint sich der Dichter ganz besonders zu gefallen, denn je ungeschickter er selbst, der nach allen Nachrichten offene und redliche Mann, zu solchen Kabalen sein mochte, je mehr glaubt er sich in die Brust werfen und zeigen zu müssen, er kenne das Hofleben gar wohl. Ueberhaupt hatten die guten Deutschen seit dem westphälischen Frieden so viel von der „Staatsraison" im Gegensatz der christlichen Moral gehört, daß sie dergleichen doch wenigstens in ihre Bücher aufnahmen. Die hier geschilderten Intriguen sind höchst verworren, und es geht dabei nicht ohne einige Langeweile ab. Cleopatra faßt endlich den bekannten Entschluß, den Selbstmord zu fingiren, während Proculejus von Antonius mit abschlägiger Antwort an den August zurückgesandt wird.

Im dritten Act führt Cleopatra ihren Entschluß aus, indem sie im Tempel der Isis, den sie zu ihrer Todtengruft geweiht hat, den Schlaftrunk nimmt, den sie für einen Gifttrank ausgiebt, bei welcher Procedur der Dichter Gelegenheit findet zu süßlich unbeholfenen, weinerlichen Reden mit den Kammerdienerinnen, von denen nur die Vertrauteste, Charmium, um den wahren Plan weiß.

Cleop. So komm, O süßer Tod, O liebstes Wohlgefallen!
Kommt und erquicket mich, vergiftete Kristallen.
Ich küsse Gift und Glas. Charm. Was thut sie, Königin?
Cleop. Was das Verhängniß heißt. Iras. Wo denkt sie, Göttin, hin?
Cleop. Nun in die Ewigkeit. Beliſ. Soll die ein Gift-Glas schenken?
Cleop. Dis nimmt zu rechter Zeit den Preis den Perlentränken.
Salamb. Gift rührt von Typhon her. Cleop. Auch Typhons Trank ist gut,
Wenn er die Seel auflöst, wie des Saturnus Gluth.
Sida. Ach weh uns wo wir sie so schnöde sterben lassen!
Cleop. Verflucht sei die, die uns will wehren zu erblassen.
Bab. Reißt ihr das Gift-Glas aus, die Angst hat sie verrückt,
Cleop. Zähmt euch Verwegene! Charm. Verschmerzet was Gott schickt.
Iras. Ach sie besinne sich! Cleop. Umsonst! ihr wehrt vergebens.
Charm. Ach Gott was sehen wir? Cleop. O Nectar unsers Lebens!
O Labsal unsrer Seel! O Zuckersüßes Gift!
Wohl diesem, der durch dich so trüber Noth entschifft!
Der in dein Todten-Bild sich einigs Heil vermummt!
Wohl diesem! Charm. Sie erblaßt. Iras. Durchlauchtste! Charm. Sie verstummt.

Sida. Sie röchelt! Charm. Sie erstirbt. Iras. Seht wie das Herze klopft.
Bab. Reißt ihr die Kleider auf. Belisam. Der Adern Quell verstopft
Sich leider. —

§. 44.

Da Gryph kein Trauerspiel hatte schreiben können ohne die Zuthat von einem oder mehreren Gespenstern, so glaubte auch Lohenstein sich dieselben nicht erlassen zu dürfen, ja er überbietet seinen Vorgänger wie immer so auch in dieser Hinsicht. Es ist fast schon zu viel, daß er drittehalb Acte hat vorbei gehn lassen ohne dergleichen unheimliche Gestalten; dafür aber, damit das Versäumte wieder gut gemacht werde, sehen wir auch jetzt um den schlafenden Antonius drei Gespenster mit einemmale erscheinen. Es sind die Geister der von Anton hingerichteten Könige Antigonus, Jamblichos und Artabaces, die wir gern gelegentlich bedauern wollen; für die wir aber in diesem Augenblicke, wo gar nicht von ihnen die Rede gewesen, kein Interesse auftreiben können. Sie stellen sich vor das Bette des schlafenden Helden, prophezeihen die allerschlimmsten Dinge und schließen chorartig:

Wache Tyranne, denn Donner und Rache
Krachet, erwache Verräther! erwache!

Antonius, so arg gestört, ruft dem schlafenden Diener zu:

Auf, Eros, Diener, auf! es ist nicht Schlafens Zeit,
Nun auch der Abgrund selbst auf uns sein Feuer speit!
Auf auf! Mord, Gift und Brand ist emsig uns zu tödten,
Auf! laßt der Ampeln Glas durch brennend Oel erröthen!
Auf, Eros! ist kein Mensch, der um den Fürsten wacht?

Eros: Ach! leb' ich? bin ich todt? wer stört die schwarze Nacht?

Auch die Trabanten werden erweckt und vereinigen ihre Schreckensausrufungen mit denen des Gebieters. Der treue Eros erzählt, wie er die drei „grimme" Geister in das Gemach habe eindringen sehen, zeigt ihm den Dolch, welchen das eine Gespenst an den Boden geworfen habe, und Antonius erkennt ihn für den seinigen. Ein zweiter Diener verkündet ein anderes böses Gesicht, welches er gehabt, wie um Mitternacht des großen Tempels Thor von selbst entzwei gesprungen sei, wie er dann von fackeltragenden wilden Satyrn ein Geschrei gehört habe, und Bacchus selbst, nebst dem trunknen Silen durch die Stadt zum Thore hinaus nach Cäsars Lager hingezogen sei. Antonius erkennt sich als verloren, da die Götter vor ihm fliehen. Er erinnert sich, daß sein väterliches Haus vom Bacchus abstamme, daß er sich selbst im freventlichen Uebermuth stets „wie Lyäus ausgerüstet, und ihm alles nachgethan" habe. Das hat den Schutzgott nun so sehr verletzt, daß er sich von ihm wendet und zum Cäsar hinzieht.

§. 45.

So weit wäre nun in dieser Scene manches recht gut; aber Lohenstein läßt es dabei nicht bewenden. Antonius muß noch eine Menge Betrachtungen über den schweren Stand der hohen Häupter anstellen, wodurch der Zuhörer einen noch schwerern bekommt, da die Betrachtungen gar länglich ausgesponnen sind. Aber der härteste Schlag erwartet den Antonius noch, da ihm jetzt der hereintretende Eteocles den Selbstmord der Cleopatra erzählt. Anfangs kann der verlassene Held nicht recht in das Pathos hinein-

kommen, denn er fragt sehr nüchtern: „Löscht das Verhängniß denn die Unglücksgluth mit Oele?“ Nachher aber geht es etwas besser, da er die „leichten Götter“ anruft, „die kein Erbarmniß reget:“

Unglücklicher Anton, verlassenster auf Erden!
Nun muß dein Lebensschiff schnurstracks zu Grunde gehn,
Da dieser Anker nicht hat können feste stehn.
Cleopatra, mein Licht, Cleopatra mein Leben,
Du Seele meiner Seel *) um deinen Schatten schweben
Die Lebensgeister schon, die mich die heiße Noth
Dir aufzuopfern zwingt. Komm, angenehmer Tod,
Erwünschter Jammerport ich suche dein Gestade;
Wer deine Küste kiest, der segelt recht gerade
Der Glückesinsel zu. Cleopatra, mein Licht,
Ach ich erblicke schon Dein sternend Angesicht!
Schaut ihren neuen Stern in den saffirnen Zimmern,
Und den verklärten Geist um diese Pfosten schimmern;
Hört wie die Turteltaub um ihren Buhlen girrt,
Der in der Sterblichkeit einöder Wüsten irrt.
Schaut, wie die Augen ihr als Lebenskinder glänzen,
Schaut, wie ihr Rosenmund gleich einer Sonne spielt,
Die steter Athemswest mit feuchtem Balsam kühlt —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Wie noch die Liebesflamm' aus Herz und Adern quillt,
Und unser schattigt Nichts mit güldnem Licht umhüllt.
Schaut ihrs? Hier steht sie ja. Sie reicht uns Arm und Hände,
Sie küsst, sie armet uns. Cleopatra, nein wende
Dein Antlitz nicht hinweg u. s. w.

---

*) Vielleicht ist Lohenstein der erste Deutsche gewesen, der diesen rührend einfachen Ausdruck des zärtlichen Leidens gebrauchte, der nachher so oft wiederholt worden ist. Nur ein inniges Gefühl konnte ihn erfinden. Shakspear, in dessen Werken wir ihn bekanntlich auch antreffen, hatte damals noch keinen Eingang in Deutschland gefunden.

§. 46.

Nach diesem Monolog, der stellenweis gewiß nicht ohne Empfindung ist, leider aber nur kein Ende finden kann, versinkt Lohenstein wieder durch die dialogische Form, wofür er bloß künstlich gemachtes Talent, d. h. keines hatte, in seine gewöhnliche Unart, die antithetische Gezwängtheit, doch ist das Verhältniß zwischen Anton und Eros, selbst in diesem Moment, wo die äußeren Beziehungen des Lebens aufzuhören scheinen, doch bei weitem Römischer gedacht und dargestellt als in manchem neuern Stück dieses Stoffs, wo die zerfließende Weichheit prädominirend erscheint.

Mit Antonius sinkt das Interesse des Stücks, welches Cleopatra allein mit allen ihren Intriguen, die August mit eben so viel Gegenintriguen bekämpft, nicht erhalten kann. Historisch treu ist der Dichter hier, und es finden sich einzelne gelungene Pinselstriche; allein an ein Ganzes ist nicht zu denken, da das endlose Gerede gewissermaßen keinem Charakter erlaubt, einen Charakter zu haben. Um ja nichts zu vergessen, was er jemals über die Aegyptischen Verhältnisse gelesen, so führt der Dichter am Ende noch zwei „Psyllen" herein, welche die durch die Nilschlangen veranlaßten Wunden der Cleopatra aussaugen müssen, welches der unzarte Dichter auf dem Theater thun zu lassen kein Bedenken trägt. Wer sind aber diese Psyllen? Völker im innern Lybien, Nachbaren der Garamanten, nach einem Könige Psyllus also genannt, als Schlangentödter und Giftaussauger beim Plinius und Xiphilin vorkommend. Hier helfen sie zu gar nichts, denn Cleopatra bleibt, wie bekannt, todt; und von hundert Zuschauern weiß vielleicht kaum einer von den Psyllen etwas zu singen und zu sagen; aber

es läßt sich dabei eine gelehrte Anmerkung anbringen, darum müssen auch sie selbst angebracht werden.

§. 47.

Solcher Anmerkungen hat Lohenstein bei allen seinen Trauerspielen eine große Menge, von denen einige mit Achtung betrachtet werden müssen, da sie von den immensen Kenntnissen und der ungeheuern Belesenheit des Dichters zeigen. Wir sehen die furchtbaren Anstalten und den ganzen Apparat vor unsern Augen, der erst emporgethürmt werden mußte, ehe der Dichter sein Werk begann; wir wollen ihn loben, daß er so fern von Leichtsinn war und es sich so schwer machte, aber auch bedauern, daß diese Gebirgsmassen von Gelahrtheit über ihn zusammenstürzen.

Wie aber ein großer Theil seiner Gelehrsamkeit in diese Anmerkungen flüchtet, so zieht sich ein Theil seiner Moral in seine „Reihen" zurück, die, eine Nachahmung des griechischen Chors, schon Gryph zu diesem Zweck gebraucht hatte. Es sind gewöhnlich allegorische Personen, die am Schlusse eines jeden Acts auftreten, und bald eine kleine moralische Komödie unter sich aufführen, bald im Allgemeinen nur Sittensprüche vernehmen lassen, bald des Dichters Vaterlandsliebe und Hochachtung für das Haus Oesterreich beurkunden.

Es entsteht nun, wie billig, die Frage: Sind diese Stücke ehedem wirklich auf die Bühne gebracht worden? Die meisten Compendien und älteren Theaterchroniken schweigen davon, und in den Literargeschichten der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts heißt es gewöhnlich, es sei niemals geschehen. Da aber kein Gewährsmann für diese Meinung angegeben wird, so kann sie auch nicht als gewiß gelten, und es ist im Gegentheil Wahrscheinlichkeit vorhan-

den, daß sie alle, wenn auch mit manchen Veränderungen und Auslassungen, über die Bühne gegangen sind. Vom Ibrahim Bassa erzählt es uns der Dichter selbst, und der Ibrahim Sultan ist ausdrücklich zur Feier der Vermählung des Kaisers Leopold mit der Prinzessin Claudia Felicitas gedichtet worden. Lohenstein sagt in der Dedication an den Fürsten, dies Schauspiel entwerfe „die Gemüthsflecken und die zu unsrer Zeit sichtbare Verfinsterung eines Ottomannischen Monden," im Gegensatz der Tugenden Leopolds und der stets wachsenden Macht des Oesterreichischen Herrscherstamms. — Sollte er sich begnügt haben ein solches Werk, mit dem er selbst wohl zufrieden scheint, bloß für den einsamen Leser geschrieben zu haben? Wenn die Schauspieler der damaligen Zeit die Werke des berühmtesten aller deutschen Dichter, gegen den sich auch nicht ein einziges Tadelwort öffentlich vernehmen ließ, übergehen wollten, welche Stücke sollten sie dann als Prunk- und Prachtwerke geben? Aber wenn sie auch milderten und ausließen, was sich allerdings von selbst versteht, so muß es uns doch wunderbar, ja fast unbegreiflich erscheinen, wie sich das deutsche Publikum jene abscheulichen Henkersscenen, von denen oben die Rede gewesen, hat gefallen lassen. Dieser Einwurf kann indessen nicht entscheiden, denn wenn wir erwägen, daß Lohenstein denn doch in der That und Wahrheit der Liebling aller Deutschen war, und daß (wie bereits oben erwähnt worden ist) selbst Canitz und Thomasius nichts an ihm auszusetzen fanden, so stehen wir bereits in dem an das Unbegreifliche gränzenden Wunderbaren, und der Zusatz, es seien auch diese Stücke mit großem Beifall aufgeführt worden, erhöht das Wunder nicht sonderlich *).

---

*) Uebrigens gebe ich meine Muthmaßung für nichts wei-

§. 48.

Lohensteins andere Gedichte theilen sich nach ihrem Inhalte wohl am leichtesten ein in Liebesgedichte und religiöse. Unter den ersteren finden sich auch einige Heroiden, z. B. des Königs Peter von Castilien Brief an Johanna Castria, Königs Philipp an die Fürstin Eboli. Der Dichter ist hier nicht originell, und scheint nur seinem Freunde Hoffmannswaldau zu Gefallen in dieser — gar nicht sonderlichen — Gattung gedichtet zu haben, oder auch wohl dem Publikum zu Liebe, welches sich ausnehmend gern mit den Liebeshändeln hoher Häupter beschäftigte, und sehr erfreut war zu erfahren, wie wohl ein königlicher Liebesbrief aussehen dürfte. Ein Herr von Lohenstein, meinten sie, konnte darüber schon einige Auskunft geben. Desto origineller ist Lohenstein in der Rede der sich selbst tödtenden Maria Cornelia, aber die hier waltende Originalität ist eine solche, um die ihn niemand beneiden wird. Unter allen Dichtern, welche je gelebt, ist vielleicht er der Einzige, der einen Gegenstand zu behandeln wagen mochte, von dem ich auch nicht die leiseste Andeutung in unsrer keuschen Sprache geben mag *).

---

ter aus, als nur für Muthmaßung, da ich keine Nachricht aus gleichzeitigen Schriftstellern habe finden können, die hier allein entscheiden kann. — Sollte nicht Castelli, dem wir schon manche anziehende Notiz über die altdeutsche Bühne verdanken, auch hier Licht geben können?

*) Die von Lohenstein selbst angegebene Stelle, die ihm den gräulichen Stoff gegeben, findet sich im Mariana de reb. Hispan. lib. XVI., c. 17. und lautet: Maria Coronelia, Alfonsi Coronelii uxor, cum mariti absentiam non ferret, ne pravis cupiditatibus cederet, vitam posuit, ardentem forte libidinem igne extinguens adacto per muliebria titione. Er setzt hinzu: Dignam meliori seculo feminam, insigne studium castitatis!! —

In den geistlichen Gedichten zeigt sich Lohenstein als einen denkenden und frommen Christen, doch steht er als Dichter hier tief unter manchen seiner edlen Vorgänger, und es ist ihm nicht gelungen, auch nur ein einziges Gedicht zu liefern, das in die Gesangbücher der spätern Zeit hätte aufgenommen werden können.

§. 49.

Alle diese literarischen Arbeiten, deren bisher Erwähnung geschah, scheint Lohenstein selbst nur als Vorbereitung zu seinem größern Werke: Arminius, angesehen zu haben, einem Roman, der an äußerm Umfange vielleicht alle Werke dieser Art, welche je geschrieben worden sind, weit übertrifft; und vielleicht würde es selbst dem Helden lästig gewesen sein, das zu seiner Ehre geschriebene Buch auf den Händen zu tragen. Es führt den Titel: „Großmüthiger Feldherr Arminius oder Hermann, nebst seiner durchlauchtigen Thußnelda, in einer sinnreichen Staats- Liebes- und Heldengeschichte." Leipzig 1689. in zwei Theilen. Die neueste Ausgabe ist vom Jahr 1731 in vier Bänden. Der Verfasser hat es meistens nur bei Nacht, und zwar unter heftigen, von Podagra herrührenden Schmerzen geschrieben, ist auch nicht gänzlich damit zu Ende gekommen, denn die letzten Abschnitte sind von seinem Bruder Johann Ludwig Lohenstein hinzugesetzt worden, weshalb es auch erst sechs Jahre nach Caspars Tode erscheinen konnte.

„Lohensteins Arminius," sagt Breitinger, „gleicht einer kostbaren Mahlzeit, wo der reiche Wirth keine Kosten gespart hat; wo alles was Garten, Heerde, Wald und Meer Leckerhaftes und Niedliches geben können, in vollem Maaße aufgetischt ist, wozu die entferntesten Theile der Welt ihre theuersten Seltenheiten geliefert haben. Aber bei alle diesem

sem Ueberflusse sind die Speisen so übel zubereitet, die Gerichte so ungereimt gemischt, endlich die Brühe so versalzen, und die Würze so übermäßig verschwendet, daß die Gäste bei überladner Tafel vor lauter Ekel hungern." — Dieses Urtheil, das man ehedem nicht selten als recht tiefsinnig bewundert hat, und vielleicht nicht so viel Minuten kostete, als der Arminius Jahre, beweist nur zu deutlich, wie leicht es zu Breitingers Zeit war, sich mit dem zu befassen, was man damals Kritik nannte.

Lohensteins Streben bei diesem Werke war gewiß ein sehr löbliches und künstlerisches. Angefeuert von ächter Liebe zum Vaterlande floh seine Fantasie in die entfernteren Zeiten zurück, wo sie einen freiern Spielraum fand, als in der beschränkenden Gegenwart. Er wählte Herrmann, den viel gefeierten, zu dessen Schilderung ihn vielleicht die Lektüre des großen, herrlichen Tacitus begeisterte, und nun sollte hier eine Dichtung hervorgehen, die er mit allem ausstattete, was sein Geist zu geben vermochte, eine Minerva, die schon vollkommen gerüstet und mit aller Pracht der Götterherrlichkeit angethan, hervortreten sollte. Aber das große Unternehmen gelang nicht in seiner Lauterkeit, denn er gab zu viel, er färbte, wenn ich so sagen darf, die Farben selbst noch an, betonte den Ton, und bewies deutlich, daß ihm, bei manchem schätzbaren geistigen Besitzthum, doch gänzlich mangelte: der Geschmack. — Einzelnes kann Genuß gewähren; aber der Roman selbst ist mißlungen *).

---

*) Den würdigen Ernst mancher einzelnen Stelle in diesem Werke erkannten auch die Berliner Literatur-Briefe an, da man sonst nur gewohnt war, Lohenstein unbedingt zu tadeln.

§. 50.

Lohenstein mißverstand sein Talent, ja man darf sagen, daß er zuweilen, in dem seltsamsten Irrthum über sich selbst, gegen dasselbe einstürmte, gleichsam um es selbst zu vernichten. Hätte er besonders gestrebt, sich zum Rhetor auszubilden; hätte sich nicht seine ungeordnete breite Gelehrsamkeit wie Blei an ihn gehängt, so würde er sicher etwas Großes in dieser Gattung geleistet haben. Aber auch so wie er sich einmal gebildet, stattete er seinen Arminius mit einigen Reden aus, die in ihrer Art sehr bedeutend sind, und was Würde der Gesinnung, energische Fülle und Pracht der Sprache betrifft, mit manchen der trefflichsten Orationen im Livius und Sallustius wetteifern dürfen *).

In der That beginnt auch mit dem genannten Werke, das für die folgenden 40 bis 50 Jahre fast ausschließliches Muster war, wie der prosaische Styl gebildet werden müsse, die zweite Periode der deutschen Beredsamkeit. Wenn wir den Charakter der ersten, wie sie ihn von Luther empfing, als großartig, keusch und gediegen erkannt haben, so finden wir diesen pomphaft, hochfahrend und geschweift. Die Perioden schlingen sich kühn durch einander, um sich desto künstlicher zu lösen; der Styl verliert seine nothwendige Eintracht mit dem Stoff, und er wird als eine Kunst, die für sich selbst besteht, und auf sich selbst beruhet, getrieben. Und wohl verstanden, giebt es denn auch allerdings eine Wissenschaft des Styls, die sich freilich nicht aus unsern ge-

---

*) Vgl. über Lohenstein: Historischer Schauplatz berühmter Staats- und Rechtsgelehrten, Th. I. S. 51—56. Neukirchs Vorrede zur Sammlung der sogenannten Hoffmannswaldauischen Gedichte, Observationes Halenses, T. VI. p. 84—100.

wöhnlichen Lehrbüchern erlernen und überhaupt nicht einzeln betreiben läßt.

Indem aber Lohenstein jene Wissenschaft isolirt trieb, ging eben jene nothwendige Harmonie der Sprache und des Stoffs verloren, und so ist es zu erklären, daß hier die Prinzessinnen ihren Sprechstyl eben so abrollen lassen wie die Helden, die Priester u. s. w.

Dennoch soll er für den großen Fleiß und das künstlerische Bemühen in Beziehung auf den Styl das gebührende Lob unverkümmert behalten, und es soll derselbe, wie er sich in den geglückteren Partien zeigt, wenigstens weit vorgezogen werden der matten, zerhackten, buntscheckigen Sprache, wie wir sie späterhin in so manchen Romanen, moralischen Schriften, Wochenblättern u. s. w. antreffen. Jene nordische Geschweiftheit des Styls im Arminius ist doch wenigstens eine Seite, wohin sich unsere Sprache mit leidlicher Würde neigen kann, und nur der böse Hang alles zu übertreiben, stört den Genuß zuweilen; doch jene Zerrissenheit, Mattheit u. s. w. ist von allem Styl so ganz entfernt, daß man sagen dürfte, jene Schriften seien eigentlich gar nicht in wahrhaft deutscher Sprache geschrieben, sondern gleichsam in farblos dünne oder dicke Luft getaucht. Hätte doch irgend ein günstiges Geschick unserm Poeten den Don Quixote in die Hände gespielt, oder — denn gelesen mag der Vielleserde ihn vielleicht haben — hätte er doch diesen herrlichen Roman auch von Seiten des Styls recht eifrig studirt, er würde dann gelernt haben, was wahrhafte Würde, anmuthiger Wechsel bei innerer Einheit der Sprache, fröhliche Gediegenheit, angenehme Ausführlichkeit u. s. w. sei; er würde dann hoffentlich nicht nachgeahmt, sondern den Genius der deutschen Sprache beschworen haben, in seiner Sphäre ähnliches zu leisten. So aber ist

er leider, wie gesagt, schon zufrieden wenn er nur künstlich verschränkte Perioden abrollen, und sich in breiter Geschweiftheit künstlich (nicht künstlerisch) bewegen kann.

§. 51.

Was den Inhalt seines Buchs betrifft, so ist derselbe so mannigfaltig, daß er recht gut für vierzig bis funfzig Erzählungen, und für hundert bis tausend Abhandlungen hingereicht haben würde. Allein es glaubte der Verfasser, sich und seinen Lesern in dieser Hinsicht nie genug thun zu können. Es sollte der Poet, der Philosoph, der Antiquar, der Historiker, der Theosoph, der Politiker, mit einem Worte jeder der für irgend einen Zweig der Wissenschaft Sinn hat, in dem Labyrinthe seines Romans lustwandelnd sich erbauen, belehren und ergötzen können. Was in dieser Ansicht Schätzbares vorhanden ist, möge nicht übersehen werden, und wir wollen uns dabei (auch zu seinen Gunsten) eines Ausspruchs von Herder erinnern, der also lautet: „Keine Gattung der Poesie ist von weiterm Umfange als der Roman; unter allen ist er auch der verschiedensten Bearbeitung fähig. Denn er enthält oder kann enthalten nicht nur Geschichte und Geographie, Philosophie und die Theorie fast aller Künste, sondern auch die Poesie aller Gattungen und Arten — in Prosa. — — — — Homers Gedichte selbst sind Romane in ihrer Art; Herodot schrieb seine Geschichte, so wahr sie sein mag, als einen Roman; so schrieb Xenophon die Cyropädie und das Gastmahl, so Plato mehrere seiner Gespräche; und was sind Lucians wunderbare Reisen? u. s. w." (Siehe Briefe über die Humanität, Theil VIII.) Dieser Ausspruch, obwohl er in seinem ganzen Umfange nicht einzuräumen sein dürfte, möge doch unserm seltsamen Dichter einigermaßen zu Gute kommen; nur muß ihm leider nachgesagt werden,

daß er über diesem Mannigfaltigen, nach dem er strebte, die Einheit vergaß oder verlor, und daß er im Besitze des Vielen, des reinen Leitsterns des Geschmacks gänzlich entbehrte.

§. 52.

Am freiesten bewegte er sich im Umfange dieses Romans, seltsam genug, in zwei Extremen: da wo er die deutlich gegebene Geschichte würdevoll darzustellen sucht, und da wo er rein fantastisch erscheint. Ganz besonders wenn er das schöne Reich der Blumen auf seine Weise vorstellt, gelingt ihm zuweilen, wie mit einem Zauberschlage wunderbare Flammen hervorzurufen, die wenigstens aus der Ferne wie Poesie leuchten. So darf man ihm besonders nachsagen, daß er den süßen Duft und die zarten Farben der Blumen besser verstanden und in tiefsinniger Allegorie höher zu beziehen gewußt habe als mancher neuere Dichter, der in seinen Gedichten schon ein Uebriges gethan zu haben glaubt, wenn er nur gleichsam eine Mappe mit getrockneten poetischen Blumenstengeln und Blättern vor uns aufrollt, wobei die Species nach dem Linnē angegeben; aber mit zart wehmüthig gebildeten Namen vertauscht werden. Tiefer blickte Lohenstein, wie man sich davon insonderheit durch seine Gedichte: „Das von der Sonne gesungene Lob der Rose" und „Rosenliebe" überzeugen kann. (Siehe Arminius, Buch IX.)

Wie sehr die Deutschen, besonders die Schriftthätigen der damaligen Zeit, Lohensteins Tod betrauert, und wie übermäßig sie sein Verdienst geschätzt haben, läßt sich am besten theils durch die große Menge von Lob- und Trauergedichten *) erkennen, die durch seinen Tod veranlaßt wur-

---

*) Siehe die Einleitung zu der 1733 veranstalteten Aus-

den, theils auch durch das fortdauernde (für uns betrübte) Streben fast Aller, auf dem einmal von ihm betretenen Wege zu bleiben. Wirklich verhehlten auch die meisten folgenden Dichter keinesweges, daß sie Lohensteins Superiorität anerkannten, und sich selbst nur als seine Schüler und Nachahmer ansahen. Dieses Verhältniß zu ihm dauerte fast bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, denn — Günther allein ausgenommen, der, trotz aller Ueberschätzung für Lohenstein, ihn dennoch nie nachahmte — finden wir selbst den frommen Brockes und den größern Haller anfangs auf mehreren seiner Pfade wandelnd. Möge auch dieser Umstand die Ausführlichkeit der hier gegebenen Charakteristik rechtfertigen. Es war hier viel zu thun, um ein wahres Bild von ihm zu liefern, denn wie früherhin seine eifrigen Anhänger, so hatten späterhin zwei seiner eifrigen Gegner, unter denen sich zwei ganz fantasielose — sonst in fast aller Hinsicht uneinige — (Gottsched und Bodmer) befanden, unrecht. Man hatte zu lange dem seltsam geschmacklosen Geschmackstyrannen gehuldigt, um, als man endlich die Ketten brach, noch gerecht sein zu können. In der spätern Zeit hielt man die Sache für abgethan, und begnügte sich mit dem verworrenen Bilde, das man von ihm erhalten hatte. Damit soll man sich aber nie begnügen; und so habe ich versucht, den überberühmten und überberüchtigten Schriftsteller genau darzustellen und zu zeigen, wie er war und was er wirkte.

---

gabe der Lohensteinischen Gedichte. Seine Funeralien wurden indeß fast alle durch mehr oder minder glückliche Wortspiele mit „Lohe" und „Stein" geziert. Auch die Trauer lieh die Form von tändelnder Künstlichkeit, denn einfach zu weinen schien bei dem Tode eines solchen Mannes nicht anständig.

§. 53.

Da die meisten Dichter dieses Zeitraums mehr oder weniger Nachahmer der beiden Männer sind, von denen die ganze Periode den Namen hat, so können jene uns nur in gewisser Hinsicht interessiren, in so weit sie nämlich ihre Vorbilder überbieten oder hinter ihnen zurückbleiben, oder wenn etwa eine unverwüstlich gute Natur durch das nachgeahmte und angearbeitete Uebel hindurch bräche. Außerdem aber gehören in diese Periode diejenigen Männer, welche gleichsam als Vor-Lohensteine anzusehen sind; denn nicht die Zeit allein, sondern die totale Richtung des Geistes sollte bei der Ordnung der Schriftstellernamen das Meiste entscheiden. Wir nennen deshalb hier

Andreas Heinrich Buchholz,

(geb. 1607, gest. 1671.)

Von seinem äußern Leben wissen wir nichts weiter, als daß er Hofprediger und Superintendent zu Braunschweig war, einer Stadt, die sich bekanntlich von jeher als Schützerin und Schirmerin mancher bedeutenden Männer gezeigt hat. Seine geistlichen Gedichte, welche daselbst 1651 erschienen, haben keinen besondern Eindruck hinterlassen, vielleicht nur weil wir in dieser Hinsicht so reich, ja überreich sind, daß nur das Vortrefflichste sich auszeichnen kann.

Desto mehr Aufsehen machte zu seiner Zeit der Roman: „Des christlichen teutschen Großfürsten Herkules und der böhmischen königlichen Fräulein Valiska Wundergeschichte, in sechs Büchern," Braunschweig, 1659.

Es ist wahr, daß schon die äußere aufgetriebene Gestalt, auf innere wüste Unförmlichkeit hindeutend, von der Lektüre dieses Buches abschrecken könnte, so wie überhaupt

manche Heldenromane jener Zeit den Leser der sie glücklich zu Ende bringt selbst zum Helden machen.

§. 34.

Allein auch hier möge uns, was dem Deutschen so wohl steht, die Gerechtigkeit, nicht verlassen. Die Gesinnung, mit welcher Buchholz schrieb, ist eine sehr löbliche. Er wollte zeigen, daß jede ächte Tugend, und insonderheit die Tapferkeit und Liebe ihren Mittelpunkt in der Gottesfurcht finde. Zugleich hatte ihn empört, wodurch schon so mancher deutsche Mann sich gekränkt gefühlt hat, daß sowohl in Deutschland als außerhalb so manche thörigte Vorstellungen über deutschen Charakter und Wesen im Schwange gehen. Darum wollte er zeigen, wie er selbst mit ehrlichem Zorne sagt, „daß die Deutschen nicht lauter wilde Säue und Bären sind," sondern manchen trefflichen Mann unter sich gehabt haben. Man sollte freilich glauben, daß niemals ein auch nur mit einem halben Verstand begabter Mensch daran habe zweifeln können; doch ist dem Verfasser wohl zuzutrauen, daß er jene Erbärmlichkeit im Urtheil Einzelner müsse gekannt haben, weshalb ihm eine solche Erklärung nöthig schien. Hätte er nur, um einen so guten Zweck zu erreichen, nicht alle Wahrscheinlichkeit verletzt, und das Vermögen besessen, sich mit Natürlichkeit und Freiheit zu bewegen; allein so ist alles bei ihm übertrieben und aufgedunsen, und Tugend und Laster erscheinen nicht selten wie zwei ungeheuere Berge, die nicht ohne mechanische Fertigkeit hingestellt sind. Gewiß hat der brave Buchholz dies nicht gewollt, sondern gerade das Gegentheil, das Nicht-mechanische im Leben darzustellen beabsichtigt; allein es ist ihm nun einmal nicht gerathen, obwohl einzelne kraftvolle und von Scharfsinn zeigende Parthien unbestritten bleiben mögen. — Das Rit-

terliche liebt Buchholz sehr; doch hat er es leider überaus seltsam aufgefaßt, und es dünkt uns zuweilen, als würden wir durch ihn in irgend eine seltsame Gesellschaft von Männern und Frauen geführt, die es meistens recht wohl meinen, fast alle aber in gefärbtes Steifleinen gekleidet und mit goldpapiernen Kronen auf dem Haupte geziert sind, jedes natürliche Wort unter sich verbannt haben, und in einer Sprache reden, die weder das wirkliche Leben noch die Poesie kennt. Es klingt zuweilen fast wie Ironie, doch ist bei Buchholz daran nicht zu denken.

§. 55.

Dennoch hat dieser Roman großen Beifall gefunden, man freute sich sogar dieser Steifheit, meinend das müsse nun einmal so sein, man freute sich des christlichen Patriotismus, der sich überall aussprach, und mochte es mit Recht wohl leiden, daß der Verfasser nicht wenig auf die „freche Liebe," den „Zauberglauben" und die „Amadisschützen" schalt.

Ein so günstiger Erfolg veranlaßte den Verfasser, seinem größern Werke ein ähnliches folgen zu lassen, das selbst im Titel die genaueste Verwandtschaft mit dem vorigen beurkundet. Es heißt: „Des christlichen königlichen Fürsten Herkules und Herkuladiska Wundergeschichte," und ist gleichfalls häufig aufgelegt worden, zuletzt 1713. Jenes frühere, das, als die erste Liebe, immer den Vorzug behielt, erlebte noch 1744 eine neue, wenn auch hie und da verkürzte Ausgabe. Dieser Umstand ist merkwürdig, denn er zeigt deutlich, daß das deutsche Publikum damals gar manche Geschmacklosigkeit verzieh, wenn nur die Sittlichkeit nicht beleidigt ward.

Sollte indessen wol manchen Autoren der neuern Zeit,

die so oft der nicht mindern Geschmacklosigkeit gehuldigt haben, und zwar nicht selten einer solchen, der keine tüchtige Gesinnung aufzuhelfen bemüht war, ein Recht zukommen, auf Werke dieser Art bloß hohnlachend herabzusehen? — Das Leichteste ist das freilich; aber nicht das Ersprießlichste.

§. 56.

Magnus Daniel Omeis,

(geb. zu Nürnberg am 6. Sept. 1646, gest. am 22. November 1708, als Professor der Beredsamkeit zu Altdorf.)

Dieser Autor, von dessen Leben nichts weiter zu sagen ist, als daß es ruhig, heiter und nicht ohne äußern gelehrten Ruhmes-Glanz gewesen zu sein scheint, zeigte sich stets als einen deutschgesinnten, Poesie liebenden Mann und des Blumenhirtenordens treuen Hüter. In der Eigenschaft eines Professors der Beredsamkeit hatte er Gelegenheit, alle Jahre den Kaiser Leopold in lateinischen Dissertationen zu rühmen, und damit niemand in Zweifel bleiben könne, wie er es meine, so fing er gleich in der ersten Dissertation an, den Fürsten mit Otto dem Großen zu vergleichen, und auch in der Folge stand jedesmal, um augenblicklich die etwanigen Zweifler zu schrecken, der Beiname des Großen mit auf dem Titelblatt. Außerdem ist noch unter den Dissertationen eine sehr ins Große gehende und nützliche de claris quibusdam in orbe literato Noribergensibus, die aber nur bis zum Namen Major geht, da er die Form eines Wörterbuches gewählt hat, und der Tod ihn in der Mitte des Alphabets abrief.

Berühmter oder vielmehr berüchtigter ist seine „gründliche Anweisung zur Teutschen accuraten Reim- und Dichtkunst," Altdorf 1704, in der die deutsche Poesie wie ein gutes Handwerk gelehrt wird, wobei wir allerdings lächeln

dürfen, obwohl wir nicht in Abrede stellen können, daß die Ehrbarkeit, mit der dieses Handwerk gelehrt wird, wenigstens tausend mal löblicher sei, als die frivole Seichtigkeit die uns heut zu Tage nicht selten als Kritik aufgetragen wird.

Noch gewann er Ruhm als Präsident der Pegnitzschäfer, in welcher Würde er den Namen des Norischen Damon führte. Es ist dies aber eine ganz eigene Gattung von Celebrität, indem die größtentheils etwas seltsamen und gezierten Blumenmänner ihr Wesen gewissermaßen apart trieben, und, wenn sie sich einmal in das Freie, das heißt in das größere Publikum wagten, nicht selten Spott und Hohn davon trugen, gleichsam als sollte schon damals die Gellertsche Fabel von der Ente und der Gans aufgeführt werden. Man ließ sich aber nicht irre machen, und je mehr die Schäfer von den Nicht-Schäfern getadelt wurden, je mehr lobten sie sich unter einander, und in Nürnberg und Altdorf hatten sie vollends gute Tage, da hier die wechselseitige Verehrung fast wie eine reine Bürgerpflicht angeordnet war.

Omeisens Bestes scheint das zu sein, um dessentwillen er gar nicht berühmt geworden ist, nämlich ein geistliches Lied: „das fröhliche Herz," in welchem eine so tüchtige, kernhafte Gesinnung waltet, daß wir dem wackern Rambach billig danken müssen, der es im dritten Theile seiner „Anthologie christlicher Gesänge" von neuem hat abdrucken lassen. So einfach gute Zeilen wie:

Martern uns auf allen Seiten
Hunger, Pest und Kriegeszeiten,
Doch noch fröhlich, unverzagt!
Wenn des Kahnes Trümmer krachen,
Weiß schon Jesus aufzuwachen.
Nur im Glauben frisch gewagt!

und späterhin:

Immer fröhlich, immer fröhlich!
Ich bin auf der Erd' schon selig;
Hier fängt sich mein Himmel an

vermag nur der zu dichten, der wirklich so fühlt und anschaut; aber um so fühlen und anschauen zu können, bedarf es eines ächten und glaubenvollen Gemüthes, das wir freudig anerkennen wollen, wo wir es finden. — (Die Härte in der Zusammenstellung des „Erd' schon" soll nicht übersehen werden, doch ist eben nicht nöthig sich sonderlich dadurch stören zu lassen.)

§. 57.

Georg Daniel Morhof,

(ein Meklenburger, geb. 1639, gest. 1691 zu Lübeck.)

Ueber das Leben dieses berühmten Mannes enthält die Einleitung zum Polyhistor (Lübeck 1714) die ausführlichsten Nachrichten *), so wie er denn überhaupt selbst sehr lebhaft dafür sorgte, daß kein Zug zu seiner Biographie fehlen möchte. Seine Kenntnisse in Sprachen und Wissenschaften waren in der That bewundrungswürdig, und nur die Eitelkeit, mit der er die Lobreden und Lobschriften deshalb genoß, war vielleicht noch größer. Selten ist aber auch dem literarischen Hochmuth eines Mannes so sehr gefröhnt worden

*) Zur Wiederherstellung seiner durch unermüdetes Studiren erschöpften Gesundheit war er nach Pyrmont gereist; aber es verschlimmerte sich nur dadurch sein körperlicher Zustand. Daher das traurige Wort, welches er den Freunden zurief: Unde alii vitam, ego mortem hausi! Ibo igitur Lubecam ad socrum ocius, ut domi ejus moriar. Valete o mei; nunquam enim huc redire dabitur. Diese Herzlichkeit lag tief in ihm; aber im Leben wollte er nur exoterisch vornehm erscheinen.

als dem seinigen, und Holländer, Engländer, Franzosen, Italiener (unter denen besonders derbe kannte Florentiner Magliabecchi sich auszeichnete) und Deutsche beeiferten sich nicht wenig, demselben Genüge zu leisten. Ein vollständiges Verzeichniß seiner gar sehr zahlreichen Schriften liefern die Prolegomena zum Polyhistor, S. 34—71. Es ist fast unbegreiflich, wie ein einziger Mann, dem ohnehin kein langes Leben beschieden war, so sehr viel und unter diesem Vielen denn doch auch so manches Bedeutende hat liefern können; allein dem deutschen Fleiße ist nichts der Art unmöglich.

Mirarer et ipse, sagt der Vorredner zum Polyhistor (S. 15.) nisi stupenda et incomparabilis Morhofii diligentia ex familiari cum illo mihi innotuisset conversatione. Totus ille, uti biographiae, ab ipso inchoatae, continuator vere affirmat, in litteris erat et libris continuaeque lectioni sic deditus, ut ne cibum quidem caperet, vel iter faceret, quin librum simul legeret, vel evolutum penes se haberet.

§. 58.

Von Genialität findet sich bei Morhof keine Spur, auch Fantasie fehlt fast ganz; was aber aus einem an sich nur mäßigen Verstande durch ununterbrochenes Bemühen tüchtiges gebildet werden kann, hat er redlich versucht, und ist dadurch zu einem höchst einflußreichen Schriftsteller geworden. — Seine teutschen Gedichte (zuerst Kiel 1682, dann Lübeck 1700) können nur durch die Anstrengung und Sorgfalt anziehen mit der er die Sprache behandelt; poetisches Leben und Feuer fehlt ihnen fast ganz, und nur in den Epigrammen finden wir zuweilen Neuheit und Energie der Gedanken. Ungleich wichtiger ist er als Kritiker, denn obwohl er nicht die höchste Stuffe der Kritik erreichen konnte,

eben weil er kein Dichter war, so ahndete er doch besser als die meisten seiner Zeitgenossen was alles zu einem Dichter gehöre. Er haßte mit Recht die breite und zerfahrene Sprache seiner meisten Zeitgenossen, und verlangte Gedankenkraft und Sprachkürze. Daher seine besondere Liebe für das Epigramm, welcher Dichtungsart sich zu widmen er manche talentvolle Jünglinge, z. B. Wernike, aufforderte, wobei nur Verwunderung erregt, wie bereits oben erwähnt worden, daß selbst er der Allbelesene, Logau nur oben hin, d. h. gar nicht kannte. Seine Kritik ist meistens frei von Eigensüchtigkeit, und es ist überaus löblich, mit welcher Mäßigung er selbst über die Schriftsteller urtheilt, deren Wesen seiner eignen Natur nicht zusagen konnten, z. B. über die sogenannten Enthusiasten, Mystiker und Theosophen, z. B. über Jakob Böhme. So ist ihm auch wohl anzurechnen, daß er der Erste war, der Paul Flemmings Werth, wenn auch nicht ganz erkannte, doch pries, da früherhin von demselben nur obenhin wie von einem leidlich begabten aber uncorrekten Dichterjünglinge die Rede war.

Morhofs Werk: „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie, deren Ursprunge, Fortgange und Lehrsätzen, wobei auch von der reimenden Poeterei der Ausländer mit mehrerm gehandelt wird" (Lübeck 1700.) ist nicht bloß seiner historischen Notizen wegen, sondern auch in Hinsicht mancher treffenden Bemerkungen über den Charakter und Werth unserer Sprache, und über das Technische der Poesie noch jezt der Aufmerksamkeit werth, wobei es sich jedoch fast von selbst versteht, daß ein Mann wie Morhof dem Fleiße und der Anstrengung — so höchst schätzbar sie auch sind — doch zu viel Vermögen einräumt, und das Göttliche in der Brust des Dichters fast ganz vergißt.

Noch ist merkwürdig, daß das genannte Buch, so viel

ich habe herausbringen können, das erste in deutscher Sprache geschriebene ist, in welchem der Name „Shakspear" vorkommt; aber auch nur der Name, gepaart mit Ben Jonson, Beaumont, Fletcher u. s. w. So lange also hat es gedauert, ehe auch nur der Name des größten modernen Dichters nach Deutschland hinüber kam!

§. 59.

Anton Ulrich, Herzog zu Braunschweig-Wolfenbüttel,

Ritter vom goldenen Vließ, Oberhaupt der fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Namen des Siegprangenden, geb. am 4. Oktober 1633, regierte gemeinschaftlich mit seinem ältern Bruder Rudolph August, bis zu dessen Tode 1704, dann allein bis zu seinem Ende, welches am 27 März 1714 erfolgte. Er gehört zu den geistreichsten und thätigsten Fürsten seiner Zeit, ja wenn wir alle seine Geschäfte in den mannigfaltigsten, glänzendsten und gefahrvollsten Verhältnissen, so wie seinen schriftstellerischen Fleiß erwägen, so möchten .wir ihm statt jenes eben angegebenen unmäßig prunkenden Beinamens lieber den wohlverdienten des Unermüdlichen beilegen.

Er hatte das große Glück — wie bereits oben erzählt worden — in dem wackern Schottel einen geschickten und treuen Lehrer zu finden, so wie auch der gewandte Betulius in der kurzen Zeit seines Lehramts günstig auf ihn gewirkt hat. Ihnen verdankt er ohne Zweifel seine Neigung zum Sprachstudium, und in einer Zeit der Undeutschheit, die reine Neigung für deutsche Kunst und Sprache. Seine Frömmigkeit sprach sich zuerst in einem Werke aus, das den Titel führt: „Christ-Fürstliches Davids-Harpffen-Spiel,"

Nürnberg 1667, in welchem die meisten seiner geistlichen Gedichte enthalten sind. Sie sind zum Theil ruhiger Erbauung wohl zusagend, zeigen von männlichem Ernst und löblichem Streben stets fortzuschreiten in religiöser Bildung. Mit der Sprache hat er noch häufige Kämpfe; doch lohnt ihn dafür mitunter ein erfreuliches Gelingen und das Versmaaß begünstigt meistens die musikalischen Compositionen, welche von des Herzogs Mutter, der Fürstin Dorothea von Anhalt, herrühren, und mit dem Werke zugleich erschienen. Feurige Begeisterung und Tiefe der Gedanken werden wir vermissen, doch verdient ein kleiner Theil jener Lieder selbst heute noch die Theilnahme der Deutschen, die ihnen auch, wie es scheint, geblieben ist, z. B. dem Liede: „Ich trau auf Gott." Eine spätere Sammlung „Die mit Teutschen Saiten überzogene heilige Kronharpffe," Nürnberg 1680, scheint nicht von ihm zu sein, da die Zeitgenossen davon schweigen.

§. 60.

So sehr man aber auch in Deutschland billigte und pries, daß ein so angesehner Fürst geistliche Lieder verfasse, so würden diese ihm doch nicht eine so allgemeine Liebe erworben haben als er wirklich genoß, da man sich nicht verbergen konnte er stehe manchem Vorgänger und Zeitgenossen nach, so rühmlich auch sein Bemühen auf diesem Wege sei. Um so berühmt zu werden als er wirklich geworden ist, mußte er auch für das größere Publikum rein ergötzliche Werke schreiben, und zwar Schauspiele und Romane. Da der Herzog selbst ein Theater unterhielt, so lag bei dem Mangel an guten deutschen Schauspielen der Wunsch nahe genug, selbst solche zu geben. Leider aber war dieser Wunsch nicht durch hinreichendes Talent unterstützt. Er versteht

nicht,

nicht mit Glück zu dialogisiren, Leichtigkeit und Raschheit fehlen — wie fast allen seinen Zeitgenossen — auch ihm, und die Gelegenheit, an die er seine Stücke knüpft, so wie die Musik, die alle begleitet, mußten wohl das Beste thun, um ihnen einigen Beifall zu verschaffen.

Um so allgemeiner war der Dank für seine Romane: „Die durchlauchtigste Syrerin Aramena" (1669.) und „die römische Octavia" (1685). Zuvörderst war es für das Publikum höchst angenehm, daß man an diesen Büchern — viel zu lesen hatte, denn es ist nicht zu läugnen, daß die Deutschen in der Mehrheit kleine Schriften nicht liebten, und ein dickes Buch mit einiger Ehrerbietung zu betrachten pflegten. Und nun war es vollends ein Herzog, der sich doch lediglich um ihretwillen eine so große Mühe gegeben hatte, fünf Bände der Syrerin, und sieben der Römerin, oder vielmehr — ihnen, den Lesern, zu schenken *). Sie hatten mit ihrer Dankbarkeit nicht unrecht; denn in der That ist in der Aramena die Composition wenigstens leidlich zu nennen, und manche gute Sentenz läßt sich daraus schöpfen.

Die Octavia freilich geht locker und los fast ganz aus einander, und es ist nicht wohl zu sagen, wo der Anfang, die Mitte und das Ende ist, aber sie hat doch einen ziemlich fließenden Styl, manche leidenschaftliche Scenen, und ist mit Gedichten durchwebt, von denen einige nicht ohne Lebendigkeit sind.

---

*) Und welche Bände sind es, die hier gegeben werden! Der erste hat 1091 Seiten, der zweite (Zugabe genannt!) 1234, u. s. w., das Ganze 6822. Uebrigens sind nicht 6, sondern 7 Theile vorhanden, obwohl gewöhnlich die erste Zahl angeführt wird. Eine solche Zugabe ist doch wohl ein Band.

§. 61.

Was aber die Deutschen am meisten erfreute, war der Umstand, daß diese Werke nicht ohne politische Beziehung sind, und daß sie, wie es schien, wichtige Staatsgeheimnisse unter dem leichten Schleier des Romans verhüllten. Gern hätte man diesen Schleier gehoben, denn auf Staatsgeheimnisse, auf die sich doch der Herzog wohl verstehen mußte, war man gar sehr erpicht; und so betrachtete fast ein jeder Leser jene Werke als interessante Räthsel, die zu lösen den Verstand beschäftige und ergötze. Daher erschien auch ein apartes Werk, welches den „Schlüssel" zur Octavia enthält, und es ist bekannt, daß selbst noch am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts nach einem solchen Schlüssel gesucht wurde. (S. den literarischen Anzeiger 1797. Nr 65. 118. und 1798. Nr. 116.)

Eigentlichen Kunstwerth haben beide Romane nicht, und es ist auffallend, daß ein so geistreicher Fürst, der gewiß eine bedeutende Menschenkenntniß besaß, dennoch fast alle aufgestellten Charaktere so ärmlich ausstattet, und so schwach mit Wasserfarben malt, daß kaum eine Individualität zu erkennen ist. Anlage zum guten Styl ist vorhanden; aber nur das Fließende ist so ziemlich erreicht; selten Wohllaut, selten Kraft.

Gegen das Ende seines Lebens betrübte der Fürst, in welchem man bis dahin eine der trefflichsten Stützen des Lutherthums anerkannt hatte, sämmtliche protestantische Deutsche, gar sehr, indem er unvermuthet zur katholischen Kirche übertrat (1710). Einige hatten dabei den elenden Trost, es sei nur im Drang der Verhältnisse, und aus politischen Gründen geschehen, wodurch man aber den Herzog am meisten, und gewiß unverdient beleidigt. Fast allge-

mein wird indessen vermuthet, daß ihn sein Uebertritt bald gereuet habe, wenigstens wird häufig berichtet, daß auf sein Verlangen nur lutherische Geistliche es waren, die ihn zum Tode bereiteten, ein Umstand der allerdings bedeutend und tröstlich ist.

§. 62.

Christian Gryph,

(ein Sohn des Andreas, geb. 165[illegible], gest. 1706.)

Der Vater (der die Geburt seines Sohnes durch ein wahrhaft edles Gedicht gefeiert hatte) konnte ihn unmöglich mit der schönen Literatur bekannt machen, (obwohl ein bekannter Literarhistoriker ein wenig zu rasch diese Versicherung giebt) da er bereits in Christians ~~siebentem~~ Lebensjahre starb; wohl aber blieb er ihm ein stetes Vorbild, das er nach dem Maaß seiner geringeren Kräfte zu erreichen strebte. Sinnigkeit, Nachdenklichkeit, zuweilen an Trübsinn gränzend, Rechtlichkeit der Gesinnung, Gründlichkeit in Sprachen und Wissenschaften und unverdrossene Arbeitsamkeit theilte er ganz mit seinem Vater; aber die poetische Kraft, mit der sich dieser, wenigstens zuweilen, aus dem bedrängten Zustande zu retten vermochte, die Erhebung des Gemüths, selbst bei drückenden Verhältnissen, und die Tiefe der Seele vermissen wir in dem Sohne. Christians äußere Lage war eine sehr beschränkte, aber ehrenwerthe, denn er stand als Rector des Magdalenen-Gymnasiums zu Breslau, so wie als Professor der griechischen und römischen Literatur am Elisabethanum mit mäßigem Gehalt und vieler Arbeit *). Er

*) Fast rührend ist die Klage in einem seiner Epigramme, daß besser bezahlt werde wer den Fuß, als wer den Kopf „zurechte setze.“ — Dies Sinngedicht erlebt wohl alle Jahr eine unsichtbare neue Auflage.

verwaltete diese Aemter mit so großer Pflichttreue und so günstigem Erfolg, daß noch heut zu Tage, sein Andenken im Werth bleibt; dennoch scheint das Uebermaaß der Arbeit, noch mehr aber häusliches Unglück, seinem poetischen Productionsvermögen geschadet zu haben. Für die Ausführung eines großen Stoffes fehlte es ihm an Kraft und Fantasie; und er hat nur Gelegenheitsgedichte geliefert, in denen wir bei vielem Matten und Nüchternen, doch auch einige glückliche Gedanken in correkter Sprache antreffen. Nur dann erhebt sich sein Darstellungsvermögen, wenn er von den Leiden seiner Schwester spricht, bei denen er, ihrer Seltsamkeit und Langwierigkeit wegen, irgend ein trauriges Wunder ahndete. Noch müssen wir ihm zum Ruhme nachsagen, daß alle seine Gedichte frei sind von jener damals so beliebten, zuchtlosen und falschen Spaßhaftigkeit, so wie er denn auch seinen Abscheu vor allem was unsittlich ist, häufig an den Tag legt.

§. 63.

Und dennoch: dieser Mann, dessen ganzer wackern Natur alles Frivole und Freche im höchsten Grade zuwider war, liebt und lobt dennoch über alle Maaßen den Hoffmannswaldau und Lohenstein, wie die auf jene Männer verfaßten Ehrengedichte überschwenglich zu erkennen geben. Er vermochte das, der doch schon als öffentlicher Lehrer täglich mit den großen Dichtern Griechenlands und Roms umging! — Bei seiner Liebe für Lohenstein dürften wir eher noch entschuldigend hoffen, er werde wohl nur einiges im Arminius meinen; aber bei dem durch und durch seichten Hoffmannswaldau wissen wir für seine Liebe gar keine Entschuldigung. Wahrlich, wenn wir seine Hochachtung, so wie die außerordentliche Neigung so manches andern eh-

renwerthen Mannes jener Zeit für den verkehrtesten Dichter erwägen, so möchten wir fast auf die Vermuthung gerathen, es müsse noch einen ganz andern Hoffmannswaldau geben als den, der sich bis zu uns gerettet hat; allein es ist dieses (wie kaum hinzugesetzt zu werden braucht) keinesweges der Fall, und wir haben nur den Einen.

Gryphs Bescheidenheit erlaubte ihm nicht, seine Gedichte selbst zu sammeln; aber seine Freunde, wohl erfahren in der poetischen Haushaltungskunst, gaben sie nach seinem Tode heraus, unter dem damals sehr beliebten Titel „Poetische Wälder," in zwei Theilen, Frankfurt und Leipzig 1707 und 1717.

§. 64.

Heinrich Mühlpfort,

(geboren zu Breslau 1639, gestorben 1681.)

Es ist schon oft geklagt worden, daß gar viele deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts ihre meiste Kraft und Anlage für Gelegenheitsgedichte aufwandten. Streng genommen ist freilich jedes Gedicht ein Gelegenheitsgedicht, indem doch irgend ein zündender Moment die Veranlassung gewewesen sein muß, und in dieser Hinsicht könnte man, wie Goethe die Langeweile die Mutter der Musen nennt, mit noch größerm Rechte die Gelegenheit also bezeichnen. Nur sei es eine wahrhaft würdige Gelegenheit, sie befehle nicht; sondern ihr werde befohlen. So war es aber leider nicht. Zuweilen freilich mochten sich die Poeten wohl freuen, wenn einmal eine Hochzeit, eine Kindtaufe, eine Doktorpromotion ihnen Raum gab, sich zu zeigen und Veranlassung wurde, auszusprechen was ihnen auf dem Herzen lag. Bei solchen Festlichkeiten fühlten doch wohl selbst die versteinert-

sten Philister sich ein wenig erwärmt, und wenn der Dichter recht rauschend in die Saiten griff, und wohl ein wenig übergewaltig mit den Flügeln schlug, so fühlten doch vielleicht auch jene für den Moment eine leise Ahndung von Poesie, vor der man ja Gottlob sich nur selten ganz verbauen kann. Noch öfter aber mochte es den Dichtern wohl sehr schwer fallen, auch nur den kleinsten Anflug von Begeisterung zu gewinnen, sobald der bloß prosaische Imperativus der Gelegenheit an sie erging, und wir müssen deshalb leider wenigstens zwei Drittheile der damaligen von außen her veranlaßten Verse für völlig ungenießbar erklären.

Diese allgemeinen Betrachtungen enthalten gewissermaßen auch das Urtheil über Mühlpfort, den wir bereits oben als einen überschwenglichen Lobredner Hoffmannswaldaus haben kennen lernen. Seine Natur ist indessen offenbar eine bessere, er ist ernst, bedächtig, mitunter sogar geistvoll; nur hat sich bei ihm kein dichtendes Talent ausbilden können, denn seine Berufsgeschäfte, als öffentlicher Lehrer zu Breslau, nehmen alle seine Kräfte in Anspruch. Ihm fehlt es an Zeit, und er muß, wie es scheint, alle seine Gelegenheitsgedichte in den Zwischenminuten der Unterrichtsstunden verfertigen. Seine Gedichte erschienen zu Breslau 1698, erlebten nur eine Auflage und wurden bald vergessen, obwohl schon der Umstand, daß er, der Lobredner, doch den Gelobten niemals nachahmte, zu ihren Gunsten sprechen dürfte. Anthologen, die auch jene Zeit beachten, möchten doch wohl eine gute, wenn auch nur kleine Ausbeute finden. Er ist wenigstens rein von den meisten Unarten seiner Periode und zeigt sich als einen wohlgesinnten, zuweilen sogar rein fühlenden und denkenden Mann *).

---

*) Als diese Zeilen längst geschrieben waren, finde ich

§. 65.

Johann Lassenius,

(geb. am 26. April 1636 zu Waldau in Pommern, gest. als Hofprediger zu Copenhagen, am 29. August 1692.)

Er hat fast alle Europäischen Länder durchreist, und es gelang ihm, was wohl sonst sehr wenigen deutschen Gelehrten seiner Zeit gelungen ist, sich die Gunst Ludwigs XIV. und des Cardinals Mazarin zu erwerben, da er in Dingen, die er für nur weltlich hielt (worin er aber gar sehr irrte) ein wenig schmeicheln konnte. Desto strenger war er in allem was ausdrücklich auf die protestantische Kirche Bezug hatte, und er sprach und schrieb stets so kräftig und heftig gegen die Jesuiten, daß diese — die bequemste Polemik wählend — ihn auf dem Wege von Nürnberg nach Wien auffangen ließen, ihn eine geraume Zeit in Wien einkerkerten und sehr hart hielten. Neun Tage lang, so wird erzählt, saß er fast ganz ohne Nahrung in „eine Grube versperrt," (ein Ausdruck, der vielleicht nur um an Daniel zu erinnern gewählt wurde) ja man schleppte ihn endlich mit empörender Grausamkeit bis an die äußerste Gränze von

---

noch in einem fast ganz unbekannt gebliebenen Büchlein: „Der wohlgebahnte Weg zu der Teutschen Poesie u. s. w. von Johann Joachim Statius, (Bremen 1716) folgende auffallende Nachricht: „Epitaphium sane ridiculum (!?) ipsi adhuc viventi, excogitavit ei Hoffmanns-Waldau. Es lautet also:

„Neun Wörter und nicht mehr soll dieses Grabmal haben:
Hier unter diesem Stein liegt Gicht und Durst begraben." —

Was Statius hier Lächerliches findet, beruht gewiß auf einem Mißverständniß. Ein Trinker war der dürftige, kranke Schulmann schwerlich; es bleibt also nur Spott über den Unglücklichen, und zwar ein höchst verächtlicher des reichen Patrons gegen den armen Clienten.

Ungarn, um ihn dort an die Türken als Sklaven zu verkaufen. Allein er wußte sich (wir wissen nicht durch welche Gattung von Klugheit) zu befreien, ward wegen des ausgestandenen Märtyrthums im protestantischen Deutschland mit großer Auszeichnung empfangen, und stieg von einer höhern Predigerstelle zur andern, bis er endlich in Copenhagen das erste geistliche Amt im ganzen Königreich zur Verwaltung bekam. Allein seine Gesundheit war für immer zerrüttet, dergestalt, daß er in jeder Predigt mehreremale auf öffentlicher Kanzel stärkende Tropfen einnehmen mußte, ein Umstand, der Erwähnung verdient, da hinzu gesetzt wird, daß diese Procedur seine höchst aufmerksame und liebende Gemeinde niemals auch nur zu dem kleinsten Geräusch oder Geflister veranlaßt habe *).

§. 66.

Als geistlicher Dichter ist er nicht immer sehr bedeutend; doch haben sich die besseren Lieder: „Freu dich sehr, o meine Seele," „Herz und Geist erhebe dich," „O Vater aller Frommen," Auf, auf, ihr meine Lieder," mit Recht erhalten. Hier nähert er sich Gellerts Sanftheit, mit dem er in dieser Hinsicht viele Aehnlichkeit hat. Am berühmtesten ist er jedoch als geistlicher Redner, und wir finden in ihm den entschiedensten Gegensatz vieler andern. Ihn widerte an: die breite Unbehülflichkeit, und die fast

---

*) Zu den Merkwürdigkeiten seines Lebens gehört noch, daß er in der frühern Jugend ein bewundertes Mitglied der — vielleicht ersten — deutschen Schauspielergesellschaft war, die nach dem Namen ihres Directors, die Treuische hieß. S. J. F. Löwen's Schriften, Theil IV., Hamburg 1766., S. 13. in der — sehr mangelhaften — Geschichte des deutschen Theaters.

endlos umherfahrende Geschweiftheit der meisten damaligen Redner, und im Haß der langathmigen, brustverletzenden Perioden, befleißigte er sich der äußersten Kürze und Gedrängtheit. Schade nur, daß er diese schöne Gedrängtheit, welcher unsere Sprache gern sich fügt, mit der Zerschnittenheit verwechselte und diese formlose Zerhacktheit eben für das Rechte zu halten schien. In Gottscheds ausführlicher Redekunst (5te Auflage, Leipzig, 1759) findet sich folgende in der That merkwürdige Stelle, aus einem seiner geistlichen Werke, die seinen Styl klar zeigt: „Ein Christ sieht den Tod in diesem Kleide nicht an. Was häßlich an ihm ist, läßt er ihm. Das Beste wählet er. Sein Grausen trägt der Tod nur vorn. Hinten ist er ganz lieblich. Es ist ein Wagen, der zu Gott fährt. Die Rosse sind schnaubende wilde Thiere, gleichwol sitzt man wohl darauf. Ist der Weg gleich krumm, führet er doch zum rechten Zwecke. Ist der Wagen nicht bequem genug? Der Führer ungestüm? Wie bald geht's über! Ist man einmal daheim, achtet man der Fuhrleute nicht mehr. Der Tod, Gottes Bot. Bringt er gleich sein Gewerb nicht mit süßen Worten an; was schadets? Er rede wie er wolle. Ein getreuer Knecht thut nicht mehr, als ihm sein Herr befohlen hat. Ein Gesandter auch nicht. Was Gott dem Tode befohlen hat muß man für genehm halten. Vorhin war der Tod mein Feind. Jetzt ist er mein Freund worden. Vorhin mein Henker. Der Tod der Sünden Sold. Jetzt ist er mein Erlöser. Mit ihm werde ich alles meines Jammers in der Welt entbunden. Vorhin war er mein Teufel. Er führte mich zur Finsterniß. Jetzt mein Engel. Er führt mich zum Lichte. Vorhin war er mein strenger Gläubiger. Ich sein Schuldner. Jetzt ist die Handschrift bezahlt. Ich bin frei." (S. Lassenii Sionitische Erquickstunden. Th. II. S. 15.)

Wie gesagt, diese Kürze ist fast nur eine scheinbare, und ich bin weit entfernt, dieselbe, die ich so eben eine Zerhacktheit und Zerschnittenheit genannt habe, zu loben. Dennoch ist sie viel besser als die in neuern Zeiten häufig begegnende Zerfahrenheit und Verschwommenheit, denn sie giebt doch zu denken; und wer wie Lassenius zu schreiben sich anschickt, muß wenigstens zu denken *versuchen*. Das ist doch etwas, wenn auch nicht immer *viel*; dem Lassenius aber darf man nachsagen, daß er nicht bei dem Versuche stehen blieb, und nur leider die Unart hatte, seine Gedanken wie Polypen zu zerschneiden.

§. 67.

Heinrich Anselm von Ziegler und Klip-hausen,

(ein Edelmann aus der Niederlausitz geb. 1663, gest. 1697.)

beschäftigte sich während seines ganzen nur kurzen Lebens größtentheils mit der Literatur, weshalb er auch in Leipzig lebte, um dem literarischen Getreibe stets nahe zu sein. Er hatte bei weitem mehr Gemüth und wahres Talent als Hoffmannswaldau, den er leider für das größte Genie der Deutschen ansah, und dem nachzustreben er für die größte Ehre hielt. So sich selbst verkennend und verderbend schrieb er seine „biblischen Geschichten und Heroiden," *) in denen Adam und Eva, Abraham und Sara mit einander Briefe wechseln, in denen leider mit der ernstesten Miene die allerzuchtlosesten, widerlichsten und gemeinsten Dinge in

*) Es ist doch seltsam, daß die Ovidische Erfindung — falls hier von einer Erfindung die Rede sein kann — der Heroiden nur ein einziges Mal Glück gemacht hat, und zwar in Deutschland im 17. Jahrhundert.

schwer gearbeiteten Alexandrinerversen vorgetragen werden. Das Publikum nahm das ekelerregende Buch mit großem Beifall auf; aber Ziegler wandte sich jetzt (vor seiner eigenen Arbeit vielleicht sich schämend) zur Geschichte, die er jedoch auf eine höchst fantastische Weise für den Geschmack der Zeit zurecht machte. Es ist schon oben erwähnt worden, daß die Deutschen gerade jetzt, wo sie einen politischen Fehler nach dem andern begingen, sehr gern und häufig von Staatsklugheit, ja sogar von politischen Ränken und Pfiffigkeiten redeten, zu denen sie aber in der wirklichen Welt nie gelangten. In diesem Sinne schrieb Ziegler seinen „historischen Schauplatz, oder historisches Labyrinth der Zeit," in welchem der gewandte Weltmann und französirende Sprachverderber ungemein bewundert wurde, wie die häufigen Auflagen und Fortsetzungen von fremden Händen genugsam beweisen.

§. 68.

Hätte Ziegler nichts weiter geschrieben als das bisher erwähnte, so würde er entweder ganz vergessen, oder doch nur als ein durchaus tadelnswerther Scribent zu verwerfen sein; allein er zeigte sich in den letzten Jahren seines Lebens von einer interessantern Seite, indem er uns einen Roman gab, der fast durch ganz Europa berühmt oder berüchtigt geworden ist, und unsern lieben Vorfahren das höchste poetische Labsal gewesen zu sein scheint. Dieses Werk, genannt „die asiatische Banise, oder das blutige und doch muthige Pegu," zuerst erschienen Leipzig 1690, enthält so ziemlich alles, was man damals von einem Roman forderte. Ein tugendhafter und unglücklicher Prinz, der selbst im höchsten Jammer künstlich gesetzte Reden hält, eine noch tugendhaftere, noch unglücklichere und noch erhabner

redende Prinzessin, ein entsetzlicher Tyrann, mehrere Opferpriester, unter denen auch ein schlimmer Bösewicht, viele Soldaten und Schlachten: was konnte man mehr verlangen? Erhöht wurde das Interesse noch durch die Decoration der Geschichte, den weit entlegenen Boden *), die wunderlichen ausländischen Gebräuche, und durch den Gedanken, der dem deutschen Publikum große Freude machte, es liege eine wahre Geschichte zum Grunde, die der verschlagene Autor nur klüglich verhüllt und so gestellt habe, um am bequemsten seine Gedanken von der Staatsraison (damaliges Lieblingswort) anbringen zu können. Noch ist merkwürdig, daß Ziegler in seinem Roman, der eine durchaus ernsthafte Grundlage hat, und fast durchgängig feierlich-pathetisch gehalten ist, (weshalb er auch um den Leser zu erschrecken, gleich mit „Blitz, Donner und Hagel" anfängt) dennoch eine Art von Spaßmacher zur Abwendung des Uebermaaßes der Schmerzen hinein gemalt hat. Es ist ein sehr gelinder, ziemlich zahmer Spaßer; doch bleibt es lobenswerth, daß Ziegler auch nur einen solchen aufzustellen wagte, eingedenk der altdeutschen Komödien, in denen selbst der allertugendhafteste oder auch der allerruchloseste Held fast nie ohne den sinnlich lustigen Casperle erscheint, der ihn und — das Leben parodirt, in welchem Verhältnisse nicht selten eine einfach tiefsinnige Weltansicht liegt. Wie gesagt: so weit geht es leider bei dem Dichter der Banise nicht; doch hat er eine Ahndung davon, wie sie bei den sogenannten Klassikern seiner Zeit, die sich vom Romantischen ganz entfernt hatten, durchaus nicht anzutreffen ist.

---

*) Für das was in Deutschland vorging, hatte man kein sonderliches Interesse; auch war es freilich meistens traurig. In Indien aber, glaubte man, wohne die Romantik.

§. 69.

Die Erfindung des ganzen Romans ist erträglich, die Personen erregen eine mäßige Theilnahme, die Anordnung ist nicht ohne Fehler, doch findet sich das Ueberflüssige wenigstens leidlich gestellt, und mit Genauigkeit aufgefaßt. Der Styl verräth großen Fleiß; ist aber im allerhöchsten Grade pretiös, und fast bis zur Vollendung naturwidrig; doch kann die Consequenz, mit welcher der Irrthum durchgeführt ist, demselben einiges Interesse verleihen *).

Ob während der letzten sechzig Jahre jemals ein Roman (sei es auch der vortrefflichste) von den Deutschen mit größrer Liebe aufgenommen worden ist, als damals die Banise, darf man wohl bezweifeln. In diesem Buche glaubten die Meisten endlich empfangen zu haben, wonach sie sich lange genug gesehnt, eine gelungene Mischung des Angenehmen und Nützlichen, etwas Erhabenes und doch Ergötzliches, etwas Vornehmes und doch Verständliches u. s. w.

---

*) Den besten Beleg giebt der Anfang des ganzen Buches selbst, der also lautet: „Blitz, Donner und Hagel, als die rächenden Werkzeuge des Himmels, zerschmettere die Pracht deiner mit Gold bedeckten Thürme, und die Rache der Götter verzehre alle Besitzer der Stadt, welche den Untergang des königlichen Hauses befördert, oder solchen nicht nach äußerstem Vermögen, auch mit Darsetzung ihres Blutes gebührend verhindert haben. Wollten die Götter! es könnten meine Augen zu donnerschwangern Wolken und diese meine Thränen zu grausamen Sündfluthen werden: ich wollte mit tausend Keilen als ein Feuerwerk rechtmäßigen Zorns, nach dem Herzen des vermaledeyten Bluthundes werfen, und dessen gewiß nicht verfehlen; ja es sollte alsobald dieser Tyrann, sammt seinem götter- und menschenverhaßten Anhange überschwemmt und hingerissen werden, daß nichts als ein verächtliches Andenken überbliebe.“

§. 70.

Der Nachahmungen sind denn auch, wie dies nun einmal in Deutschland immer der Fall ist, fast unzählige vorhanden; aber auch nicht eine derselben hat sich neben dem Original erhalten können. Dennoch möchte ich auch an manchen dieser Nachahmungen, so wie an den meisten der damaligen Zeit etwas rühmen, welches in unsern Tagen bei Nachahmern nicht sehr häufig gefunden wird, ich meine nämlich die große Ehrlichkeit, mit der sie gleich auf dem Titelblatte eingestehen, daß sie nachahmen wollen, denn hier heißt es sehr offen: „die ägyptische Banise, die Englische, die Aethiopische," u. s. w. Es fällt den Kindern nicht ein, die Mutter verdrängen zu wollen.

Der Ruhm der Banise erhielt sich bis in die sechsziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, ja man darf vielleicht sagen, er habe sich noch erhalten, und es dürften sich wohl auch jetzt gar manche Familien, besonders in kleineren Städten und auf dem Lande befinden, denen jenes Buch noch oft eine wahre Sonntagsfreude bereitet. — Selbst die Bühne hat sich des Stoffs bemächtigt; aber freilich auf eine Weise, die das Charakteristische des Romans gänzlich verlöscht hat. Das Stück ist, mit sorgfältiger Beobachtung der sogenannten Einheiten, matt und ohne Leben, und hat mit Recht selbst den Spott der Kritiker erfahren. Es befindet sich in der Gottschedischen Schaubühne, und hat zum Verfasser den in späteren Jahren sehr berühmt gewordenen, gänzlich in Gallicismus getauchten Baron Grimm.

Die letzte Ausgabe der ächten Banise ist vom Jahre 1764.

§. 71.

Christian Weise,

(geb. 1642, gest. 1708 als Schulrektor in Zittau.)

Bei dem gesunden Verstande, der die Deutschen selbst in ihrer betrübtesten Bildungsperiode nie ganz verließ, konnte es nicht fehlen, daß sich doch hie und da Männer fanden, denen die steife Pracht und die krankhafte Schwülstigkeit Lohensteins nicht recht zusagen wollte. Sie hatten freilich nicht den Muth, das laut auszusprechen; aber sie suchten sich doch andere Wege. Ein solcher Mann ist Weise; doch nur in Beziehung auf den letztern Umstand. Mit den Lohensteinern selbst wollte er es nicht verderben, und die Poesie ihres Meisters hielt er in großen Ehren; meinte aber, sie sei fast zu vornehm für das alltägliche Leben, nicht lustig, leicht und galant genug. Es war sein Plan, dem erstaunten Europa zu zeigen, daß man sehr wohl griechisch und latein verstehen, und als Schulrektor in einer ziemlich kleinen Stadt, vielleicht acht Stunden täglich, dociren und doch dabei ein anmuthig-schlauer, gewandter und galanter Mann sein könne, woran billig niemand hätte zweifeln sollen. — Galant zu reden und zu handeln, zu philosophiren und zu dichten: das war der Zweck den er stets vor Augen hatte, und er scheint sich deshalb in Zittau eine ganz eigene fröhliche Welt gebildet zu haben, wie denn das einem geschickten und heitern Schulmanne gar wohl gelingen kann; leichter sogar, nach meiner Ansicht, als in irgend einem andern Stande. Dazu kam noch der vortreffliche Umstand, daß Arbeiten des Mannes höchste Lust war, und daß er in der Schuljugend, als einer höchst erfreulichen Idee, seine Muse sah. Da er nun dieselbe stets in sich, und die Repräsentanten stets

um sich hatte, so ging ihm, dem Guten aber etwas Schwachen, eine gewisse Gattung von Diminutiv-Begeisterung niemals aus, und er schrieb so lange als er die Feder halten konnte.

§. 72.

Um mit Ehren als ein fröhlicher und zierlicher Dichter auftreten zu können, mußte er zuvörderst mehrere geistliche Lieder ausarbeiten. Das brachte ein für allemal die Sitte mit sich, denn — hier wollen wir mit rechter Innigkeit die Deutschen loben — nur aus einem Munde, welcher Gott und Tugend preisen konnte, ließen sich die wackeren Leser Scherze und Späße gern gefallen. Man hört es auch den Weiseschen geistlichen Gedichten wohl an, daß es ihm ein rechter Ernst mit der Frömmigkeit ist, so wie denn ja überhaupt ein berufstreuer Mann gar nicht ohne Religion zu sein vermag; ausgezeichnet aber sind seine Lieder durchaus nicht, welches jedoch ihm nicht zur Schande, Deutschland aber zu einem großen Ruhm gereicht, denn wie unendlich viel würde dazu gehören um sich neben Luther und Gerhard noch auszuzeichnen! —

Jetzt aber zeigte er sich von der galanten Seite, die er zuweilen sehr bescheiden bloß als das „Curiöse," bezeichnet, für welches er eine ganz besondere Neigung hat, die er sogar mitunter selbst auf den Titeln seiner Werke zur Sprache bringt. So schrieb er „Curiöse Gedanken von deutschen Versen," „Curiöse Gedanken von deutschen Briefen," einen „galanten Hofredner," „satirische Romane," „oratorische Fragen" u. s. w. Alle diese Werke, die der wohlmeinende Mann größtentheils seiner lieben „grünenden" Jugend widmet, sind so über alle Maaßen verständlich geschreiben, daß sie jeder, der auch nur mit dem allerkleinsten

Theile seines Verstandes hervorrückt, bequem einnehmen kann. Das wollte er eben, man sollte ihn ja galant und curiös finden, und den Abscheu theilen, den er vor aller Pedanterie und dunklem Style im Leben wie in Schriften hegte. Lieber wollte er sogar ein wenig locker, lose und schalkhaft erscheinen. Schade nur, daß die Deutlichkeit bei ihm nicht eben Tugend ist, und in das Bekämpfen der Pedanterie sich doch gar häufig eine gewisse — seichte Pedanterie einschleicht. Davon aber sollte der Leser nichts merken, und darum streut der behagliche Mann manche muntere Späßchen und curiöse Einfälle dazwischen, denn die grünende Jugend muß nicht zu sehr angestrengt, oder gar verdrießlich gemacht werden.

§. 73.

Damit aber niemand glaube, er könne in seinen Lehrbüchern doch auch gar nicht ohne Spaßhaftigkeiten fertig werden, so schrieb er, außer andern ernsten Lehrbüchern, auch: „Ordentliche Fragen über die christliche Tugendlehre," (Leipzig 1697) ein Buch, das, trotz seiner Breite, einiges Lob verdient und gewiß Nutzen gestiftet hat. In der Vorrede sehen wir den für die Gemüthsbeschaffenheit seiner Schüler eifrig besorgten Mann, und es heißt am Schlusse derselben: „Es mangele niemahls an Leuten, die was Rechtes studiren wollen: doch niemand werde seines Wunsches gewähret, niemand werde seiner Qualitäten wegen secundiret, niemand werde der geringsten Promotion würdig geschätzet, der etwas gelehrtes und etwas fruchtbares außer der Pietät zu erhalten gedencket." — Es ist zu bedauern, daß ein so einfach guter Gedanke nicht auch in reinem Deutsch vorgetragen worden ist, allein diese bunte Sprache war nun einmal beliebt, und für galant gehalten. — In

Bayerische Staatsbibliothek München

der ganzen Geschichte des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts kann man kaum einen Schritt gehen, ohne auf die Franzosen oder etwas Französisches zu stoßen, und in der damaligen Zeit glaubten manche übergutmüthige Deutsche, man könne kaum genug französische Worte einmischen, um sich wenigstens auf diese Weise den gefährlichen Leuten zu näheren. Je mehr Französisch unter das Deutsche gemischt wurde, je galanter; es blieb doch immer noch deutsches genug, und die Franzosen selbst, diese Muster der Galanterie, sprachen ja bekanntlich — nur französisch, und gar kein Deutsch. Wie weit also blieben die deutschen Sprachmenger, auch die buntesten, noch immer hinter jenen glänzenden Vorbildern zurück! —

§. 74.

Weise's ausgezeichnetste Seite ist sein Talent für das Lustspiel und das Drama überhaupt, wobei wir jedoch nicht vergessen wollen, daß die Anforderungen des neunzehnten Jahrhunderts — in der letzten Hälfte des siebzehnten noch nicht zur Sprache gekommen waren, und daß er, da nun einmal Hans Sachs, Ayrer u. s. w. gar nichts mehr galten, kein anderes Vorbild in unsrer Sprache hatte, als Andreas Gryph. Weise's Lustspiele gehen stets in eine ungebührliche Breite und sind mit einer Menge von völlig überflüssigen Personen beladen. Der gutmüthige Mann richtete sich nämlich dabei nach der Anzahl seiner Schüler, welche mit wahrer Herzenslust, und zur Freude sämmtlicher Zittauischer Bürgerschaft, diese Schauspiele aufführten. Wie würde sich aber ein Schüler und dessen Eltern gekränkt gefühlt haben, wenn er gar nichts dabei hätte zu thun gehabt! Ein paar Worte fielen doch immer für jeden ab; ja selbst für die kleinsten Kinder wußte der galante Rektor zu

sorgen, indem er sie gewöhnlich als Engel erscheinen ließ, deren es nie zu viel geben kann. Dabei ist noch der angenehme Umstand zu bemerken, daß alle diese Schüler zur Musik angehalten worden sein müssen, denn am Schlusse fast aller Weiseschen Lustspiele fallen sämmtliche auf dem Theater befindliche Personen auf die Knie, und singen ein geistliches Lied. Wir können es auch heute noch mitsingen, denn Weise hat Musiknoten dazu drucken lassen.

Jene Breite der Schauspiele rührt bei Weise ohne Zweifel auch von seiner geschwätzigen Behaglichkeit und dem übergroßen Streben nach Deutlichkeit her. Alle seine Personen machen es sich bequem, und so lange nur irgend noch eine Möglichkeit vorhanden ist etwas zu reden, hören sie gewiß nicht auf. Dem Verfasser ist gewiß nichts trauriger gewesen als jemals zu endigen; aber der Umstand, daß die Zuschauer doch nicht um seinetwillen die ganze Nacht aufbleiben mochten, gebot freilich einmal das Endpunktum zu setzen. Doch freilich so spät als möglich.

§. 75.

Dieser Fehler ungeachtet sind in den Weiseschen Lustspielen häufige Spuren von guter Anlage zu finden, sie sind fast durchgängig fröhlich, mit einzelnen witzigen Einfällen, zuweilen sogar mit einiger Ironie ausgestattet. Erinnern wir uns, daß selbst Tiecks „verkehrte Welt" einer Weiseschen Schulkomödie den Ursprung verdankt, und daß selbst der Humor, mit dem im „gestiefelten Kater" das Publikum als eine handelnde Person behandelt worden, bereits durch Weise obenhin angedeutet ist. Ein Mann wie er durfte bei seiner Gutmüthigkeit, die nie verletzen wollte, manches wagen, was ein andrer minder beliebte sich gewiß nicht ungestraft hätte unterfangen dürfen.

Als das Wichtigste seiner Dramen erscheint mir sein Masaniello, ein Werk, das bei aller Kunstlosigkeit und bei manchen gänzlich undramatischen, unbeholfenen und kindischen Scenen, doch ein treues Gemälde jener dunkeln Zeit und des traurigen Verhältnisses des damaligen Neapolitanischen Adels zum Bürgerstand liefert. Vielleicht ohne zu wollen und zu wissen hat Weise hier manches tiefer genommen und ahnden lassen, als es zu seiner Zeit Sitte war. Soll ich des Einzelnen gedenken, so möchte ich insonderheit auf den sinkenden Helden des Stücks hindeuten, dessen Wahnsinn, (durch übergroßen Eifer und die Erschöpfung einer sonst zur Größe hinstrebenden edeln Kraft entstanden) einige tragische Rührung hervorzubringen vermag, in der man sich billigerweise durch einzelne ungeschickte Worte nicht stören lassen sollte, so wie auch nicht durch einzelne Irrthümer des überdemüthigen Verfassers *).

---

*) In früheren Zeiten scheint man der Comödie: „Absurda comica“ eine besondere Gunst gewidmet zu haben; doch ist diese Posse nichts weiter als eine Nachahmung von Gryphs Squenz, und zwar eine das grelle Muster noch überbietende. — Einzelne leidliche Scherze verschwimmen fast unter der ungeheuern Menge von Rohheiten, und es giebt kaum eine Scene, in welcher nicht Prügel statt des Witzes fallen. Merkwürdig ist, daß sich aus der Komödie von Tobias, welche hier in der Komödie aufgeführt wird, einige sehr schlechte Reime dennoch im Munde des Haufens erhalten haben, so wie nicht minder, daß Weise einen der gräflichen Räthe den Vertheidiger solcher Possen machen läßt. (Cicero pro domo sua.) Noch merkwürdiger aber ist, welch ein ganz eigner Reiz darin liegen müsse, das Theater auf dem Theater zu parodiren, indem selbst in einer Zeit, wo eigentlich noch gar kein deutsches Theater existirte, dennoch die beiden fruchtbarsten Dichter, Gryph und Weise, zu dieser Gattung von Scherz ihre Zuflucht nahmen. Soll aber eine gute Parodie entstehen, so muß doch wohl vor allen Dingen erst ein zu parodirendes tüchtiges Etwas vorhanden sein.

Bekanntlich hat auch Lessing den Weiseschen Masaniello geschätzt und zum Studium empfohlen, welches ich mit Vergnügen hier anführe, theils überhaupt wegen der Wichtigkeit eines solchen Urtheils, theils auch für diejenigen Leser, die aus gewöhnlichen Literarhistorien den ganzen Weise als einen bloßen Schwätzer haben kennen lernen, und deshalb wohl noch einer aparten Autorität bedürfen möchten, um von jenem harten Urtheil etwas abzulassen.

Streng genommen kann indessen kaum von einem harten Urtheile die Rede sein, denn es ist in der That bei den meisten Literarhistorikern der letzten Hälfte der achtzehnten Jahrhunderts, in Hinsicht mancher früherer Dichter, gar nicht auf ein eigenes Urtheil abgesehen, sondern wir erfahren oft nur, daß eine Hand die andere abschreiben kann, woran freilich niemand gezweifelt hat. Man hatte Folgendes unter einander gleichsam ausgemacht: In Lohenstein ist das Maximum schwülstiger Verrücktheit, und in Weise nichts als geschwätziges Bathos. — Das klang als wäre es etwas, und bildete eine Art von Antithese, die sich auch in einem schwachen Gedächtnisse behalten ließ. Ueberhaupt ist ja bekannt genug, daß, wenn nur erst das Kreuz gezimmert ist, ein Leib oder ein — Buch sich leicht daran schlagen lasse. Von neuem die Akten der literarischen Prozesse durchzusehen, war nicht ohne Schwierigkeit, die man sich gern erließ. Um so mehr aber sei Ehre und Dank gebracht unserm Lessing, der auch hier mit gutem Beispiele voranging, und nächstbei dergleichen unfrei nachwandelnde Schwierigkeits-Scheuer gerecht und derbe anfuhr und zurückwies.

§. 76.

Otto Friedrich von der Gröben,

gab im Jahre 1700 ein großes poetisches Werk, das den Titel führt: „Bergonens und seiner tugendhaften Areteen Lebens- und Liebesgeschichte.“ Das Gedicht ist eine fortgehende Allegorie des menschlichen Lebens, das hier mit einer Reise in das gelobte Land und zum heiligen Grabe vorgestellt wird. Das Unglück tritt auf als sein Bruder der Tugend, der hier den Namen Sfortunian führt. Im Ganzen ist die Allegorie einfach genug, dennoch ermüdet sie auf die Länge, da die stete Absicht zu lehren das Gedicht nothwendig erkälten muß. Dessenungeachtet verdient es manchen späteren Schriften dieser Art (z. B. von Dusch) in welchen mehr Verwickelung, Halb-Gelehrsamkeit und Anmaßung herrschen, vorgezogen zu werden. Wie oft überhaupt dergleichen fortgesetzte Prosopopöien späterhin nachgeahmt worden sind, ist Jedermann zur Genüge bewußt.

Das Geburts- und Todesjahr dieses Dichters ist unbekannt, obwohl er aus einem der ältesten Adelsgeschlechter Preußens entsprossen ist. — Uebrigens läßt schon der Name „Bergone“ durch Buchstabenwechsel aus „Gröben“ entstanden, vermuthen, daß der Dichter sein eignes Leben in allgemein allegorischen Umrissen habe darstellen wollen.

§. 77.

Während die meisten deutschen Dichter und Nichtdichter dieser Zeit der französischen Poesie die größten Huldigungen brachten, erlebten sie das Mißgeschick, daß man von französischer Seite ihnen nicht nur keine Gegenhuldigung, sondern nicht selten Spott und Hohn zukommen ließ.

Seitdem man nämlich in Frankreich durch so manche glückliche Erfolge im Felde und im Kabinette, durch so manchen oft nicht sehr rühmlichen Sieg über das Herrenreiche, damals fast in hundert Theile zerstückelte, arme Deutschland nicht wenig hochmüthig geworden war, hatte sich in jenem Lande auch eine immer seltsamere und verkehrtere Ansicht von deutscher Art und Kunst, ganz besonders aber von deutscher Poesie und Literatur überhaupt verbreitet. Zwar ist von jeher bei den Franzosen, die sonst bekanntlich nicht arm begabt sind, das Talent fremde Nationalität zu erkennen und zuzugeben, sehr selten gewesen; aber so lange Deutschland noch mächtig dastand, hatte man doch meistens mit einer gewissen Mäßigung, wenn auch nicht im stillen geurtheilt, doch öffentlich gesprochen. Man begnügte sich gewöhnlich damit, sich selbst zu loben, und die Deutschen als ehrliche Leute gelten zu lassen, welche gern fechten und trinken. Von ihrer Wissenschaft und Kunst war nicht oft die Rede, denn fast nur nordische Völker, und insonderheit die Deutschen bei ihrem Streben nach universeller Bildung, studiren häufig auch neuere Sprachen, und so beschied man sich in Frankreich, wo dies Studium seltener ist, doch meistens (schlimme Ausnahmen von Vorlautheit gab es freilich immer) über deutsche Kunst und Literatur nicht viel reden zu können.

§. 78.

Allein seit dem unglücklichen westphälischen Frieden wurde das alles anders. Die Deutschen waren überwunden worden; im Felde zwar (genau betrachtet) nur durch sich selbst; im Kabinette aber allerdings durch die Franzosen, denn die deutschen Diplomatiker waren ohnehin meistens nicht der glänzendste Theil unsers Volks. Dazu kam, daß man die

übergroße Bescheidenheit der Deutschen gänzlich mißverstanden und wohl gar auf Mangel an Verdienst geschlossen hatte. Die deutsche Sprache verstanden die Franzosen nicht, und leider waren wir so übergutmüthig, mit ihnen fast während der ganzen zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in ihrer Sprache zu verhandeln.

So verbreiteten sich über uns, unsre Sprache, unsere Sitten, geselliges Leben, Kunst, Poesie und Literatur höchst seltsame Ansichten, oder vielmehr Unansichten, denn es dienten nur wohlfeile Späße und verzerrte Pseudo-Bonmots statt derselben. Der Verfasser dieses Buches hat die schwere Arbeit nicht gescheut, sich in Kenntniß zu setzen von einer Menge solcher Verkehrtheiten, die damals ein französischer Doktor dem andern, und ein Marquis dem andern nachsagte; aber man wird ihm nicht zumuthen, dieselben hieher zu setzen, indem er es für hinreichend hält, zu erklären, daß die Franzosen eine bessere Kenntniß hatten von den Einwohnern von Chili und Paraguay, als von ihren Nachbaren am Rhein, der Donau, Elbe und Spree. Consequenterweise darf ich auch jene einzelnen spöttischen und höhnischen Einfälle gegen die deutsche Literatur nicht abdrucken lassen, denn es soll hier eben beklagt werden, daß man damals so viel Notiz davon nahm. Die Franzosen, die, wie gesagt, kein Deutsch verstanden und denen deutsche Gesinnung völlig fremd war, betrachteten die deutschen Bücher, die sie zuweilen in großen Staatsbibliotheken oder auch wohl gelegentlich auf ihren Feldzügen zu Gesicht bekamen, mit einer gewissen Aengstlichkeit, denn sie fielen meistens stark ins Gewicht, man blätterte und fand Armuth im — Papier, Druck und Kupferstich, und so ging denn jene scherzende Aengstlichkeit bald in eine spöttische über. Wenn nun die Deutschen dergleichen schlimme Späße in den französischen Jour-

nalen, — die sie leider alle lasen — antrafen, so ärgerten und grämten sie sich darüber erstaunlich; ließen sie aber alle von neuem abdrucken, denn so wollte es ihre von allen, auch den absurdesten Druckſachen, Notiz nehmende Gründlichkeit, wodurch denn der Aerger und Gram fast endlos sich erneuerte. Natürlich schrieb man auch dagegen, zuweilen in deutscher, zuweilen in lateinischer Sprache; aber die Franzosen lasen die Gegenschriften nicht; und so war und blieb der Kampf sehr ungleich, und gewann fast etwas rührend komisches.

§. 79.

Nur eines Kampfes muß ich hier namentlich gedenken, weil in deutschen Autoren besonders Dichtern am Schlusse des 17ten und zu Anfang des 18ten Jahrhunderts sehr häufig davon die Rede ist. Ein gewisser Pater Bouhours hatte in Frankreich als Kritiker eine nicht kleine Berühmtheit gewonnen, denn der Mann verstand sogar ein wenig griechisch und latein, und so hatten die Deutschen ihn gleichfalls aus Gutmüthigkeit als einen berühmten Mann gelten lassen. Es kam aber schlimm, denn es hatte der Pater kein gutes Gemüth gegen die Deutschen, sondern er ließ ein Gespräch im Druck ausgehen, in welchem die Frage „ob ein Deutscher ein bel esprit sein könne," aufgeworfen und — zum Erschrecken des gesammten schreibenden und lesenden Germaniens — höchst ungroßmüthig und tyrannisch verneint wurde.

Das war zu viel, und hier scheiterte selbst, was sonst nicht leicht scheitert: deutsche Geduld. Man hatte die Listen der fruchtbringenden Gesellschaft, der Pegnitzschäfer, des Schwanenordens u. s. w. vor sich, wo man die beaux esprits bei hunderten finden konnte. Man hatte sich unter

einander so häufig mit Eichenlaub und Lorbeer bekränzt und mehrere deutsche Dichter weit über die Dichter Roms, Griechenlands und Italiens gesetzt und nun sollte man so etwas erleben? und noch dazu von einem Manne, welcher eine Maniere de bien penser dans les ouvrages d'esprit geschrieben hatte?! Aber eben weil man sich viel zu hoch angeschlagen und unter einander verwöhnt hatte, fühlte man sich jetzt auch meistens nicht kräftig genug, um den ganzen Pater Bouhours und seine thörichte Frage mit Gelindigkeit verwinden zu können. Ein ignorirendes Achselzucken, vielleicht gelegentlich ein Epigramm von zwei Zeilen, eine Parenthese, oder eine Anmerkung gelassen hingeworfen, das wären die rechten Waffen gewesen gegen den Pater. Damit aber begnügte man sich keinesweges, sondern schlug ordentlich Feuerlärm auf dem Parnaß, rannte herbei mit Spritzen und Feuerleitern, und machte auf diese Weise die Sache wichtig, die in sich selbst höchst unbedeutend war. Die deutschen Fürsten und die Großen, die ohnehin schon französisch genug lasen, aber den langwierigen Bouhours schwerlich würden gelesen haben, wurden doch nunmehr aufmerksam auf ihn, und ihr Verhältniß zur deutschen Poesie wurde dadurch wo möglich noch ungünstiger. In die Stimmung mancher deutschen Dichter aber mischte sich eine Bitterkeit, die jeder Arbeit ungünstig ist, am ungünstigsten aber der schaffenden und bildenden Phantasie.

§. 80.

Nicht die angegebenen Verhältnisse allein, noch weniger der Pater Bouhours sind wichtig genug, um länger bei ihnen zu verweilen; wohl aber ist das Verhältniß, in welchem sich unsere Literatur überhaupt zu dem Urtheil frem-

der Völker befindet, von einer noch nicht genugsam zur Sprache gebrachten Bedeutung.

Was wir in rein deutscher Eigenthümlichkeit hervorgebracht haben, z. B. Volkslieder, einzelne lyrische Gedichte, Schauspiele, Romane, werden die südlichen und westlichen Völker Europa's schwerlich jemals ganz zu verstehen und zu genießen wissen, da ihre Eigenthümlichkeit von der Art ist, daß sie in sich selbst, trotz aller Lebhaftigkeit, etwas geschlossenes hat, weshalb das Fremde nicht nur nicht ganz aufgenommen, sondern auch oft nicht einmal mit Genauigkeit betrachtet wird. Sie sind meistens völlig befriedigt durch die Ideen und Gefühle, welche seit zwei oder drei Jahrhunderten, von ihren berühmtesten Dichtern in melodischer, oder auch nur sehr correcter Sprache vorgetragen worden sind. Daher ihr stetes Festhalten an dem was ein für allemal als klassisch betrachtet wird, und es ist die Frage, ob sich wohl viele Italiener und Franzosen finden möchten, welche sich auch nur denken können, daß Tasso und Racine jemals übertroffen werden können.

Wie anders bei uns! Fast keines deutschen Dichters Ruhm ist gänzlich von allen Deutschen anerkannt, und eine Autorität, die auch nur funfzig Jahre unangefochten bestanden, haben wir nicht; ja wir lieben überhaupt nicht, daß uns Autoritäten begegnen. Wo wir nur irgend Lehre und Unterricht empfangen können, da hören wir gern zu, oft nur zu gern, was dem selbstschöpferischen Talente schaden kann; oft sogar auch da wo wir gar nichts lernen können, weil wir es viel besser selber haben. Die Eigenthümlichkeit fremder Völker anzuerkennen halten wir für Pflicht, wir lieben es, uns in sie hinein zu versetzen, und für unsere Gutmüthigkeit giebt es keine größere Freude als fremde Tugend und fremdes Genie zu loben. Lasset uns

nur nie vergessen, woran schon Klopstock mahnte: „seid nicht allzu gerecht, sie erkennen es nicht, wie schön euer Fehler ist.“ Urtheilen nun aber jene fremden Völker über uns, so vergessen wir gewöhnlich, daß sie, jener Eigenthümlichkeit wegen, ein solches Unternehmen eigentlich gar nicht wagen sollten. Sie thun es aber dennoch, und dieses Dennoch begründet sich abermals in jener Eigenthümlichkeit, indem sie manches sehr leicht nehmen, was sehr schwer ist; wir aber fehlen auch, wenn wir uns dergleichen zu Herzen nehmen, was bloß als historische Notiz gelten kann.

§. 81.

Wir sind — in der Regel — nicht gewohnt über etwas zu urtheilen, was wir nicht verstehen, und — wenigstens war es sonst so, — niemand wird z. B. über die Sprache und Mythologie der Indier reden, der der erstern nicht mächtig ist. Bei den klassisch alten und den neuern Sprachen versteht sich dies ohnehin ganz von selbst, so wie denn auch bei den meisten Klassikern uns musterhafte Uebersetzungen zu Hülfe kommen. Jene Völker aber lernen kein Deutsch — einzelne Individuen, welche eine schöne Ausnahme machen, erkennen wir gern an — und wenn sie dem ungeachtet über unsere Literatur urtheilen, so sollten wir uns darüber nicht betrüben, sondern uns der unbestrittenen Erlaubniß bedienen, mit leichtem Behagen darüber zu lächeln. So besitzen sie auch, so viel mir bewußt, bis auf den heutigen Tag noch gar keine klassische Uebersetzung eines klassischen Werkes, am wenigsten eines Deutschen. Dazu kommt, daß überhaupt ein wahres deutsches Meisterwerk in die romanischen Sprachen vielleicht gar nicht vollendet hinein übersetzt werden kann, was die geistreichsten Franzosen und Italiener, z. B. Benjamin Constant, Frau

von Staël, St. Martin, Sismondi, Charles Villers und einige andere wohl eingesehen haben.

Erwägen wir dies alles mit der gehörigen Gelassenheit, so wird unsere Ruhe nicht mehr so leicht gestört werden können durch so manches unverständige, verkehrte Wort was in Lissabon und Madrid, Paris und Florenz über deutsche Kunst und Literatur gesprochen und geschrieben worden ist, und etwa noch gesprochen und geschrieben werden möchte. Einige jener Sprecher und Schreiber glauben im Herzen wohl selbst nicht recht an das was sie über uns zu Tage fördern; wenigstens wäre eine einzige vollkommen helle Minute hinreichend, um ihnen die einfache Wahrheit beizubringen, daß sie von deutscher Art und Wesenheit nichts verstehen.

§. 82.

Betrübender sind die Mißverständnisse, in denen auch die meisten Engländer befangen sind, welche bisher über deutsche Literatur im Druck gesprochen haben. Wenn wir indessen bedenken, daß sie — ich meine abermals nur die Gedruckten — auch über Shakspear nur sehr Ungenügendes vorgebracht, und ihn gewissermaßen an uns Deutsche zu besserm Urtheil überlassen haben, wenn wir ferner betrachten, wie sehr ihre eigene ästhetische Literatur — einzelne höchst glänzende Erscheinungen können den Satz nicht widerlegen *) — seit zwei hundert Jahren gesunken ist,

*) Warum nicht? möchte man hier fragen. Weil nicht einzelner Glanz, sondern nur ein gewisser Allgemeingeist unter den ästhetischen Schriftstellern, die als Lehrer des Volkes dastehen, eine Hinneigung zu Einem allgemein erkannten edlen Ziele, — bei der die schönste und farbigste Mannigfaltigkeit der Individualitäten nicht bloß statt finden kann, sondern statt finden

(aus welchem Verfalle sie sich erst jetzt, und vielleicht größtentheils durch den Impuls von Deutschland her, erfreulich emporarbeitet) wie sehr ferner die fantasielose, correkt glatte Addison-Popesche Geschmacksperiode auch der Kritik schaden mußte, so wird jene Betrübniß in Beziehung auf uns nicht besonders groß sein können; viel größer in Hinsicht auf die Urtheilenden selbst, denen wir wohl mehr Tiefe und Klarheit gönnen möchten.

Kehren wir endlich zu Bouhours zurück, so bedarf es wohl der Wiederholung nicht, daß er nur als ein noch unter dem Mittelmäßigen stehender literarischer Casperle zu betrachten ist, der bei weitem nicht genug Verstand und Witz besaß, um sich auch nur zu einem erträglichen clown aufzuschwingen. Bloß die vielen Gegenschriften, welche das frühere Deutschland gegen ihn erließ, haben nöthig gemacht, ihm hier einen Platz einzuräumen.

§. 83.

Wilhelm Ernst Tenzel,

(geb. 1649. gest. 1707.)

Nachdem er mehrere grundgelehrte und steife Werke geschrieben hatte, z. B. de Phoenice, de Polycarpo, de

---

muß — das Wesen der Literatur bildet. Man betrachte nur die Shakspear-Periode. Wie tief stehen z. B. Beaumont und Fletcher unter ihm, und dennoch ist hier eine wirkliche poetische, freie Schule. Dann vergleiche man die dramatische Periode unter Karl II. und Jakob II., unter Wilhelm und Anna. Auch hier sind Schulen; aber welche! Theils zuchtlose, theils frostig correcte. Von den ersten riß sich das brave Volk bald los, die anderen dauerten länger. Es ist hier nicht Raum zur genauen Auseinandersetzung, ich hoffe aber es wird deren auch nicht bedürfen.

Apophthegmate Ignatii u. s. w., die aber kein sonderliches Aufsehn erregt hatten, weil es damals eben nichts Neues war, grundgelehrt und steif zu sein, so schlug er mit einemmale um, und suchte den Beifall des größern Publikums durch eine gewisse behagliche Flachheit zu erringen, und in der That lächelte das Glück einem so humanen Streben. Obwohl feindlich gesinnt gegen den Thomasius (den wir weiter unten näher kennen lernen werden) strebte er ihm dennoch nach, und schrieb das Journal: „Monatliche Unterredungen von allerhand Büchern," (1689 bis 1706.) die „curiöse Bibliothek," versah mit Anmerkungen die „Paquete aufgefangener Briefe" u. s. w. Auf diesem Wege konnte freilich die Berühmtheit nicht ausbleiben, und die Unsterblichkeit wurde ihm von mehreren Seiten gleichsam in das Haus getragen. Nach Berühmtheit strebte er denn auch so sehr, daß ihm jeder literarische Streit, der nur einigermaßen Aufsehen versprach, willkommen war. Auf das Publikum hat er gar sehr gewirkt, und sein kritisches Journal ist nicht selten, obwohl meistens ohne ihn zu nennen, von den folgenden Zeitschriftstellern zum Muster genommen *). Wer ihn heutzutage noch liest, — und man sollte ihn wegen mancher brauchbaren literarhistorischen Notizen und Bemerkungen nicht ganz versäumen — wird freilich abgeneigt sein müssen, ihn für ein bedeutendes Haupt anzuerkennen; doch immer gern gestehen, daß er, verglichen

---

*) Dennoch gehört auch dieser Schriftsteller zu den vielen Deutschen, welche während ihres ganzen Lebens, trotz aller Gelehrsamkeit und Vielschreiberei, mit drückender Armuth zu kämpfen hatten, und es wird als eine traurige Merkwürdigkeit angegeben, daß er bei seinem Sterben nicht mehr als dreißig Thaler hinterließ.

mit einigen der jetzigen Journalisten, als eine Art von Heros in Hinsicht der Gelehrsamkeit und des Fleißes erscheint.

§. 84.

Bisher hatten die deutschen Dichter entweder in den Verhältnissen des Wohlwollens und der Freundschaft oder doch wenigstens ohne feindliche Beziehung mit einander gelebt; ja, wie wir gesehen haben, zuweilen im Uebermaaß des gegenseitigen Bewunderns sich einander verwöhnt und verweichlicht. Es ist seltsam und rührend, daß im Laufe sämmtlicher Jahrhunderte bis zum äußersten Anfange des achtzehnten, keine einzige wahrhaft polemische Schrift zwischen ihnen gewechselt worden ist; wenigstens habe ich nie eine entdecken können, so sehr ich mich auch danach umgesehen. Theologen und Philologen kämpften am gewaltigsten mit einander; auch Juristen und Aerzte finden wir nicht ganz selten im Streit begriffen; nur die Dichter gingen wie edle Löwen oder meistens wie sanfte Lämmer, zuweilen auch wohl wie Schafe, mit einander um. War ihre Kunst in Deutschland auch nicht immer eine fröhliche Wissenschaft wie bei den Provenzalen, so war sie doch eine unschuldige und harmlose. Aeußern Schutz genoß sie selten, und späterhin gar nicht; um so mehr aber hielten die Poeten unter einander zusammen, um im Nothfall für Einen Mann zu stehen. Aber dieser Friede sollte gestört werden, und zwar auf eine unwürdige Weise, die indessen, weil sie eine traurige, fast möcht ich sagen: allegorische Bedeutung hat, wenn auch kurz, doch genau erzählt werden muß. Betrachten wir deshalb zuvörderst die drei Autoren, welche als die ersten poetischen Friedensbrecher betrachtet werden müssen.

§. 85.

Christian Wernike, oder Wernigk, oder Warnigk, oder Wernack.

(Das letzte scheint das richtigste, da ihn Barthold Feind, ein gleichzeitiger und in seiner Nähe lebender Poet, also nennet, ein Umstand, der früherhin ganz übersehen worden, und doch in Hinsicht des vielbesprochenen Namens entscheidend ist.) Wir wissen weder Wernack's Geburts- noch Todesjahr, nur daß er ein Preuße ist, unter Morhof studirte, sich viel mit neueren Sprachen beschäftigte, und bald zu London, bald zu Paris und bald zu Hamburg als Gesandtschaftssecretair lebte. So viel Glück er in bürgerlichen Geschäften zu machen schien, so wenig machte er bei seinen Zeitgenossen als Dichter, denn selbst Logau war nicht so ganz vergessen als er. Wernack's Ueberschriften oder Epigrammata (Hamburg 1701) waren schon in den vierziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts so ganz verschollen und verbraucht, daß nur mit Mühe einige Exemplare derselben aufgetrieben werden konnten; und doch verdient er trotz seiner vielen Mängel als einer der wichtigsten deutschen Epigrammatisten zu gelten. Er zeigt oft einen scharfen Verstand, es gelingt ihm manches Verhältniß gleich von vorn herein wie ein Epigramm zu betrachten, fast überall entdeckt er die Spitze, und giebt diese hin fast wie einen schneidenden Dolch. Indessen wird diese glänzende Eigenschaft durch manche Fehler verdunkelt, er ist durchaus ohne Anmuth, ohne Wärme, ohne Leichtigkeit, seine Sprache ist ungelenk, stachlich-rauh, mit Einem Wort: er hat nichts weiter als Verstand und Witz und deshalb sind seine guten Epigramme wie Eisenspitzen, die mißlungenen aber wie schmutzige Eiszapfen. Am übelsten geht

es ihm, wenn er sich, vielleicht nur der Mode wegen, auf Schäfergedichte einläßt, die er seinen Epigrammen als Zugabe beigesellt hat, denn hier ist er, der von Liebe nichts gewußt zu haben scheint, völlig nüchtern und langweilig. Dennoch verdienen die Zeitgenossen großen Tadel, daß sie ihn fast ganz übersahen, und ihm dadurch vielleicht nur noch mehr Bitterkeit und säuerliche Verstimmung gaben: ein Zustand der vielleicht unter allen Zuständen dem Dichter am ungünstigsten ist. Sein Andenken ist späterhin am erfolgreichsten durch Ramler erneuert worden; denn obwohl wir die unmäßige Härte der Ramlerischen Feile keineswegs billigen, so müssen wir doch gestehen, daß manche der Wernackschen Epigramme ohne die Tilgung widerlicher Wörter und Wortstellungen kaum genossen werden können. — Fast scheint es, als sei Wernack späterhin nicht selten überschätzt worden, und wenn ihn einige sogar über Logau haben setzen wollen, so ist es wahrscheinlich, daß dieselben den wahren Logau nicht kannten oder nicht kennen — konnten.

§. 86.

Christian Heinrich Postel,

(geb. zu Freyburg im Lande Hadeln 1658, gest. 1705.)

Er hatte die Rechte studirt, aber auch sehr viele Kenntnisse in alten und neueren Sprachen erworben, und wählte, nachdem er manche Reisen unternommen, Hamburg zum Wohnsitz, wo er, als ein begüterter und angesehener Mann, bald als Advocat, bald als Musiker, am häufigsten als Dichter beschäftigt war. Er gehört zu den seltsamsten Erscheinungen in der Literatur. Gänzlich ohne Geschmack, und in einer steten träumerischen Verworrenheit, wollte er dennoch, wie es scheint, den Geschmack der Griechen und Engländer, Spa-

nier und Deutschen, den höchsten Ernst und die gewaltigste Erhabenheit mit Scherzhaftigkeit und Humor vereinigen. Nebenbei aber wollte er auch sehr berühmt werden, und das gelang ihm am besten durch mehrere Opern, welche, in Hamburg aufgeführt, den allgemeinsten Beifall erhielten. Dazu trug indessen nicht wenig die Musik bei, mit der der Hamburgische Kapellmeister Kaiser die abstrusesten Sachen ausgestattet hatte, so wie der hinreißende Gesang der damaligen Prima Donna, der Jungfer Conradine *).

Wie abstrus und bunt diese Opern waren, ist kaum zu beschreiben. Alles sollte groß und erhaben sein, darum reden auch die erhabenen Personen kein natürliches Wort. Haben sie aber erst mit der Scheitel die Sterne berührt, dann zerfließen sie wieder in weichlichster Empfindsamkeit. Da indessen, wie Postel vielleicht selbst fühlte, kein Mensch auf die Länge dergleichen aushält, so ist er auch auf lustige Personen bedacht, die sich sehr bemühen, der Langenweile zu steuern, und trotz ihrer Abgeschmacktheit doch noch ein klein wenig vernünftiger sind als die meisten seiner Helden. Dennoch finden sich auch in diesen Singspielen,

---

*) Diese erste Sängerin der damaligen deutschen Welt ward bald so berühmt, daß gar viele Höfe sich um sie bewarben; doch gab sie ihre Verbindung mit Hamburg nie auf. Indessen waren die Hamburger gütig genug, sie zuweilen den wünschenden Höfen auf kurze Zeit zu leihen. So finden wir sie z. B. nicht selten in Berlin, wo sie in den Bessersehen kleinen Festopern stets die erste Rolle sang, und mit königlicher Freigebigkeit beschenkt wurde. Von ihrer Stimme sagt ein Zeitgenosse, sie sei gewesen wie der schönste und stärkste — „Trompetenton.“ In wie weit der Mann Recht gehabt, möchte sich in dieser Welt, wo ihre Stimme längst verhallt ist, wohl nicht mehr entscheiden lassen.

deren er ganzer fünf und zwanzig geschrieben, einige Spuren von Talent, so wie er auch eine Bekanntschaft mit der spanischen Bühne verräth, die damals bei uns fast gänzlich unbekannt war. Besonders beliebt unter diesen Opern scheinen Herkules, Bajazet und Ariadne gewesen zu sein, denn etwas vornehm Mythologisches, oder auch schrecklich Türkisch-tartarisches hatte das Publikum gern. Nicht minder begünstigt ward Iphigenia in Aulis, wo wir unter andern einen Helden die fast mörderischen Reize seiner Geliebten in einer schwer gepreßten Arie singen hören. Er fängt die Beschreibung ihrer Schönheiten von den Augen an, und geht dann mit billiger Genauigkeit zu den andern Vortrefflichkeiten über. Alle diese Schönheiten, so wie jede einzeln, sind vollkommen hinreichend sein Herz tödtlich zu verwunden, doch wenn er auch alle diese noch glücklich überwunden hat und mit dem Leben davon gekommen ist, so ist er doch noch mit nichten in Sicherheit, denn nun — so ruft er aus:

— — „dräuen mich zu tödten
Der güldenen Haare geflochtne Cometen,"

welches vielleicht die kühnste Metapher ist, die jemals gesungen worden *).

*) Diese Iphigenia ist in dem ersten Theile der „Poesie der Niedersachsen" abgedruckt; leider aber von dem Herausgeber Weichmann gemildert worden, so daß wir in ihr doch schon einen etwas zahm gemachten Postel bekommen haben. Eine ausführliche, nicht uninteressante, aber vergeblich nach Witz strebende Kritik mancher der seltsamsten Stellen dieses musikalischen Drama's findet sich in Schwab's und Gottscheds Abhandlung „von dem Bathos in den Opern," Leipzig 1734, S. XXVII—LX.

§. 87.

Da aber Postel auch zeigen wollte, wie gelehrt er sei, so fing er an, eine freie Uebersetzung der Ilias zu verfertigen, von der er 1700 eine Probe gab, unter dem Titel „Die listige Juno, wie solche von dem großen Homer im vierzehnten Buche der Ilias abgebildet worden.“ In den Anmerkungen sind ganze Berge von Gelahrtheit aufgethürmt, und damit man glauben möge, daß er, der vielleicht keine Fliege täuschen konnte, doch auch im Nothfalle listig sein könne, und wohl wisse wovon die Rede sei, so fügte er noch einen weitläufigen Lobgesang auf die List hinzu, in welchem die Verse besser fließen als die Gedanken.

Um das Publikum von allen Seiten anzugreifen, wählte er endlich auch einen vaterländischen Stoff, und verfertigte mit vieler Mühe ein Heldengedicht daraus, welches den Titel führt: „Der große Wittekind.“ Der Tod rief ihn indessen früher ab, als es vollendet war, und die Handschrift kam in Besitz des oben genannten Weichmann, der sie 1724 herausgab. Der Mann hatte sich also etwa 19 Jahre Zeit genommen, brachte aber auch dafür folgendes Urtheil über Postel an den Tag: „Er hat den Geschmack der Alten und Neueren zu verbinden gewußt: ich erstaune über die vielfältige und wohl angebrachte Wissenschaft. Die Lebhaftigkeit und das Feuer, womit die verschiedenen Affekten ausgedrückt sind, rührt mich öfters auf das Empfindlichste. Den Reichthum und die Stärke der Sprache bewundere ich. Die häufig einfließenden erbaulichen Sittenlehren dienen mir zu eben so viel Wegweisern durch die Welt, kurz, ich bin versichert, daß wenn dies Werk völlig wäre ausgearbeitet worden, Deutschland weit größern Ruhm davon gehabt hätte, als Italien von seinem Tasso und Marino zugleich.“ (!!)

Diese Stelle ist für die Geschichte der ästhetischen Kritik bei den Deutschen um so wichtiger, da jener Lobredner als einer der scharfsinnigsten Beurtheiler fast allgemein anerkannt wurde. Diesmal aber hatte er es denn doch dem Publikum zu arg gemacht, man fand das Heldengedicht langweilig, steif und hart, und ließ den Herausgeber mit seiner erstaunlichen Bewunderung und empfindlichen Rührung allein.

§. 88.

Christian Friedrich Hunold, bekannter unter dem Namen Menantes,

(geb. 1680 in Thüringen [eine genauere Angabe kenne ich nicht] gest. zu Halle 1721.)

Er hatte zu Jena die Rechte studirt; es gefiel ihm aber in seinen früheren Jahren nicht, davon Gebrauch zu machen, sondern er lebte lieber eine geraume Zeit als literarischer Vagabund von Versemachen, wozu er einige Anlage hatte, sobald man nichts weiter verlangt als leichte Reime. In Hamburg verdiente er sich sein Brodt durch Opernschreiben, ward unterstützt von dem begüterten Postel, und übernahm dafür das Geschäft ihn zu bewundern, welches sich der Gönner auch gefallen ließ, da freilich der seichte Hunold auch von ihm noch manches lernen konnte. — Nach Postels Tode erregte er in Hamburg durch einen platt-satirischen Roman allgemeines Mißfallen, verließ die Stadt, und durchstreifte einen großen Theil Deutschlands, indem er sich überall durch Gelegenheitsgedichte, galante Romane u. s. w. Unterhalt zu verschaffen suchte. Endlich fing er an die Armseligkeit eines solchen Lebens einzusehen, bereuete (auch öffentlich) seine literarischen und nicht literarischen Sünden, und begab sich nach Halle, wo bekanntlich damals der Pietismus

Herrschte, und strenge Ehrbarkeit, zuweilen auch wohl süßliche Frömmigkeit allein empfehlen konnten.

Hunold suchte jetzt die Frömmigkeit und die Galanterie zu vereinigen, doch war er nicht der Mann, ein solches Ziel zu erreichen. Er las hier juristische Collegia, von denen wir nichts wissen, und ästhetische, die er leider zum Theil drucken ließ, z. B. „Auserlesene neue Briefe, nebst einer Anleitung, wie in den allermeisten Begebenheiten die Feder nach dem Wohlstand und der Klugheit zu führen" in zwei Bänden, beinah 1400 Seiten stark. Dieses Buch, obwohl nicht originell, sondern nur in der wenig verbesserten Manier Talanders, scheint sehr beliebt worden zu sein, und erlebte vier Auflagen, denn man glaubte in ihm den wahren Nothhelfer und den bequemen Führer bei allen Briefplagen zu finden, da der gewandte Mann für so manche Fälle, wo die Leute brieflich gelobt oder gescholten, gemahnt oder beruhigt werden müssen, Sorge getragen hatte. Das Motto zum zweiten Bande:

„Annehmlich und beliebt; doch ohne Flatterie,
So wie's von Hertzen geht: doch klüglich überleget:
Nie flüchtig und zu schnell; doch munter angeregt:
Kurtz: redlich, klug, geschickt, recommandiret hie."

spricht — freilich in heilloser Wortmengerei — guten Willen und leidliche Ansicht aus; leider aber ist an den gegebenen als Muster aufgestellten Beispielen nichts zu loben als etwa einige Leichtigkeit im Styl; doch nur im Vergleich mit einigen früheren Briefsammlungen, in denen das Maximum von Steifheit erreicht worden. Dafür ist Hunold fast immer seicht und fade, so daß man beinahe jene Steifheit zurück wünschen möchte.

§. 89.

Diese drei Männer waren es, welche zuerst das friedliche Leben der deutschen Dichter unterbrachen. Es hatte nämlich Wernack in den Anmerkungen zu seinen Epigrammen hie und da gegen die Nachahmer Lohensteins und Hoffmannswaldau's gespöttelt, und sie ziemlich gelinde „poetische Zuckerbäcker" genannt. Gegen die Heerführer selbst war er höflich genug verfahren, und hatte an Lohenstein, von dessen Talenten er übrigens mit Uebertreibung rühmlich spricht, nur ein paar schreiend schwülstige Zeilen getadelt. Das hieß aber Posteln, der nichts Höheres kannte als Lohenstein, an das Leben kommen. Uebervornehmer Weise glaubte er die ganze Sache durch ein Sonett beendigen zu können, in welchem er Wernack mit einem Hasen vergleicht, der muthwillig-frech auf dem todten Löwen (Lohenstein) herumspringt. Wernack rächte sich durch ein sogenanntes Heldengedicht „Hans Sachs," in welchem der wackere alte Meistersänger gleichsam als der Vater der Dummheit auftritt, und Posteln (durch Buchstabenwechsel hier: Stelpo) zu seinem Nachfolger weiht. Das Gedicht ist pöbelhaft und gemein; doch hat es leider Bodmern gefallen, der es deshalb wieder abdrucken lassen. Postel antwortete nicht; aber Hunold ergriff für ihn die Feder, und schrieb gegen Wernack ein Possenspiel: „Der thörigte Pritschmeister," (1704.) ein Stück ohne Kraft und Salz, worauf Wernack noch ein paar Epigramme fliegen ließ, in welchem er andeutet, daß Posteln zu tadeln doch der Mühe werth sei; Hunolden aber nicht. — Das eigentliche Gift aber reichten sich die Feinde in den Anmerkungen, wovon ich nur Eine traurige Probe geben will. Wernack scheint in London eine bedeutende Rolle gespielt zu haben, und erzählt in der Vorrede zu seinen

Ueberschriften, er habe große Hoffnung zur Beförderung gehabt; „ein unverhoffter Zufall aber habe den Compaß verrückt, und er erfahren, daß keine Feinde gefährlicher seien, als die heimlichen.“ Diese Aeußerung benutzt Menantes und giebt in seiner Comödie (S. 90 und 91.) deutlich zu verstehen, Wernack sei wegen „gefährlicher Machinationen wider den König (!), unter welchem er gelebt, in das Gefängniß geworfen, sei aber aus demselben gebrochen, und habe als ein Landläufer sich salviret.“ Ferner: „König Wilhelm von England habe 1696 eine Execution mit unterschiedlichen Verräthern vorgenommen; seit der Zeit liege Wernacken der Strang (!) immer im Kopfe, so daß er auch andere damit belegen wolle.“ — So abscheulich diese Vorwürfe sind, so ist doch auch nicht zu läugnen, daß Wernack damit angefangen, und von Strang und Ruthe gesprochen, die Menantes verdient habe, „weil er des verstorbenen Königs von Spanien letztes Testament getadelt und also ein crimen laesae majestatis begangen habe.“ (Siehe Wernacks Ueberschriften 1704. S. 328. ff.) Menantes entschuldigt sich deshalb, daß er als Unterthan des Kaisers nicht verpflichtet sei, ein Testament zu loben, um dessentwillen der Krieg ausgebrochen sei, und er habe nur eine Aeußerung des kaiserlichen Manifests in Reime gebracht.

So ward denn also der Streit schlecht begonnen, schlecht geführt und schlecht beendigt. Nur der Umstand, daß er, wie gesagt, der erste öffentliche, und in das Große und Breite gehende unter den deutschen Dichtern ist, kann dem an sich unwichtigen Gezänk einige literarhistorische Bedeutung verleihen.

§. 90.

Barthold Feind,

(geb. zu Hamburg 1664, gest. 1721.)

Dieser Schriftsteller, der, wo möglich, die Lohensteinische Art und Kunst noch zu steigern versuchte, gehört zu den seltsamsten Erscheinungen in unsrer Literatur, ob er gleich nur sehr wenig gekannt ist. Bei einer nicht gemeinen Anlage zum Studium der Philosophie und der steten Hinneigung zu einer oft sich selbst mißverstehenden Mystik, scheint sich zuletzt noch ein mit jenen Bestrebungen schwer zu vereinigender unglückselig-verworrener Enthusiasmus für die Politik seiner bemächtigt zu haben, der, — bei der Ohnmacht, in der er sich befand, seinen Träumen Realität zu geben, — eine Art von Wahnsinn in ihm erzeugen mochte, von dem sich einige leise Spuren in seinen Gedichten antreffen lassen. Eines der auffallendsten unter denselben scheint mir das Hochzeitsgedicht, welches sich auch in dem von Junker herausgegebenen siebenten Theile der sogenannten Hoffmannswaldauischen Gedichte befindet. Feind fängt an von der Erschaffung der Welt aus dem Chaos, wo er bald dem griechischen, bald dem hebräischen Mythos folgt, dann fallen ihm die ersten 14 Verse aus dem Evangelium Johannis ein, und er sucht sie zu erklären, dann kommen ihm Ideen aus dem Plato, Spinosa, Jordanus Bruno, Thomas a Cempis u. s. w., und erst ganz am Schlusse erinnert er sich, daß er eigentlich nur zu einer anspruchlosen Hochzeitfeier Glück wünschen wollte.

Die politische Richtung gewann er wahrscheinlich auf einer durch Frankreich und Italien gemachten Reise, dann trat er in Schwedische Dienste, ward aber bald darauf,

man weiß nicht genau aus welcher Ursach, seiner Freiheit beraubt, und endete sein Leben im Gefängnisse.

Seine Gedichte erschienen zu Stade 1708 in einem sehr starken Bande. Eines derselben, welches 36 Seiten enthält, und die Ueberschrift hat: „Die vornehmsten Weltweisen," giebt ein nicht unbedeutendes Zeugniß seines Fleißes in der Geschichte der Philosophie, indem wir hier den Versuch einer Darstellung jedes bedeutenden ältern und neuern philosophischen Systems finden, wobei wir, bei allen Mängeln des Gedichts, doch nicht selten die Gewalt der Sprache anerkennen müssen, mit der dies Unternehmen ausgeführt worden ist. — Außerdem besitzen wir noch von ihm vier Opern, unter denen „Die kleinmüthige Selbstmörderin Lucretia, oder die Staatsthorheit des Brutus," und „Die kränkende Liebe, oder Antiochos und Stratonice" die merkwürdigsten sind. Der abgeschmackte Titel der ersten läßt fast schon vermuthen, in welchem Geiste oder Ungeiste das Ganze abgefaßt worden sei.

§. 91.

Benjamin Neukirch,

(geb. 1665, gest. 1729.)

Er machte sich zuerst bekannt durch die Herausgabe des Lohenstein'schen Arminius, den er mit ausschweifenden Lobgedichten auf den Verfasser begleitete (1685), so wie überhaupt seine frühere Poesie nichts weiter war als ein schwacher Nachhall jenes Breslauischen Choragus. Als er sich aber mehrere Jahre mit jener schwülstigen, von aufgeraffter Gelehrsamkeit starrenden Schreibart befaßt hatte, so wurde er ihrer endlich überdrüssig und wollte es einmal auf eine andere, ihm natürlicher scheinende Weise versuchen. Er er-

klärte deshalb im Jahr 1700, in einem Hochzeitgedichte, welches er nach Breslau zu senden hatte, seine gänzliche ästhetische Bekehrung. Dieses Gedicht, welches ein — fast möcht' ich sagen — offizielles Ansehn hat, und als ein Testament bei Lebzeiten betrachtet werden darf, ist bei den damaligen und später folgenden Dichterpartheien so berühmt geworden, und so oft mit Ruhm oder Tadel belegt, daß eine Literaturgeschichte nicht wohl davon schweigen darf. Es beginnt folgendermaßen:

Ihr Musen helft mir doch, ich soll schon wieder singen,
Und ein verliebtes Paar in Teutsche Verse bringen:
Und zwar in Schlesien. Ihr kennt dies Land und mich,
Ihr wißt auch, wenn ihr wollt, wie vor Budorgis sich
Zum Theil an mir ergetzt. Jetzt scheinen meine Lieder
Ihm, wo nicht ganz veracht, doch mehr als sonst zuwider.
Mein Reim klingt vielen schon sehr matt und ohne Kraft:
Warum? Ich tränk' ihn nicht in Muskateller-Saft,
Ich speis' ihn auch nicht mehr mit theurem Ambrakuchen,
Denn er ist alt genug die Nahrung selbst zu suchen.
Zibeth und Bisam hat ihm manchen Dienst gethan:
Nun will ich einmal sehn, was er alleine kann.
Alleine fraget Ihr? Ja, wie gedacht, alleine:
Denn was ich ehmals schrieb, war weder mein noch seine.
Hier hatte Seneca, dort Plato was gesagt,
Da hatt' ich einen Spruch dem Plautus abgejagt,
Und etwa anders wo den Tacitus bestohlen.
Auf diesem schwachen Grund, ich sag' es unverholen,
Baut' ich von Versen oft damals ein ganzes Haus
Und ziert' es noch dazu mit Sinnebildern aus.

§. 92.

Er erklärt sodann ehrlich, daß er der Abgeschmacktheiten (die er einst als Poet begangen) selber lachen müsse, daß sie aber dennoch gefallen hätten, und man ihn sogar dem Opitz vorgezogen habe, den er doch noch lange nicht

erreichen könne. Er beschreibt ferner, wie sauer ihm jetzt das Dichten sei, seitdem er den Horaz gelesen, der den Poeten „so viel Last aufgelegt habe.“ Ehedem sei es ganz anders und leicht gegangen.

„Kommt, sprech ich oftermals, Gold, Marmel und Porphyr!
Nein, denk ich wiederum, flieht, fliehet weit von mir,
Ihr seid mir viel zu theur bei diesen schweren Jahren,
Ich habe jung verschwendt, ich will im Alter sparen.“

Er findet sich dann in den Gedanken, daß seine Verse jetzt den Schlesiern nicht mehr gefallen werden, und kommt endlich auf das fast aus den Augen entschwundene Paar, welches er besingen will, und dem er das zweideutige Zeugniß giebt, daß bei ihrer Liebesgluth „Cupidens blinder Rath“ nicht das Geringste gethan habe, so wie denn überhaupt Cupido und Venus nichts anders als „gemalte Fabelgötzen“ seien; wobei nur zu erinnern sein möchte, daß ein Dichter nicht so arg aus der Schule schwatzen sollte. Er preiset sie glücklich, daß sie beide schon wissen wie man sich vermählen müsse, und deshalb kein Kind (Amor) zum Führer zu erwählen brauchen; überhaupt rühmt er ihnen das Bedenkliche nach, daß sie bereits „bei Jahren“ seien, wo man nicht mehr leicht an die Ueberschwenglichkeit der Liebe glaubt *).

§. 93.

Dieses Gedicht nun, gegen dessen ruhige Plattheit der Lohensteinische Schwulst fast erfreulich und anziehend ist, hat man nicht bloß zu der Zeit, als es erschien, vortrefflich

*) S. des Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutschen auserlesene Gedichte, Theil VI. Leipzig, 1709. S. 101. ff.

gefunden, sondern noch volle sechszig Jahre darauf in Lehrbüchern und ästhetischen Lexicis angepriesen.

Neukirch schrieb der Gedichte gar viele, unter denen auch manche Satiren sind, ferner: Galante Briefe, eine poetische Uebersetzung von Fenelons Telemach, und eine Lobrede auf die berühmte Königin von Preußen Sophie Charlotte, welcher letztere Panegyricus (von dem noch die Rede sein wird) von der Leipziger Poeten-Sekte als ein Muster deutscher Rhetorik bewundert worden ist.

Könnte indeß irgend ein äußerer Umstand die Kritik gefangen nehmen, so dürfte vielleicht bei Neukirch ein solcher eintreten. Fast sein ganzes Leben war ein fortgesetzter Kampf mit der drückendsten Armuth, und selbst seine Kenntnisse, sein Fleiß und seine poetischen Bemühungen konnten die gemeinsten Sorgen des äußern Lebens nicht von ihm abwehren. Er lebte mehrere zwanzig Jahre in Berlin, in ewiger Bemühung ein Amt zu erhalten. Es verging fast kein Fest bei Hofe, welches er nicht besang, er pries in gar vielen Gedichten den Kurfürsten Friedrich III. (nachmaligen ersten König in Preußen); aber es scheint, als sei dies alles dem gefeierten Manne nicht zu Gesicht gekommen, denn der sonst bekanntlich sehr freigebige Fürst hat nie etwas für ihn gethan.

Neukirch klagt oft über das stete Misgeschick das ihn plage, dennoch verließ er Berlin nicht, welches er überaus geliebt zu haben scheint, und wenn er auch stets in der Hoffnung auf die Hülfe des Fürsten sich getäuscht sah, so wurde dennoch seine Liebe und Verehrung für ihn nie geringer. Er spricht dieses Gefühl recht häufig, besonders aber in einem Gedichte bei Gelegenheit der Aufführung der Statue des großen Kurfürsten, nicht ohne Weichheit aus. Nachdem er den König unendlich gelobt, klagt er, daß, während sich

alle seiner Milde erfreuten, nur er verlassen bleibe, und schließt dann:

Doch thue was Du willst, ich ändre nicht den Sinn,
Ich liebe dennoch Dich, ob ich gleich elend bin.
Heiß mir, wenn Dir's gefällt, bei wilden Mohren leben,
Ich will bei Mohren auch Dein wahres Lob erheben.
Versage mir das Brodt, das von der Tafel fällt;
Ich singe dennoch fort, ja ich will, großer Held,
Sollt' ich noch ärmer sein, sollt' ich auch Hungers sterben,
Doch die Unsterblichkeit durch Deinen Ruhm erwerben.

§. 94.

Wie man auch über diese Gesinnung und die Art sie auszusprechen denken möge, sie zeigte sich wenigstens ehrlich; denn Neukirch hat in seiner mitleidswürdigen Lage nie aufgehört Friedrichen zu besingen, und es kann keinesweges als Lohn angesehen werden, daß er endlich eine Professur bei der neu angelegten Ritterakademie in Berlin erhielt, denn diese Stelle war — wie er selbst singt — ohne Gehalt. Nach dem Tode des Königs jeder Hoffnung in Berlin ein Unterkommen zu finden beraubt, ging er als Unterhofmeister des Erbprinzen nach Anspach, wo er endlich durch die Uebersetzung des Telemach den Hofrathstitel erhielt, und den Rest seines Lebens unter erträglichen Umständen zubrachte.

Neukirch genoß schon während seines Lebens eines großen Ansehns bei den deutschen Dichtern. Man lobte ihn, da er noch dem Lohenstein anhing, als einen von dessen fähigsten Schülern, und als er von demselben abfiel, fand man das wenigstens intereſſant, und — verzeihlich. Man ließ sich in der Liebe für den alten Lohenstein nicht stören; glaubte aber nunmehr in Neukirch einen zweiten zu finden, der indessen, wie nun die Genies einmal sind, et-

was Apartes haben wolle. Dazu kam noch der Umstand, daß Neukirch für einen gewandten Weltmann galt, der nur leider bei aller Gewandtheit kein irdisches Gut in die Tasche zu stecken bekommen, weshalb ihm aber auch die Verse desto besser und leichter flössen. Ferner schrieb er in vielen sogenannten Fächern der Poesie, bald Oden, Episteln, Satiren, Elegien, Schäfergedichte, Uebersetzungen aus dem Boileau u. s. w., so daß es schien, der Mann sei zu allem brauchbar, und fülle alle Fächer, denn auf Fächer hielten die Kritiker ungemein viel.

Hätte man die Neukirchischen Verse näher betrachtet, so würde man ohne Zweifel gefunden haben, daß in den Oden, Schäfergedichten u. s. w. doch immer nur Ein Geist wehe, der Geist der Armuth und der Mittelmäßigkeit; häufig auch der Plattheit. Allein er hatte denn doch auch wohl einmal einen erträglichen Gedanken, reimte so leicht und fließend, machte alles so bequem, und so ward er einer der Lieblinge der Deutschen, der des Brodts ermangelnd, einigen Ruhm empfing.

§. 95.

Nur eines schadete ihm: die Uebersetzung des Telemach in Alexandriner-Versen. Das Originalwerk des edlen Fenelon war in Deutschland zu bekannt, denn fast sämmtliche Hausfranzosen und Französinnen lasen es mit den deutschen Knaben und Mädchen, damit dieselben lernen sollten, wie sie sich mit einer modernen Calypso in Acht zu nehmen hätten, und die gute Prosa des Buches hatte mit Recht gefallen. Ein wenig Verwässerung hätte man gern hingehn lassen; diesmal aber hatte es Neukirch zu arg gemacht, und, wie es schien, fast alle Gewässer Deutschlands über den griechischen Helden und seinen französischen Bearbeiter ausgegossen.

Neukirchs Gedichte erschienen während seines Lebens nur zerstreut in den sieben Theilen der sogenannten Hoffmannswaldau'schen Sammlung, so wie (gegen seinen Willen) theilweise von einem gewissen Hanke, einem überaus schlechten Reimer, den eignen Versen, gleichsam als Hülfe, beigesellt. Eine vollständige Sammlung hat Neukirch nie gegeben: vielleicht aus Bescheidenheit, vielleicht aus Ueberdruß an der ganzen Sache. Eine solche Sammlung erschien erst 1744 zu Regensburg, von Gottsched herausgegeben, und mit einer Vorrede versehen, in welcher er den verstorbenen Mann als den Bringer einer wahrhaft poetisch-goldenen Zeit ausruft, und mit Lorberkränzen fast erdrückt. Diese Vorrede, — wenige Jahre vor Klopstocks und Lessings erstem Auftreten geschrieben — spricht das eigentliche dichterische Glaubensbekenntniß der Gottschedischen Schule am offenherzigsten aus, und ist deshalb historisch wichtig genug, um späterhin noch einmal auf dieselbe zurück zu kommen.

§. 96.

Gottlieb Stolle,

(geb. 1673, gest. 1744.)

Wie es scheint war es zuerst drückende Armuth, welche ihn zur Schriftstellerei veranlaßte *); so wie man denn auch wohl in diesem Umstande den Grund seiner so vielseitigen und eben deshalb nicht selten oberflächlichen literarischen Thätigkeit finden mag. In der That schrieb er fast über alle Fächer des menschlichen Wissens: historische, beson-

*) Jöcher erzählt in seinem Gelehrtenlexicon (Th. IV. S. 856.), daß Stolle eine geraume Zeit sich bloß mit trocknem Brodte behelfen mußte.

ders literargeschichtliche, mythologische, theologische, juristische, medizinische (eine Anleitung wenigstens zur Historie der medizinischen Gelahrtheit), rhetorische und poetische Werke. Nur in Beziehung auf die letzteren ist er hier zu betrachten. Als Dichter schrieb er unter dem Namen „Leander aus Schlesien," und gab unter andern den fünften und sechsten Theil von „des Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Teutschen auserlesenen Gedichten" heraus.

In der Vorrede tadelt er sowohl die großen Lobredner, als auch die Tadler der Poesie, woraus denn der höchst betrübte Satz hervor zu gehen scheint, die Dichtkunst sei eigentlich eine — mittelmäßige Sache, und man müsse in Beziehung auf sie völlig neutral bleiben. Nach einer so kläglichen Ansicht sollte man allerdings noch weniger erwarten, als er wirklich leistete. Unter seinen Gedichten, die er selbst fast alle „galant" nennt, sind viele schlechte, rohe oder gezwungene Verse, und ob man es ihnen gleich wohl ansieht, daß er sich mit gutem Fleiß und löblicher Anstrengung auf die Verliebtheit und Zärtlichkeit gelegt habe, so will es ihm denn doch nicht immer glücken, unter dieser Schäfermaske anständig oder witzig zu erscheinen. Eine Eigenschaft wohnt ihm indeß bei, auf die er sich etwas zu Gute thun darf: die Kürze, welche fast alle seine poetischen Versuche bezeichnet. Einige der besseren sind, da sie fast gänzlich verschollen waren, in dem Taschenbuch Luna für 1805 (S. 262 bis 266.) mitgetheilt worden, und mögen zum Theil auch hier einen kleinen Platz erwerben, da sie in der That charakteristisch und bei allen Fehlern nicht ganz ohne Leben und Gefühl sind.

Er findet in ihrer Gegenwart überall den Himmel.

Fahr ich deswegen in die Hölle,
Weil ich was sterblich ist
In dir, Calpurnia, zur Göttin auserkiest:

So ist doch auch vorlängst schon eine Stelle,
Von wegen deiner Grausamkeit
Allda für dich bereit;

Ja deine Qual wird größer sein als meine:
Denn einmal strafet dich die Höll', in der ich bin,
Dann zieht mein Anblick dich in neue Marter hin;

Ich aber, weil mein Aug' an deiner Anmuth Scheine
Sich hier erquicken kann,
Treff in der Hölle selbst noch meinen Himmel an.

An Sylvien, als sie seine Klagen nicht anhören wollte.

Wie weiß dein Mund zu klagen,
Wenn irgend eine Bien' ihm einen Stich versetzt;
Allein wenn Sylvia die Herzen selbst verletzt,
Da hat kein Mensch ein Wort zu sagen.

Die glückliche Nachtigall.

Du Kern der Nachtigallen,
Mein Zustand trifft fast mit dem deinen zu:
Ich bin gefangen gleich wie Du:
Du singst, und ich sing' auch, um dieser zu gefallen,
Die mir und Dir die Fessel angelegt.
Doch mein Verhängniß will Dir nicht in allem gleichen,
Dieweil Dein Lied die Sylvia bewegt,
So singest Du und lebst; ich sing' und muß erbleichen.

Als sie sich in einem Brunnen spiegelte.

Climene wirft den Blick nur einem Brunnen zu
Und lässet mich in guter Ruh.
Ach aber, werthes Licht,
Denkst Du denn an Narcissen nicht?
Laß seinen Fall Dir doch die Gruft verriegeln (!!)
Und schau nicht mehr hinein;
Willst Du Dich aber sicher spiegeln,
So laß mein nasses Aug' anstatt des Brunnen sein.

Als er sie Kirschen essen sah.

Es setzte Flavia sich in das grüne Gras,
Als ihre Hand viel Kirschen abgepflücket:
Indem sie nun dieselben aß,
So stand Leander ganz entzücket.
Sein Augen konnte nicht die Lippen unterscheiden,
(Und gleichwohl war er ihr ganz nah)
Weil er nichts als rothe Kirschen in blutrothen Kirschen sah.

In den letzten vierzehn Jahren seines Lebens war Stoll Vorsteher der deutschen Gesellschaft in Jena, deren Schriften er herausgab.

§. 97.

Wenden wir uns jetzt von diesem Manne, der, wie es scheint, es sich sehr sauer hat werden lassen, berühmt zu werden, und dennoch keine sonderliche Celebrität erworben hat, zu einem andern, dem es damit besser geglückt ist. Vielleicht hätte er schon früher hier auftreten sollen, doch wird späterhin einige Entschuldigung zur Sprache gebracht werden.

Christian Thomasius,

(geb. 1655. gest. 1728.)

ist bei dem größten Theile der Deutschen nur sehr oberflächlich gekannt. Es ist das Gerücht zu ihnen gekommen, er habe gegen die Hexenprozesse und den in denselben nur zu häufig vorkommenden Teufel, der hier eine theils klägliche, theils fratzenhaft furchtbare Rolle spielt, mit Eifer gesprochen und geschrieben. Dieses Verdienst bleibt ihm allerdings, doch ist es ungleich geringer als das seines Vorgängers Spee (vergl. den Abschnitt über ihn), der tausend Hindernisse fand, die dem Thomasius in der spätern und schon hellern Zeit, im protestantischen Deutschland und unter dem Schutze eines wissenschaftlich gebildeten und wohlgesinnten Fürsten, nimmermehr begegnen konnten.

Die wissenschaftliche Kultur der Deutschen hatte um diese Zeit zwar nichts von ihrer alten Gründlichkeit verloren, doch desto mehr von ihrer regen Lebendigkeit. Die alten aristotelisch-scholastischen Formen, noch dazu sehr oft irrig aufgefaßt, bestanden in ganzer furchtbarer Strenge, und es schien als dürfe sich keine neue große Idee gegen sie aufwagen. Die Philosophie war zur bloßen, nicht einmal klar gedachten Logik geworden, die Theologie nicht selten zur dürren Zwangsmoral und liebeleeren Polemik. Wohl gab es Manche, die diesen traurigen Zustand einsahen und eine Umwandlung wünschten, aber der kühne, selbstständig schaffende Geist fehlte, der sie allein hätte hervorrufen können. So hatte man schon früherhin in schmählicher Selbstverleugnung angefangen vom Auslande zu borgen, traurig irrend, als könne irgend etwas wahrhaft Gutes von Außen her angeeignet werden. Doch dieser Irrthum war nur zu bald von Vielen geheiligt worden, und so kam es, daß man

nicht selten mit den geliehenen Waffen fremder Seichtigkeit und Gemüthlosigkeit die im Inlande selbst erzeugte Trockenheit und Pedanterie bekämpfen wollte. Da war kein rechter Kampf und kein rechter Sieg möglich, wo beide Theile Unrecht hatten.

§. 98.

Ein solcher Kämpfer war auch Thomasius, denn bei allem einzelnen Lobenswerthen fehlte ihm Tiefe und Reichthum des Geistes. Eine entschiedene Unzufriedenheit mit dem, was er in Literatur und Kunst der Deutschen vorherrschen sah, machte ihn zum Schriftsteller. Ihn, den Raschbewegten, ärgerte das trockene Formwesen der Wissenschaft, und die Elephantenartige Steifheit im äußern Leben der meisten seiner Landsleute. Was tiefer bei ihnen lag, sah er wohl selbst nicht ein; um so mehr aber fand sein witziger Geist das Lächerliche an ihnen auf, und da er sie dennoch liebte, und von allen Seiten den Spott des Auslandes auf Deutschland eindringen sah, so schien es sein Plan, selbst spottend sie nach und nach von jenem Spotte zu befreien.

Er bot ihnen einiges Gute und viel Schlechtes. — Er wollte die deutsche Sprache, die damals fast kein deutscher Gelehrter wahrhaft verstand und redete, wieder zu Ehren bringen; nur muß man mit Recht beklagen, daß das Erste, was er in der vaterländischen Sprache schrieb, eine Einladung an die Deutschen war, sich der „französischen, galanten Manieren" zu befleißigen, wobei denn auch noch der Umstand, daß er selbst stets ein kläglichbuntes, zerfahrendes und verworrenes Deutsch schrieb, den Gipfel des seltsam Lächerlichen bildete. Da er seine leichten, witzigen und meistens flachen Schriften rasch von der Hand schlug, so wollte er mit denselben und mit dem wohlfeilen Ruhm, den sie ihm brachten, nicht immer bis zur nächsten Ostermesse

oder Michaelismesse warten, und gab deshalb den Deutschen die erste Monatsschrift, in welcher er ein wunderliches, bald anziehendes, bald abstoßendes Wesen trieb.

Er gab den ersten Stoß zur sogenannten Aufklärung, und schien sich meistens im Neinsagen zu gefallen. Dann wieder genügte ihm dies Wesen nicht und er empfahl den Deutschen die Mystik, die er aber am Ende wieder verwarf, um von neuem zu einer nur noch mehr geklärten Aufklärung zurückzukehren. — Bei den großen Lobeserhebungen, die ihm noch immer gebracht werden, scheint es als wisse man nicht, oder wolle nicht wissen, daß er das gründliche Studium alter Sprachen ohne Scheu für abgeschmackte Pedanterie erklärte, daß er die Kebsehen entschuldigte, daß er behauptete, die Vielweiberei sei dem natürlichen Recht durchaus nicht zuwider, daß er selbst der willkührlichen Gewalt der Fürsten schmeichelte, und daß endlich, was den Geschmack betrifft, eine solche Finsterniß in ihm herrschte, daß er (wie bereits oben erwähnt worden) den Lohenstein für besser erklärte als sechs Virgile.

§. 99.

Bei allem diesem Wankelmuth, bei allen diesen Irrthümern verdankt ihm dennoch die Wissenschaft etwas Bedeutendes, eine Ahnung von freierm lebendigen Leben, wenn auch, wie nicht geläugnet werden kann, ihm selbst ein höheres Prinzip gemangelt hat, so wie sich denn auch sein Gutes nur fragmentarisch zeigen konnte. Er war kein Philosoph, doch bezeichnete ein einseitig heftiges Streben nach dem, was er allein als Philosophie anerkannte (der Rechts- und Tugendlehre), sein ganzes Leben *). Es ge-

*) Merkwürdig ist seine Eintheilung des ganzen Menschengeschlechts in — Bestien, Menschen und Christen.

lang ihm wenigstens hie und da bei den muthigeren Jünglingen, an die er sich, wie billig, ganz besonders wandte, die bequemen Polster mancher alten fast versteinerten Formen der Philosophie lächerlich zu machen, was ihm um so mehr gelingen mußte, da er in die dürre Zeit wenigstens etwas von Witz und Laune mitgebracht hatte, dessen nur wenige damals Lebende sich rühmen konnten. Abgerechnet aber, daß auch bei diesem Streben das Zeitalter zu — salzen, sehr viel Witzelei und Afterlaune mit unterläuft, gerieth er nach und nach immermehr auf Abwege, und sein irre flatternder Geist konnte kaum noch etwas Festes erfassen, da er zuletzt die Möglichkeit einer Form der Philosophie gänzlich bestritt. Schon früh hatte er mit einem eben so thörichten als widerlichen Hasse gegen den Aristoteles angefangen, in dessen Kern er nie zu dringen vermochte, ja dessen Schale er nicht einmal begreifen konnte, weil er, wie bekannt, in der griechischen Sprache stets eine arge Schwäche bewies. Da nun eine Sünde die andere erzeugt, so dürfen wir uns nicht wundern, daß er auch der streng wissenschaftlichen Methode Wolffs sehr abgeneigt war. Zwar hat man zu seiner Entschuldigung anführen wollen, er habe nur dem Misbrauche, der mit jener Methode gar häufig getrieben worden, wehren wollen; allein der aufmerksamere Leser seiner Schriften wird leicht erkennen, daß er überhaupt die ganze Methode haßte, so wie jede streng wissenschaftliche Form.

§. 100.

Für die Berühmtheit seines Namens hat er selbst große Sorge getragen, als unermüdlicher, nie aufhörender Schriftsteller und durch stete Wiederholung dessen, was besonderes Aufsehen zu machen geeignet schien. Aber auch die Menge

seiner Gegner scheint ihm nicht unwillkommen gewesen zu sein, da der Kampf mit ihnen seinen Namen stets über den Wellen der Tagesliteratur erhielt. Unter diesen Gegnern sind zu nennen: Alberti, Carpzov, Masius, Gabriel Wagner, Tentzel, Tschirnhausen, Praschius, Johann Friedrich Mayer, Albrecht Christian Rothe, Ludwig Stolze, Breithaupt, Fecht, Reinbeck, Edzardi, Justinus Meyer, Albrecht Joachim von Krakewitz, Johann Andreas Grammlich u. s. w. An gründlichen Kenntnissen waren wohl die meisten ihm überlegen; dafür aber er ihnen an Leichtigkeit, so wie denn überhaupt sein Geist fast korkähnlich auf dem Wasser schwamm, ohne unterzusinken. Dabei hatte er noch (wohl wissend, daß die Mehrheit der Deutschen am Ende doch glaubt was man ihr funfzig- bis hundertmal zuschreit) sich die Methode angeeignet, sehr häufig zu wiederholen, er habe immer und durchaus Recht gehabt, und alle seine Gegner seien aus dem Felde geschlagen worden. — Wäre man heutzutage allgemeiner und genauer unterrichtet über die Art, wie mehrere dieser Streitigkeiten geführt wurden, so würde man vielleicht weniger Aufheben von der Polemik einiger neueren Schriftsteller (am Schluß des 18ten und zu Anfang des 19ten Jahrhunderts) gemacht haben.

Wenn deshalb auch jetzt noch ein Schatten seiner theils erschlichenen, theils erstürmten, und nur dem kleinsten Theile nach verdienten Celebrität fortdauert, so ist dies nur zu erklären durch den Umstand, daß man seine Schriften — nicht mehr liest, und ihn lediglich als muthigen Kämpfer gegen die Gräuel der Hexenprocesse betrachtet, als welcher er auch ein billiges Lob verdient. Aber das Resultat seines anderweitigen Wirkens war nur temporär, ja sogar nur momentan, denn er fand nie den Weg, auf das Gemüth

der Deutschen im Allgemeinen zu wirken, da es ihm leider selbst fehlte.

§. 101.

Nach so vielem Unerfreulichen aus dem Gebiete der Dichtkunst, welches wir haben erzählen müssen, scheint hier der Ort zu sein, der Schulen und Universitäten, so wie überhaupt des wissenschaftlichen Zustandes in Deutschland, wenigstens im Fluge zu gedenken. Die Schulen verdienten, wenn wir den Mangel an Eleganz und Geschmack von Seiten der meisten Lehrer abrechnen, vieles Lob. Die Disciplin war strenge, zuweilen fast eisern, denn der Knabe sollte gehorchen lernen damit er einst befehlen könne, und man fürchtete keinesweges, daß diese Strenge, wie man späterhin oft (weichlich genug) gefürchtet hat, dem Muthe und dem ganzen Charakter der Schüler Nachtheil bringen werde *). Die alten Sprachen, Arithmetik und Geschichte wurden gründlich getrieben; in der Methode blieb man bei dem Alten, wie einst Luther und Melanchton die sächsischen Schulen geordnet hatten. Das Gedächtniß wurde freilich nicht ohne Uebertreibung geübt; vielleicht auf Kosten der andern Seelenkräfte; nur vergesse man nicht, daß ohne die Grund-

---

*) Indessen ist nicht zu verhehlen, daß wir zuweilen auf empörende Härte, ja Grausamkeit von Seiten der Lehrer stoßen, welche natürlich den Oppositionsgeist der Knaben und Jünglinge wecken mußte. So treffen wir z. B. in der Lebensgeschichte des Propstes Schnaderbach (geb. zu Wismar 1669, gest. zu Berlin 1716) einen Schulrektor an, welcher einen gewaltigen Streithammer vor sich liegen hatte, mit dem er den Kopf des armen kränklichen Schnaderbach gefährlich verletzte. Dergleichen Abscheulichkeiten sind jedoch wohl nur als Ausnahmen zu betrachten, und im Ganzen scheint etwa Christian Weise mit seiner christlichen Strenge und Freundlichkeit als Normalschulrektor des 17. Jahrhunderts gelten zu können.

lage eines starken Gedächtnisses keine eigentliche Gelehrsamkeit möglich sei, ferner, daß ein in der Jugend versäumtes Gedächtniß späterhin fast immer schwächlich bleibt, ja daß sich wohl gar zuweilen eine gänzliche Gemüths- und Verstandesschwäche (Gemüthsgedächtnißlosigkeit und Zerflossenheit) dazu geselle; — endlich, daß die Verstandeskräfte, denen auch die schwersten Uebungen des Gedächtnisses in der Jugend Nachtheil bringen können, überhaupt nicht sonderlich gewesen sein müssen, weshalb wir ihr Geschick nicht sehr zu beklagen haben. Von den sogenannten Verstandesübungen der Basedow'schen Schulen, welche bekanntlich nicht selten zu armseligen Spielereien und Verstandesschwächungen wurden, wußte man nichts, und wollte auch vermuthlich nichts davon wissen, denn die Erfindung selbst würde sonst nicht viel Kopfbrechen gekostet haben. Dafür war täglich strenger und feierlicher Unterricht im Christenthum, jener heiligen Wissenschaft, durch welche die anderen Wissenschaften erst ihren wahren Adel empfangen in Beziehung auf das Individuum, welches sich ihnen widmet.

§. 102.

Auf der Universität erwartete den Jüngling ein Zustand von Freiheit, an den er bisher kaum wie einen Traum gedacht hatte. Die großen Vortheile, so wie die bei Einzelnen gewiß nicht ausbleibenden Nachtheile eines solchen Ueberganges zu entwickeln, ist hier nicht der Ort; wohl aber wollen wir Andere und uns erinnern an das einfache Wort, welches unser Goethe dem edlen Meister selbst in den Mund legt:

Ein Jüngling muß die Flügel regen,
In Lieb' und Haß gewaltig sich bewegen

— und sodann die Gesetzgebung der damaligen Zeit und die

Anordnungen der Fürsten in Beziehung auf die hohen Schulen mit gerechtem Ruhm anerkennen. Der Jüngling fand hier ferner die berühmtesten Gelehrten seiner Zeit in allen sogenannten Facultätswissenschaften, oder doch wenigstens solche, die als Schüler der Ausgezeichnetsten das Ueberlieferte treu zurück gaben. Mit Stolz nennen wir Otto Guerike, Johann Hevel die Naturforscher; die Alterthumsforscher Goldast und Schilter, den Polyhistor Morhof, den Astronomen Kepler, den vortrefflichen lateinischen Stylisten Freinsheim, einige vielseitige thätige Mitglieder der ausgebreiteten Familie Carpzov u. s. w., als die Unsrigen, sei es nun als akademische Lehrer, oder als mittelbare Lehrer der Lehrer; ja wir wagen zu behaupten, daß im gründlichen Studium der Theologie und der alten Sprachen auch im siebzehnten Jahrhunderte kein Volk die Deutschen übertraf. Mit einem Worte, der Jüngling, fand alles; nur nicht — deutsche Sprache, deutsche Poesie und Geschmack. Es kann befremden, daß so manche Männer, welche fast ihr Leben lang sich mit der Erklärung griechischer und römischer Poeten beschäftigten, für die deutsche Poesie und Kritik gar nichts oder doch nur Geringfügiges oder gar Irriges thaten; allein dieses Räthsel löst sich, wenn wir erwägen, daß das Schöne überhaupt nur von dem schönen Geist aufgefaßt werden kann, und nur da befruchtend wirkt, wo aus eigner Kraft der Keim sich erzeugt hat. Wer aber das Schöne nicht in sich trägt, der möge sich umgeben mit allem Köstlichen was nahe und ferne Jahrhunderte hervorgebracht haben, es wird doch nicht sein Eigenthum werden, denn auch hier gilt das tiefsinnig große Wort: „Wer da hat, dem wird gegeben.“ Daß aber damals nur so wenige Deutsche hatten, war verschuldet worden durch den Hochmuth, der sich entfernt hatte von der eigentli-

chen Wurzel der Nationalität, und, selbst ein Irrlicht, andern Irrlichtern nachtaumelte.

§. 103.

Die Vorträge auf den Universitäten geschahen fast alle in lateinischer Sprache, worüber wir fast nur in sofern klagen wollen, als sich manches Tiefere in der Theologie und Philosophie in dieser Sprache nicht ausdrücken läßt; sonst aber wollen wir, wie sich von selbst versteht, einen solchen mit Ernst und Fleiß verbundenen, und ohne diese Tugenden gar nicht möglichen Vortrag in allen billigen Ehren lassen. Daß Thomasius Programme in deutscher Sprache schrieb, und manche seiner Vorträge in deutscher Sprache hielt, wirkte nur nachtheilig, denn er schrieb nur Schein-Deutsch, und fand in diesem Kauderwälsch ein bequemes Geländer für die ihm mangelnde höhere Anstrengung.

Zwar finden wir unter den damaligen Lehrern an den Hochschulen auch einige glückliche Dichter in deutscher Sprache; aber was sie als solche gaben, war ihrem Amte völlig fremd, und wir sehen deutliche Spuren, daß sie dadurch bei der steifen Pedanterie in den Verdacht der Ungründlichkeit geriethen; bei den französirend galanten Weltleuten aber fast nur thörichtes Mitleid erregten. Konnten sie es deshalb möglich machen, so schützten sie sich gern durch Anonymität oder Pseudonymität; war aber das nicht zu bewerkstelligen, so sorgten sie wenigstens durch eine halb trotzige, halb verzagte Vorrede sich einigermaßen in Sicherheit zu stellen. Sie erzählten in einem solchen Prodromus, daß man ja doch wohl ehedem die Poesie für etwas Göttliches gehalten habe, daß selbst deutsche Kaiser und Könige gedichtet und die Dichtkunst beschützt hätten u. s. w., wurden aber dann plötzlich wieder überdemüthig, und versicherten, sie hätten ihre anderweitigen, wichtigeren Geschäfte gewiß nicht vernachlässigt,

sondern bloß in sparsam zugemessenen Erholungsstunden einige Poeterei getrieben, welches man ja wohl allenfalls gönnen oder vergeben könne.

§. 104.

Die Philosophie, als Wissenschaft, vermochte, obwohl einzelne sehr bedeutende Männer derselben ihre Kraft widmeten, nicht zu gedeihen, da sie entweder nur als Metaphysik, oder als ein Anhang und Stütze (!!) der Religion betrachtet wurde. — Als Metaphysik konnte sie sich zu nichts höherm erheben, als zur Reflexion über das, was als sinnliche Erscheinung galt; die eigentlichen Grundfragen, welche sie zu lösen hat: Bewußtsein und Natur, Freiheit und Nothwendigkeit, — wurden entweder scheu umgangen, oder gar an die Logik verwiesen, die als Lehre von den bloßen Formen des Denkens, unmöglich eine Antwort dafür haben kann. Eine solche Philosophie mußte sich dann freilich mit dem vierten Platze in der Ordnung der Facultäten behelfen, da man oft selbst nicht recht zu wissen schien, was man mit ihr anfangen sollte und den lästigen Gast doch nicht gewaltsam zu entfernen wagte. — Betrachtete man sie aber als Anhang und Stütze der Religion, so gerieth man vollends mit ihr und mit sich selbst in Widerspruch, denn was die Philosophie uns bieten kann, ist im Gebiet der Religion längst gelöset, und zur vollendet-friedlichen Klarheit geworden. Die Religion ist keine Wissenschaft, sondern unendlich mehr als die Wissenschaften alle, sie ist die Ursonne, die unser ganzes Leben erhellt, ernährt und erwärmt; und wer sich noch in der Wissenschaft nach Stützen für sie umsieht, der weiß wohl weder was Wissen noch was Glauben ist.

Daher aber auch so oft, und besonders in damaliger

Zeit, die wunderlich ängstliche Scheu vor der Philosophie, als könne sie wohl gar Gefährliches für die Religion vorbringen, daher die furchtsamen und um der Furchtsamkeit willen tadelnswerthen Warnungen vor Spinosa, Jordanus Bruno u. s. w. Diese und ähnliche höchst scharfsinnige Denker können allerdings, so bald sie ihr eigentliches Gebiet der Philosophie verlassen, und das Christenthum bekämpfen, dem Halb- und Dreiviertel-Christen bedeutend schaden; allein hier würde eben dem Lehrer der wahren Philosophie gebührt haben zu zeigen, wo die Gränze der Weltweisheit sei, und wo die Gott-Weisheit und Gott-Innigkeit beginne, und wie alles, was von dem Standpunkte jener Philosophie gegen das Christenthum gesagt werde, dasselbe gar nicht treffen könne. Jene Männer sind den Titanen gleich, welche Berge auf Berge thürmten, um den Himmel zu erreichen, den sie mit eigener Kraft erstürmen wollten; aber selbst der griechische Mythos weiß gar wohl, daß Zeus und Athene dem freventlichen Beginnen genug Widerstand leisteten, und welch ein trauriges Loos die Titanen traf. — Und das Christenthum sollte sich jemals vor Menschen-Weisheit scheuen können? wir, die wir Den kennen, welcher das größeste aller Worte sprechen durfte: „Ich bin die Auferstehung und das Leben," wir sollten jemals fürchten können? — Haben wir nur ein einziges mal dieses „Ich bin" gefaßt, was können uns dann alle Skeptiker der Welt schaden?

Aber, wie gesagt, man scheuete dennoch die Philosophie und belauerte jeden ihrer Sätze, wodurch man sowohl der Theologie schadete, welche, sobald sie noch irgend etwas fürchtet, keine göttliche Wissenschaft ist, und der Philosophie, welche, in dem Bewußtsein Furcht erregen zu können, bald übermüthig, bald ängstlich, mit sich selbst in Mißverständnisse gerathen ist.

§. 105.

Hier ist nunmehr unser tiefsinniger Leibnitz zu nennen; doch kann hier nicht der Ort sein, seine Philosophie darzulegen, und ihren Mittelpunkt aufzuweisen; zweckmäßiger scheint es vielmehr einige der Hauptgründe anzugeben, warum er bei aller Geistestiefe nicht so viel auf seine Landsleute und Zeitgenossen wirkte als man billig vermuthen sollte. Wir erwähnen zuerst sein Prinzip des Sich-accommodirens, das er früh genug an den Höfen gelernt hatte, deren Luft er fast während seines ganzen Lebens einathmete. Jene Accommodation, die in seinem praktischen Leben galt, ging leider auch nur zu bald in einige seiner philosophischen Schriften über (z. B. in die häufig zu sehr gepriesene Theodicee), und es begegnet uns nicht selten in seinen Schriften, von dem Trefflichsten, tief und kühn Gedachten, auf manchen mittelmäßigen oder gar falschen, nicht ohne Süßlichkeit vorgetragenen Gedanken übergehn zu müssen. Es ist als wolle er gleichsam durch die letzteren manche der bequemeren Leser um Vergebung bitten, daß er so oft durch seinen herrlichen Scharf- und Tiefsinn ihren Verstand auf eine fast gefährliche Weise in Anspruch nimmt. Es ist nicht ganz unmöglich, daß bei manchen mittelmäßigen Stellen eine gewisse Gattung von Ironie bei ihm gewaltet habe, aber die Deutschen ahndeten das nicht, und wurden nicht selten dadurch in ihrer Verehrung für ihn gestört, und wenn auch wir jetzt Lebenden uns keinesweges stören lassen wollen in dem Gefühl der innigen Hochachtung für den herrlichen Denker, so müssen wir doch gestehen, daß vielleicht kein einziger Philosoph so vielen und häufigen Misverständnissen ausgesetzt sei, als er. Davon trägt er zuweilen selbst die Schuld, und dieser Vorwurf kann, dünkt uns, nicht von ihm genom-

nommen werden, indem er nicht immer frei scheint von einem gewissen Geistes-Dualismus, der nur hemmend wirken kann.

Den zweiten Hauptgrund, weshalb Leibnitz nicht so vollendet auf seine Nation wirkte, als es ihm möglich gewesen wäre, finden wir in der ausländischen Sprache, deren er sich bediente. Der Irrthum, den er beging, scheint gedoppelt. Zuvörderst dünkt uns, oder vielmehr wir sind vollkommen überzeugt, daß unter allen neueren Sprachen die Deutsche die einzige sei, welche sich für die Darstellung der höhern Philosophie eigne, ein Wort, das, so paradox es klingen mag, zu einer ganz klaren, einfältigen Wahrheit wird, sobald wir nur versuchen wollen, irgend ein klassisches deutsches philosophisches Werk in eine fremde Sprache zu übertragen, wovon wir gar bald abzustehn gezwungen sein möchten. Sodann, ganz abgesehen von der Darstellung der Philosophie, raubt sich der welcher in einer fremden Sprache etwas über das Historische hinaus gehende schreibt, gewissermaßen sein eignes Gemüth, und er wird oft nur den schwachen Hall und Schatten von dem geben, was eigentlich in ihm wohnt. Daß auch Leibnitz hier gebüßt und gerechte Strafe gelitten habe, wer würde es auch bei der innigsten Verehrung für ihn, zu läugnen wagen? Einen großen Theil der Schuld trägt freilich die Zeit, die die deutsche Sprache verkannte und für die Philosophie noch nicht geeignet hielt; doch Leibnitz hätte auch in dieser Hinsicht über ihr stehen und Gesetze geben sollen, statt zu empfangen. Nur das Eine wollen wir hier noch zu seinem Ruhme erwähnen, daß er die vaterländische Sprache keineswegs gering achtete, daß er sogar manches that, um zum Studium derselben und zur Liebe für sie zu befeuern; doch er selbst trauete sich nur oberflächliche Kenntnisse von ihr

zu, und wagte nicht, irgend ein größeres Werk in ihr zu schreiben.

§. 106.

Da Leibnitz mit seltner Klugheit (die nicht immer Weisheit war) für die verschiedenartigsten Leser, wenigstens etwas Gefälliges zu geben wußte, und auch fremden Völkern, besonders den Franzosen, imponirte, so hätte er diesen günstigen Umstand benutzen können und sollen, um bessere Ideen über das Volk, dem er angehörte, in Umlauf zu bringen; allein er versäumte nicht nur diese Pflicht, sondern ließ sich wohl gar zuweilen in schwachen Augenblicken verleiten, die Würde der Deutschen zu verkennen und zu verläugnen. Ein solcher Vorwurf muß bewiesen werden, und so stehe hier denn der traurige Beleg.

Huetius hatte im Anfange der siebziger Jahre des siebzehnten Jahrhunderts die Besorgung einer Ausgabe der alten klassischen Schriftsteller zum Gebrauche des Dauphin übernommen. Die Arbeit wurde unter manche ausgezeichnete Gelehrte vertheilt, und auch Leibnitz nicht vergessen. Er ging den Antrag ein, bat aber, daß man ihm einen Autor anvertrauen möge, bei welchem er als Philosoph sich zeigen könne *). Er wählte sich mit großer Bescheidenheit den Martianus Capella, den er als einen geistreichen Schriftsteller anerkannte. Seine Arbeit ist leider verloren gegan-

---

*) Er gab bei dieser Gelegenheit der Philosophie das Beiwort der „gesunden," eine Bezeichnung, die in seinem Munde sich allerdings gar wohl ausnimmt; heut zu Tage aber nicht selten als Euphemismus für „Gemein" gebraucht wird. Ueberhaupt ist leider dann am meisten von Gesundheit die Rede, wenn die Mehrheit sich krank fühlt, und dennoch, hochmüthig wie immer, mit Kraftgefühl sich brüstet.

gen; nicht aber ein Brief, den er bei dieser Gelegenheit an den Huetius schrieb, obwohl man gar sehr wünschen möchte, daß irgend ein Zufall ihn vernichtet haben möchte. Da ihn aber leider auch die Sylloge nova epistolarum varii argumenti (Vol. 1. libros 3. priores continens, Norimbergae 1760.) aufgenommen hat, so würde es doch vergeblich sein, ihn ignoriren zu wollen. Es heißt hier: Id enim fateor, tamesti neque ingenium neque doctrinam mihi arrogem (!!) diligentiae tamen laudem aliquando apud aequos censores confecutum. Et quid aliud exspectes a Germano, cui nationi inter animi dotes sola laboriositas relicta est (!!). Wollen wir ihm auch das erste Punktum, in welchem er sich selbst so großes Unrecht thut, vergeben, so ist ihm doch das Zweite, in welchem er ein so klägliches, kleinlautes Wort über eine ganze edle und geistreiche Nation ausspricht, durchaus nicht zu verzeihen, wie denn auch bereits Lessing in den Literaturbriefen (Th. IV., S. 354.) etwas Aehnliches geäußert hat.

Es ist schmerzlich, diese Irrwege anführen zu müssen; aber sie mußten gezeigt werden um zu erklären, warum er, der Berufene, Reichbegabte, auf die Cultur des Gemüthes und der Phantasie, der Sprache und Poesie der Deutschen keinen größern und glücklichern Einfluß bekam. Ihn zu loben ist bei weitem erfreulicher; aber hier war nicht immer die Gelegenheit vorhanden.

§. 107.

Mit geringeren, doch immer noch höchst schätzbaren Geisteskräften betrat Christian Wolff die Bahn, auf welcher Leibnitz vor ihm gewandelt hatte und noch einige Zeit mit ihm wandelte. Erst durch ihn floß manches von der Leibnitzischen Philosophie in breitern Strömen über

Deutschland hin, denn Vieles kam zusammen, um Wolffs Wirksamkeit (in Beziehung auf die Zahl der Hörer und Leser) bei weitem größer zu machen als Leibnitzen zu Theil geworden war. Er war über die Hälfte seines Lebens akademischer Lehrer, und wußte wenigstens in den ersten Jahrzehnten die jungen Männer auch durch den Vortrag anzuziehen; er sprach und schrieb meistens deutsch, und zwar, wenn auch nicht eben kraftvoll, doch ziemlich rein und wohlfließend, so wie denn auch seine zahlreichen Gegner, ihm meistens weit nachstehend an Ordnung des Verstandes, dialektischer Kunst und Styl, nicht wenig beitrugen, sein ausgezeichnetes Verdienst in ein helleres Licht zu stellen. Dazu kam ein großes, allgemeine Aufmerksamkeit erregendes, unverschuldetes Unglück, das er mit männlichem Muthe bestand, wodurch ihm die wohlwollende Theilnahme der Deutschen in immer höherm Grade als Geschenk zufiel *). In späteren Jahren, wo Glücksfälle aller Art, häufige Vocationen, die Erhebung in den Freiherrn-Stand, die ehrenvolle Zurückberufung nach Halle u. s. w., aufeinander folgten, scheint er in der Gunst der meisten Deutschen verloren zu haben. Die Mehrheit derselben liebt nun einmal mehr die unglücklichen Gelehrten; und will auch wo

---

*) Dennoch möchte ich dem ersten Veranlasser von Wolff's Verbannung, dem wohlbekannten Joachim Lange keineswegs bösen Willen Schuld geben. Er handelte nach seiner, leider nur sehr beschränkten, Ansicht und Ueberzeugung und wollte nicht die Entfernung des Mannes, sondern nur seiner Lehre, die ihm gefährlich schien. Der ungeheure Irrthum, den er, in diesem Sinne handelnd, beging, ist klar genug und rächte sich an ihm während seines ganzen noch übrigen Lebens, indem er dadurch als ein übelwollender Ketzermacher verrufen ward. Sonderen wir aber Absicht und Erfolg, so finden wir bei ihm nur jenen Irrthum und kein sündhaftes Wollen.

möglich alle Jahre etwas Neues, was Wolff bei vorgerückten Jahren nicht mehr geben konnte. Auch sein mündlicher Vortrag wurde matter, er schien fast erschöpft und verlor einen großen Theil des frühern Beifalls.

Wolff hat nicht Leibnitzens Tiefsinn und combinirenden Geist, aber er hat ganz das, was wir ruhigen, scharfen Verstand nennen. In seinen Werken hängt alles in der festesten Ordnung mit mathematischer Strenge an einander, er ist durchaus ohne Phantasie, ohne Begeisterung, ein stiller gelassener Wanderer, der auf dem logischen Fahrwege sich nicht verirren kann. Da aber der strenge Zusammenhang einer Lehre deren innere Wahrheit keinesweges verbürgt, indem jener Zusammenhang oft nur ein formaler, ja sogar zuweilen nur ein Zahlenzusammenhang sein kann, so haben viele seiner Nachtreter in seiner Methode Mittel und Waffen der Sophistik zu finden gewußt, oder uns wenigstens bei der Aufstellung und Verfolgung ganz gemeiner Sätze nicht selten durch ein schwerfälliges Gerüst von sogenannter mathematischer Folgerechtheit belästigt, und so ist es gekommen, daß späterhin manche mittelmäßige Analytiker, oder alltägliche Spürer nach der Mechanik der Seele, (wodurch allein schon die antiphilosophische Absicht sich verräth) für Philosophen gehalten werden konnten.

§. 108.

Möge immerhin Wolff nicht frei gesprochen werden können von aller Mitschuld an diesem Uebelstand; immer bleibt sein Verdienst weit überwiegend und für alle Zeiten groß. Schon um deswillen weil er gezeigt hat, wie die einzelnen Sätze müssen gestellt werden, um zu der Demonstration des Hauptsatzes zu gelangen, wie ohne mathematische Form keine Logik gedeihen könne, und wie diese dem

gefährlichen Hinüber- und Herüberschwatzen mit Sicherheit begegne. — Was die philosophische Begeisterung selbst erzeugt kannte Wolff nicht, doch wird die ächte weder ihn zu scheuen haben noch einer Begründung durch ihn bedürfen.

Zum Schlusse noch zwei kurze Bemerkungen: Soll der Meister nach den Schülern beurtheilt werden, so steht es mit Wolff übel, denn es giebt kaum einen steifen oder seichten, süßen oder säuerlichen Schwätzer während der Jahre 1720 bis etwa 80, der sich nicht der Wolffschen Methode rühmte. Man vergesse indeß nicht, daß auch der größere Kant ähnliches Unglück erfahren hat; weniger Fichte und noch weniger F. Jacobi, indem beide gewissermaßen gar nicht nachzusprechen sind, sondern nur — nachzudenken.

Zweitens: Da Wolff längst aus der Mode gekommen ist, so wäre es wol möglich, daß er einigen Lesern völlig unbekannt sein könnte. Um diesen das Studium zu erleichtern, zu dem sie sich etwa gelegentlich entschließen möchten, werde hier das Buch genannt, in welchem er sich vielleicht am deutlichsten ausspricht. Es heißt: „Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen“ u. s. w, Halle 1720. — Der Reichthum und die Armuth seiner Lehre wird hier sonnenklar, so wie die Nothwendigkeit der Gottinnigkeit, um von Gott wahrhaft reden zu können.

---

§. 109.

Die Beredsamkeit der Deutschen war um diese Zeit auf die mannichfaltigste Weise verderbt worden, doch macht theils diese Mannichfaltigkeit, theils die Consequenz, mit der die leitenden Irrthümer verfolgt wurden, das Geschäft wichtig, einige dieser Irrwege näher zu bezeichnen.

Daß man bereits im funfzehnten Jahrhunderte gute, schlichte, kernige Prose gehabt hatte, war fast ganz vergessen worden, und wenn ja einer der gefeierten Redner der Zeit um jene alten Volksromane und ihre einfältig-gute Sprache wußte, so diente das nur um ihn zu einer desto hochmüthigern Verachtung gegen jene redlichen Autoren und zu einer desto größern Selbstgefälligkeit zu veranlassen. Man wollte eben nicht einfach und schlicht sein, sondern geputzt und gekräuselt, man war arm, darum wollte man reich scheinen, und so müssen wir leider das traurige Wort sagen, daß die meisten Prosaiker des letzten Drittheils des siebzehnten und des ersten Drittheils des achtzehnten Jahrhunderts theils in enger hemmender Steifleinwand, theils in einem jämmerlichen Bettelprunk erscheinen, und daß alle ihre Künste nur darauf ausgehen, jenen Prunk für blöde Augen imponirend zu machen. Man schien sich fast das Wort gegeben zu haben, kein natürliches Wort mehr zu reden, und das sogenannte gewöhnliche Leben, in welchem denn doch zum Glücke das Natürliche vorwaltet, scharf abzuschneiden von allem was der Kunst und der Schule zufalle. — Schon vor Lohenstein war bei Einzelnen eine heillose Putzmethode eingerissen; Er aber brachte sie auf den höchsten Gipfel, indem er selbst das Kostbare nicht kostbar genug fand, sondern nur mit dem allerkostbarsten seine Rede zu schmücken strebte. In jener elenden Zeit, wo fast alljährlich ein Viertel oder halbes Tausend Städte, Flecken und Dörfer in den Kriegen mit den Franzosen in Flammen aufgingen *), und die Armuth der Deutschen nicht selten zur

*) Wem dies übertrieben scheint, der erinnere sich nur an das einzige Jahr 1689, dessen Gräuel ich in der Biographie des ersten Preußischen Königs angedeutet habe. Und nach allen die-

Dürftigkeit wurde, funkelte es in Gedichten von Rubinen und Smaragden, Amethysten und Türkisen, indem Gold und Silber als viel zu gemein kaum als Einfassung geduldet wurde. Während die Noth mit eisernen Armen die Deutschen faßte, duftete es in ihren Romanen weichlich von Ambra, Moschus und Zibeth; man wusch sich die Hände in Nectar und badete in Rosenduft und Rosenöl. Man konnte kaum mehr einen einfachen guten Morgen oder gute Nacht wünschen, denn Titans Strahlen mußten mit dabei sein und genügend vergolden, so wie Luna's sanfter Schimmer versilbern, aber durch alle diese unächte Vornehmheit brach dann oft plötzlich wieder die Rohheit und Gemeinheit fast wie eine Zigeunerhorde hindurch, und verrieth wes Geistes Kind der Autor sei.

§. 110.

Man suchte insonderheit so viele sogenannte Realien zusammen als irgend möglich. Was man eigentlich unter diesem Worte verstand, kommt selten genau zur Sprache. Es waren meistens curiosa aus der alten und neuern Geschichte, doch fast nie aus der Deutschen, denn das Ausländische, mochte es auch noch so abgestanden sein, galt viel mehr. Je verlegener die Waare und je weiter sie hergeholt war, desto besser; nur curios mußte sie sein, denn also wollte es das curiose Zeitalter. Sehr geschätzt wurden besonders die Curiosa aus Aegypten, China, Ostindien; doch wurden auch Mexiko und Peru nicht verachtet, indem sie dem Redner glänzende Schätze bieten konnten.

---

sen fast in der gesammten Weltgeschichte beispiellosen Verheerungen, zeigte der Herzog von Crequi noch 1200 Städte und Dörfer an, welche auf Ludwigs Befehl verbrannt werden sollten.

Der Lehrer theilte gewissermaßen die ganze Welt und alle Dinge, über die sich reden ließ, in gewisse Klassen ein und stellete sie in Fächer, wie Bücher in einer Bibliothek auf, angebend zugleich, was man etwa Plausibles über dieselben sagen könne. Es hätte z. B. jemand von Drachen zu reden, so muß er im Talander (den wir weiter unten noch näher kennen lernen werden) nachschlagen, wo er unter anderm, was das Gemüth erquicken soll, lesen wird, daß Alexander in Indien einen Drachen gesehen, welcher sechszig Schuh lang gewesen und Augen gehabt so groß wie ein macedonisches Schild, daß Mammäa, die Mutter des Alexander Severus, zwei Tage vor der Geburt dieses Sohnes geträumt habe, sie bringe einen kleinen Drachen zur Welt, daß Nero einen Drachen mit eigner Hand gespeiset und ernährt hat u. s. w. Wechselt er dann die Rede, — denn wer wollte zu lange von Drachen reden? — und lenkt etwa zu Palmen und Lorbern über, so erzählt ihm der fleißige Lehrer, daß der Palmbaum Messer und Sägen stumpf machen soll, wenn man ihn zerschneiden will, weswegen er auch ein Zeichen des Friedens geworden; auch kann es nicht schaden, wenn er erfährt, daß der König von Frankreich bei dem Castrum doloris des Feldherrn Türenne viel Palmen mit Lilien umschlossen aufrichten ließ. Von dem Lorber aber soll er wissen, daß die Soldaten, bei dem Triumphwagen herlaufend, die Häupter damit umwunden hatten, so wie daß der Blitz diejenigen nicht trifft, welche mit Lorbern umwunden sind, — welche Schonung er, beiläufig gesagt, in der modernen Welt leider nicht mehr zeigt. — Und nun denke man sich einen hoffnungsvollen Jüngling mit solchen curiosis bewaffnet, im großen Hörsaale einer Schule auftreten; wie müssen die Väter der Stadt gestaunt

haben über diese und viele hundert ähnliche Gelehrsamkeitsblitze, mit denen er sie angestrahlt hat! —

Andere Lehrer glaubten, man müsse jungen Anfängern noch mehr zu Hülfe kommen und schrieben deshalb poetische und rhetorische Wörterbücher, aus denen man sich in allen Nöthen, ja selbst ohne alle Noth, Raths erhohlen konnte. Die wahre Zierde der Poesie und Beredsamkeit, ja das innere Wesen derselben bestehe — darüber waren fast alle einig — in zweckmäßigen, passenden .... Beiwörtern und solche lieferte nun das Lexicon in Fülle. Hier konnte man bei dem ersten Blicke erfahren, der Aal sei glatt, schlüpfrig u. s. w., der Adler kühn, erhaben, zur Sonne strebend u. s. w., so daß man mit einem solchen Buche in der Tasche die ganze Beredsamkeit bei sich herumtrug und gar nicht mehr irren konnte.

§. 111.

Endlich aber war man auch noch auf neue Zierrathen bedacht, und wählte dazu die Sinnbilder und Inschriften, durch die jemand mit kurzen Worten seine Ansicht oder Gesinnung hatte aussprechen wollen. Dabei mußte man aber wohl zusehen, ob dieser jemand auch ein sehr vornehmer oder doch höchst berühmter Herr gewesen sei, denn nur das Symbolum eines solchen war sicher, Glück zu machen. Ein einfacher Bürgersmann mochte sich noch so viel Schönes ersonnen haben und malen und einschreiben lassen; daran war so viel nicht gelegen. Wie aber wenn z. B. bei den Exequien des Herzogs von Savoyen, Viktor Amadeus, ein Destillir-Ofen gemalt worden war, und das heimliche Feuer, durch die herabschwitzenden Tropfen verrathen, sich vollends kund that durch die Beiworte: Imbribus incendia prodit (durch Thränen wird das Liebesfeuer

kund), wer konnte hier ungerührt bleiben? Wie wenn ein vornehmer Minister, der zu der traurigen Erkenntniß gekommen war, daß er nichts gelte ohne des Fürsten Gnade, eine Sonnenuhr malen ließ, die nichts zeiget wenn die Sonne nicht scheint, mit den Beiworten: Si aspicis, aspicior; — oder wenn ein mühseliger Staatsminister eine Uhr zeichnete, von außen schön geputzt; doch mit den Beiworten: Nulla quies intus, wer bewunderte nicht den Scharfsinn? und was ließ sich alles darüber sagen! — oder wenn Heinrich III., erst König von Polen, dann König von Frankreich, zwei Kronen auf die Erde, und eine dritte in den Himmel hinein malen ließ mit der Beischrift: Manet ultima coeli — wer hätte sich damals nicht gefreuet, daß ein so mächtiger Fürst doch auch noch die Himmelskrone in allen Ehren hielt? Es war freilich seine Schuldigkeit; doch immer löblich.

§. 112.

Was etwa Sinniges in solchen kleinen Gemälden und kurzen Sprüchen liegt, soll gern anerkannt werden; daß aber ein Redner, der an dem Geländer solcher Inschriften einher geht, höchst frostig werde, bedarf des Beweises nicht. So dachten aber die damaligen Redner nicht, sondern sie glaubten eben durch diese häufig eingestreuten Sprüche ihren Orationen das eigentliche Salz zu geben. War deshalb z. B. eine Rede zu halten bei einer Hochzeit oder bei einer Leiche, so erkundigte sich der aufgeregte Sprecher sorgfältig, was etwa bei solchen Gelegenheiten in London und Amsterdam, Paris und Turin gemalt und geschrieben worden war, erzählte das den freudigen oder traurigen Zuhörern, machte einige Bemerkungen darüber, und ließ sich gern anstaunen.

Einige Redner gingen noch weiter, und suchten in

ihren Orationen wo möglich alles anzubringen, was in ihrem Kopfe oder in ihren Heften über den Gegenstand sich finden ließ: Realia im Allgemeinen, Sprüche in hebräischer, syrischer, griechischer und römischer Sprache, Curiositäten aus Pegu und Peru, Inschriften aus Picinelli mundo symbolico und dem theatro Europaeo, Wort- und Tonspiele u. s. w. Man wollte nicht umsonst so viel gelernt haben; es sollte auch um jeden Preis angebracht werden.

Solche Männer gab es viele, z. B. Christian Schröter und Männling. Der erstere schrieb eine „Anweisung zur deutschen Oratorie, nach dem hohen und sinnreichen Stylo des vortrefflichen Herrn von Lohenstein," Leipzig 1704, in welchem eine an Anbetung gränzende Verehrung für das genannte Muster zu finden ist. Ergötzlich scheint insonderheit seine Anweisung Briefe zu schreiben, indem eines der dort aufgestellten Ideale also beginnet: „Wohlgebohrner, insonders hochzuehrender Herr. Das Leben des Menschen ist einer Zuguhr nicht unähnlich" u. s. w. wobei nur zu fürchten ist, daß der wohlgeborne Herr sich nicht augenblicklich wird in die Zuguhr hinein versetzen können. —

Männling überbietet Schrötern noch, und hat sein ganzes Leben der Bewunderung Lohensteins gewidmet, auch einen Arminius enucleatus geschrieben, dessen Zuschrift also beginnt: „Was Artemisia für ein lebendig Grabmahl ihrem geliebten Mausolo aufgerichtet, welches auch die Kostbarkeit des künstlich erbaueten Mausolei, wie das Gold den Messing, das reiche Peru die arabischen Sandwüsten, und der Tag die Nacht übertraf, indem sie dessen verbrannte Asche, mit dem Perlenwasser ihrer heißen Thränen vermischt, ihren täglichen Labetrunk sein ließ, um auf diese Art den Todten in sich einzuscharren, und wie Tancredo das Herz Guiscardi in ein güldenes Grab, sie ihren Mausolum, wel-

cher ihr im Leben über alles das vollkommenste gewesen, unter ihr Herz zu legen sich auf die Weise bemühete; dies ist ein Heiligthum der Alten, ein Wunder der Welt, und ein Gedächtniß der unvermoderten Liebe, welche keine Livia wird übertreffen, kein Awacer in Guyana verbessern, kein Zeitenschwamm auslöschen, und kein Andenken vergessen heißen; so gar daß wann schon alle Marmelseulen der Alten, alle Pyramiden Egyptens, alle Prachtgräber Siniens werden ein Ziegelgraus der Einäscherung werden, hier doch das Echo der Liebe unvergeßlicher soll ausrufen, was bei dem Grabe Coeciliae an der Via Appia es vormals ertönt: Coecilia, semper honor nomenque tuum laudesque manebunt; geliebter Mausolus, dein Ruhm, dein Name, dein Lob soll nimmermehr untergehen" u. s. w. Diese Stelle, auch sonst schon bewundert, kann genau bezeichnen, wie sich der pseudo-vornehme, gelehrte, ausgestopfte, langgeschweifte, in einander sich schlingende und verwickelnde Styl ausnimmt.

§. 113.

In einer andern Rede, die sich in den „Reden großer Herren" findet, treffen wir in elf Zeilen 1) den Xenokrates, 2) die Frage wie viel hunderttausend mal die Buchstaben im Alphabet sich versetzen lassen, 3) den Aristomachus, 4) die Anatomie einer Fliege, 5) den Barbonius, 6) die Keule des Herkules, 7) den Bart des Ajax, 8) die Mütze des Ulysses, 9) den aufgeweckten Sohn des Cicero, 10) den Cratippus, und 11) zwei Zeilen in lateinischer Sprache. Dieser Redner scheint alle anderen übertreffen zu wollen, denn er führt ganze Frachtschiffe voll bleierner Gelehrsamkeit nebst einigen Heuwagen voll pedantischen Witzes herbei.

Auch jene nüchterne Wort- und Tonspiele, an denen insonderheit die Pegnitzschäfer in Gedichten und Reden sehr

reich waren, schadeten der Würde des Styls sehr, und es bedarf dazu kaum eines Beispiels, da sie sehr häufig zu finden sind *).

Was aber noch traurig-wichtiger ist als aller vorhergehende Uebelstand, erscheint uns in dem häufigen Mangel an würdiger Gesinnung und gediegener Gemüthsfreiheit, einem Mangel, den wir leider bei den meisten damals auftretenden Rednern bemerken. Wir zweifeln nicht, daß manche derselben sonst recht wackere Männer gewesen sind, aber das Unglück ist, daß sie, sobald sie den Rednerstuhl besteigen, in eine unmäßige Bewunderung, in eine Art von Anbetungsfieber verfallen. So sagt z. B. Riemer von dem vortrefflichen und bescheiden großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, es sei sein geringstes Lob, daß er unübertrefflich gewesen, Scipio's, Hannibal's, Cäsar's Thaten seien gegen die seinigen Kinderspiele, ja alle Helden Griechenlands und Roms hätten unter ihm im Feld und in Belagerungen kaum als — Unterofficiere gelten können!!

§. 114.

Samuel von Königsdorf, Syndicus der Stadt Breslau, damals allgemein anerkannt als ein Muster in der Rhetorik, hielt 1705 eine öffentliche Rede auf den Tod des Kaisers Leopold I., in welcher gleich anfangs sämmtliche Zuhörer wie mit Donnerkeilen beworfen werden. „Sogar," heißt es unter andern, „sind die Länder verwüstet und die

---

*) Die Lieblingsfiguren der Pegnitzischen Schäferberedsamkeit finden sich fast auf jeder Seite der „betrübten Pegnesis;" selbst in der bekannten Inschrift am Eingange des poetischen Irrhains bei Nürnberg heißt es mit langweiliger Tändelei: „Steh, Fremder, und vernimm, eh man dich nimmet ein" u. s. w.

Städte umgekehret, daß die Erde ihre vorige Gestalt verloren und den Einwohnern nichts als das allgemeine Elend übrig verblieben! Die Wasser sieht man von Blute aufgeschwellet, und der Ocean wird bald dem rothen Meere seinen Namen zweifelhaft machen. Seine Fluthen verschlingen ganze Flotten; dadurch wird der Abgrund seicht u. s. w." Abgerechnet, daß auch in diesem Pathos schon eine störende Spielerei sichtbar ist, hält sich der Verfasser auch nicht auf dieser schwindelnd kahlen Höhe, sondern streut mitunter sehr wohlgemeinte aber fast komisch ausgedrückte Bemerkungen ein; und ist unerschöpflich in Behauptungen, die Niemand auf der weiten Welt bezweifelt, z. B.: „Die Thränen schwächen so gewiß die Kräfte der Seelen als der Augen, und des Parrhasius Gemälde würden zu der berühmten Schönheit nicht gelanget sein, wenn er bei deren Verfertigung, anstatt des Singens, geweinet hätte." — Mit Recht rühmt er auch diejenige Tapferkeit, welche nicht sowohl im Thun als im Leiden besteht; setzt aber leider fast lustig-platt hinzu: „Diese ist eine harte Speise so nur die stärksten Mägen verdauen können," wobei wohl jedem unwillkührlich der Strauß einfällt, der allerdings in mancher Beziehung als Symbol der damaligen Zeit betrachtet werden kann.

Den Kaiser genugsam zu loben scheint dem Redner unmöglich; doch nennt er ihn fürs Erste den Großen, als verstehe sich das von selbst, sodann den Atlas, welcher die fallende Welt bisher noch aufgehalten habe; endlich spricht er ihm jede Tugend zu, welche überhaupt ein Mensch besitzen kann. Allein was ist das alles für ihn, der viel mehr sagen möchte, als alles? *) —

*) Dennoch möchten wir diese Rede nicht ganz verwerfen

§. 115.

Dieselbe Unmäßigkeit im Loben, ja eine noch größere und widrigere finden wir in Benjamin Neukirchs Rede auf den Tod der ersten preußischen Königin Sophie Charlotte. Der Verfasser hatte sich ganze zwei Jahre Zeit gelassen, denn sein Werk erschien 1707; war aber auch dafür ein Muster von geschmackloser Galanterie und widriger Vergötterungssucht. Es ist mit diesem Worte leider ein völliger Ernst, indem er fast nie von ihr redet wie von einer Frau, sondern gradezu und ungescheut wie von einer Göttin. Ja wir dürfen kaum sagen „wie" von einer Göttin, denn er nennt sie gleich von vorn herein eine solche. Dennoch möchten wir auch ihn keinen Schmeichler nennen, denn der nicht bloß in Armuth, sondern in der größten Dürftigkeit lebende Verfasser (vergleiche den Abschnitt über ihn) hatte niemals von seiner Heldin auch nur das geringste empfangen, und war niemals auch nur eines Wortes von ihr gewürdigt worden.

§. 116.

Den meisten Ruhm als Redner scheint indessen der kurbrandenburgische Staatsminister von Fuchs erlangt zu haben, ein Mann, der allerdings auf seinem hohen Platze viel ge-

---

und ihr wenigstens manchen Vorzug vor vielen gleichzeitigen einräumen. Königsdorfs Vaterlandsliebe ist wahrhaft ehrenwerth, denn sie ist gründlich, und seine Darstellung mancher widerrechtlichen Feindseligkeiten, welche die Krone Frankreich während des siebzehnten Jahrhunderts gegen Deutschland ausgeübt hatte, vollkommen richtig und historisch wahr. — (Ob eine Ausgabe der Königsdorf'schen Reden existirt, ist mir nicht bekannt; die angeführte findet sich in Gottscheds Redekunst; 5te Aufl. 1759.)

gewirkt hat, obwohl die Urtheile über ihn in mancher andern Beziehung nicht immer gleichmäßig günstig lauten. Auf ihn sahen die deutschen Redner mit einem ganz besondern Vergnügen, denn er hatte so ziemlich alles was sie wünschten. Er war von bürgerlicher Herkunft, hatte aber durch seine Wissenschaft den Adel erworben, ein Umstand, der damals so selten war, daß manche deutsche Schriftsteller darüber vor Freuden außer sich geriethen. Ueberhaupt war er so sehr gefeiert, daß man sogar in topographischen Büchern anführte, auf welcher Universität die höchst verehrliche Excellenz studirt habe *). Dabei hatte der Mann auch die Freude, bei vielen hohen Festen und wichtigen Staatsangelegenheiten Reden zu halten, an denen selbst der Neid nichts auszusetzen hatte. Eine der berühmtesten, welche sich auch in vielen Anweisungen zur Oratorie als höchstes Muster aufgezeichnet findet, ist die, welche er am 14. Junius 1688 an die im Schlosse zu Berlin versammelten Stände hielt, welche Friedrich III. huldigen wollten.

Wirklich ist die Eintheilung und Anordnung der ganzen Rede besser, als man sie in der damaligen Zeit gewöhnlich findet, und man sieht den Geschäftsmann, der sich möglichst kurz fassen will; da aber dergleichen noch nicht das gehörige Entzücken hervorzubringen pflegt, so erregt er dieses durch die vornehme Buntheit der Sprache, indem er z. B. von dem verstorbenen großen Kurfürsten sagt, daß er mit mehrerm Rechte als jener römische Kaiser die „Liebe und estime" des ganzen menschlichen Geschlechts genannt zu werden verdiene. Der neue Kurfürst aber sei nicht minder gütig, indem er von seinem Rechte „die vorher began-

*) S. Marpergers geographische Beschreibung der dem K. Pr. Scepter unterworfenen Länder, Berlin. 1710, S. 36. Zu Duisburgs Ruhme.

genen Lehnfehler zu bestrafen, abgestanden, denen daraus erwachsenden emolumentis genereusement renunciret, und nicht allein alles was darunter vorgegangen und noch zu vindiciren offen stände, condoniret" u. s. w. — Damit aber auch niemand den gehörigen Witz vermisse, so erklärt er, daß, da auf Friedrich Wilhelm, Friedrich der Dritte folge, man auch erwarten dürfe, daß der Höchste den bisher genossenen Frieden und Segen dreifach vermehren werde.

„Könnte wohl, ruft am Schlusse der ganzen Oration Talander aus, eine Rede politer und netter abgefaßt sein? Da ist kein periodus, in welchem nicht ein sonderbares Persuasorium stecket; und hat sie durch und durch so viel Anmuth und Majestät des Styli in sich, daß man selbige mit höchstem Vergnügen durchlieset." Allein mit solchen Ausrufungen begnügt sich der eifrige Lehrer nicht, sondern er zeigt in einem besondern Abschnitte die Vortrefflichkeit der Disposition, und wie auf die Explicatio intentionis, in der Amplification der Oration die argumenta persuasoria folgen, und zwar zwölf an der Zahl, damit wenn etwa einige derselben nicht genügend wirken, doch die anderen siegend hervortreten.

Betrachten wir jetzt diesen gefeierten Lehrer der Redekunst näher.

§. 117.

August Bohse,

(geb. zu Halle 1661, gest. als Professor zu Liegnitz, um 1730.)

Er war (unter dem Namen Talander) einer der fleißigsten Vielschreiber, welchem das Traurige nachgesagt wird, er sei der erste in Deutschland, der die Schriftstellerei als einziges Mittel zum Brodterwerb gebrauchte. Wie gut wenigstens, daß eine solche Erscheinung erst so spät

eintritt, und daß auch nicht ein einziger der früheren Dichter den Ruf veranlaßte, den Gegenstand seiner höchsten Liebe zu einem bloßen Mittel für irdische Zwecke herabgewürdigt zu haben. Bohse gehört zu jenen unglücklichen Menschen, die bei geringem Talent, mannigfaltigen Kenntnissen und großer Belesenheit, doch nie zu etwas Rechtem gelangen, weil sie überhaupt nichts Festes, Umfassendes, Harmonisch-Erregendes und Beruhigendes zu ergreifen vermögen. Ohne Ruhe durchstreifte er einen großen Theil Deutschlands, und hielt Vorlesungen über Poesie und Beredsamkeit, wo man ihn nur irgend hören wollte. Am besten schien es ihm in Weißenfells zu glücken, wo ihn das damals sehr berühmte Hoftheater anzog, für welches er Singspiele verfertigte. Allein seine größte Neigung ging doch auf Romane, deren er eine große Anzahl verfaßte, von denen Koch (S. dessen Compendium, Theil II. S. 251.) ein und zwanzig namentlich anführt. Diese Zahl mag allerdings nicht ganz außerordentlich scheinen; doch ist zu bedenken, daß dergleichen altdeutsche Romane gewöhnlich die Form und den Umfang von — Schellers Lexicon haben; so wie denn auch selbst der fleißige Koch unmöglich alle hat auffinden und aufzeichnen können. Es ist genug, hier nur folgende anzuführen:

Der getreuen Bellamira wohlbelohnte Liebesprobe, oder die triumphirende Beständigkeit, Leipzig 1692.

Schauplatz der unglückselig Verliebten unter der Regierung Karls VIII.

Der Liebes-Irrgarrten, in welchem hoher Personen unterschiedene Liebesgeschichten vorgetragen werden, 1724.

Von diesen Romanen ist weiter nichts zu sagen, als daß sie in der damals ganz gewöhnlichen Unform gehalten, dem Publikum, welches leider schon damals nach Zeitver-

treib (welch ein häßliches Wort!) sich um sah, ziemlich wohl gefielen. Im Styl schien er anfangs Lohenstein, dann den Herzog Anton Ulrich nachzuahmen; doch steht er beiden weit nach, da er leider die höchste Buntheit der Sprache für galant hielt.

§. 118.

Nicht befriedigt durch sein Beispiel zu schaden, sorgte er auch bald dafür, seine Irrthümer in eine Art von System zu bringen, weshalb er ein gewaltiges Lehrbuch verfertigte, welches in der zweiten Auflage den Titel führt: „Talanders neu erläuterte Teutsche Redekunst und Brieffverfassung, oder Aufrichtige Anleitung, wie sowohl bei Hofe, als auch in bürgerlichen Angelegenheiten ein geschicktes Compliment, gute Oration, und wohlfließender Brief einzurichten, Alles mit genugsamen und vielen neuen Exempeln, so in voriger Edition nicht gewesen, gezeiget, und denen Liebhabern der teutschen Oratorie und Brieffstellung aus dem Kern der Teutschen Sprache zu beliebender Nachahmung mitgetheilet" Leipzig, 1700. In diesem Werke, welches außer dem weitläufigen Register 1368 Seiten enthält und dessen furchtbar langer Titel schon einigermaßen den Geist bezeichnet, der hier hauset, werden die gelehrigen Herrmanns-Enkel in die Schule genommen, und unterrichtet, wie man das machen soll, was man eigentlich nie machen soll: Complimente. Sie werden gründlich belehrt, daß zu einem rechten Complimente 2 Stücke gehören: die Insinuation oder die Einschmeichelung, wodurch man des zu Bekomplimentirenden Ohr gewinnen, und die Proposition oder der Vortrag, durch den man andeutet was man eigentlich von dem andern haben will; fast immer ist jedoch auch noch ein drittes Stück: das Votum, oder der Wunsch, die Recommendation der Sache anzuhängen.

Schon früher hatte der oft genannte Christian Weise in seinem „politischen Redner" gezeigt, wie man solche Dispositionen der Complimente, in einen Syllogismus einzuschließen vermöge. „Die Insinuation, sagt er, giebt mir Majorem, die Proposition ist Minor; und der conclusion, welche aus den Praemissis folget, wird das Votum oder die Recommendation hinten angehenket" *).

§. 119.

Bei so bewandten traurigen Umständen würde es unbegreiflich sein, wenn sich niemand gefunden, der den dargebotenen reichhaltigen Stoff zur Satyre nicht benutzt hätte. Indessen haben wir lange vergeblich nach einem solchen muntern Autor gesucht, und uns nur durch die Vermuthung getröstet, die Satyre werde wohl meistens im Stillen geblieben sein, da die gutmüthigen Deutschen sich ehedem scheueten, Schriftsteller, welche in Amt und Würden — besonders in geistlichen — standen, als Gegenstand des Scherzes namentlich auf- und anzugreifen. Dennoch haben wir

---

*) Um doch eine Probe zu geben von dem, was nach dieser und ähnlichen angeführten Dispositionen herauskommt, möge hier ein als klassisch angeführtes Abschiedscompliment an einen vornehmen Patron, der uns etwas aufgetragen hat, stehen: „Ich werde dann bei Ew. Excellenz mich nochmals unterdienstlich recommandiren und gehorsamsten Abschied nehmen: Und wie ich, nebst schuldigster Danksagung vor alle genossene große civilité, von Hertzen wündsche, daß Ew. Excellenz jedesmahl bei erfreulichem Wohlwesen nebst dero gesamten Familie durch Göttliche Protection möge erhalten werden, also will nicht manquiren, die von Ew. Excellenz mir geneigt aufgetragenen Commissionen gehorsamst auszurichten." — Ob der unglückliche Minister, der solcherlei süßliche, bunte, pedantische Rede anhören muß, darüber in eine gelinde Verzweiflung geräth; der Gedanke ficht den Verfasser nicht an.

endlich einen gefunden, der zwar nicht eigentlich als Satyriker, wohl aber als ein freier Mann zu betrachten ist, der sich zuweilen mit guter Laune und harmlosem Spaß über das ganze rhetorische Wesen seiner Zeit lustig machte.

Es erschien nämlich zu Merseburg im Jahr 1689 ein Werk, das, gewöhnlich nur „der kurzweilige Redner" genannt, auf dem zweiten Titelblatte, die ausführlichere Aufschrift führt: „Der verbesserte und fast auff den dritten Theil vermehrte Lust-Redner, darinn die ernsthafften Regeln der neuesten Rede-kunst mit lächerlichen Exempeln erläutert sind, der müden Jugend zu besserem Gedächtniß der Rhetorica, allen andern aber zu einem lehrreichen Zeit-Vertreib, befördert und verlegt durch Christian Fordergern, Buchhändler."

Der Autor thut sehr unschuldig, und als trübe er kein Wasser; auch war keines zu trüben, sondern nur dessen Trübheit zu zeigen. In den gewöhnlichen Lehrbüchern ging alles nicht bloß überaus ernsthaft, sondern auch höchst gravitätisch zu, und die Jugend wurde insonderheit auf das inständigste und fast mit Thränen beschworen, in allen jemals zu haltenden Reden nicht bloß über alle Maßen höflich zu sein, sondern viel mehr als höflich, wobei noch vorzüglich eingeschärft wurde, die höchst ernsthaften Standesverhältnisse ja doch auch höchst ernsthaft und allenfalls mit einiger Angst zu behandeln. Dadurch mußte denn freilich die Jugend ein wenig „müde" werden, und der Verfasser des kurzweiligen Redners hat wohl nicht unrecht, wenn er sie als solche begrüßt, um sie dann durch sein Buch wieder etwas aufzufrischen.

§. 120.

Er scheint die Bemerkung gemacht zu haben, daß eben aus den allerernstesten Standesverhältnissen der beste Scherz

hervorgehe (wie Jean Paul sehr richtig behauptet), und von diesem Gedanken geleitet hat er in seinem ganzen Buche ziemlich leichtes Spiel. Seine Redner sind meistens Bauern, Dorfschulmeister, Kuhhirten u. s. w., die, ohne es zu wissen, sämmtliche Regeln der auserlesensten und langweiligsten Lehrbücher auf die kürzeste Art befolgend parodiren. Daß er aber damit wirklich necken will, spricht er, wie billig, nicht mit dürren Worten aus, und so scheint es, als habe man ihn sein Wesen ruhig treiben lassen, oder, falls man wirklich es übel nahm, doch Bedenken getragen, ihn anzugreifen. Dazu kommt noch, daß er sehr reich an lustigen Geschichten und Anekdoten ist, die er so harmlos in seine Redekunst hineinwebt, daß selbst der Uebelnehmende nicht recht zum Zürnen gelangen kann. Auch eine Komödie flicht er ein (Th. I. S. 311.), in welcher Molieres Kranker (leider) weit überboten wird, und am Schlusse derselben sagt er gelassen: „Mir ist nicht sowohl um das Spiel als um des Dolo allegorische Reden zu thun gewesen, damit dieser Figur auch rechte Satisfaction geschehen möge."

Leider müssen wir indeß hinzu setzen, daß dieser Autor, der eine Gattung von Geschmacklosigkeit, die gesteifte Pedanterie, oft so glücklich bekämpft, zuweilen in eine andere verfällt, in das Rohe und Obsolete: ein Unglück, das freilich damals nicht selten war, da die Lustigkeit ein Vorrecht zu haben glaubte, das ihr aber nimmermehr eingeräumt werden darf, schon um deswillen, weil, gestände man es ihr zu, sie sich selbst vernichten würde.

Den Namen des Verfassers kann ich nicht mit Gewißheit angeben. C. Weise, den der sehr alte Einband des vor mir liegenden Exemplars mit goldenen Buchstaben nennt, ist es in keinem Fall. Ob Johann Riemer (gest. als Prediger zu Hamburg 1714) möchte ich gleichfalls be-

zweifeln, wenn es nicht etwa zwei Redner dieses Namens giebt, denn schwer ist zu glauben, daß der durch seine widrig geschmacklose Rede auf den großen Kurfürsten berüchtigte Riemer sich jemals sollte zu so heiterer Laune gestiegert haben, als in dem kurzweiligen Redner zu finden ist. Ist er es aber dennoch, so besitzen wir von ihm auch noch eine Schrift, deren Titel gemein-sprüchwörtlich geworden ist: „Reime Dich oder ich fresse Dich" 1673. — Ich kenne dieses Buch nicht; doch rühmt es Morhof in seinem Unterricht S. 396.

§. 121.

Rückkehrend zu Talander bemerken wir ferner, daß dem wohlmeinenden Mann auch noch eine andre schwere Sorge am Herzen lag. Die Deutschen sollten Briefe schreiben lernen, und er giebt deshalb eine Menge Muster nach seiner Art, um ihnen deutlich zu zeigen wie sie sich in solchen Aengsten zu benehmen haben. Er geht hiebei dergestalt in das Detail, daß er sich sogar den sehr bedenklichen Fall setzt, es habe sich ein junger Mann in der „vornehmen Gesellschaft" eines zarten Frauenzimmers — „grausam betrunken," weshalb er am andern Tage auf ein Entschuldigungscompliment sinnen muß. Einem solchen halb verzweifelnden Jüngling greift der Verfasser hier gutmüthig unter die Arme, und schreibt für ihn einen Brief, durch den die fatale Sache wieder ins Gleis gebracht wird. (S. Latona Th. II. S. 303. f.)

§. 122.

Nicht selten schon sind uns im Laufe dieses Werkes Männer begegnet, die, wie Talander, nicht bloß durch That, sondern auch durch Lehre schadeten; allein ihre Zahl ist bei

weitem noch nicht erschöpft, und wir müssen bei dem über-aus traurigen, oft jedoch recht lustig-traurigen Zustand der damaligen ästhetischen Kritik noch ein wenig verweilen. Das einzelne Gute und Gründliche, was in Opitzens kritischen Schriften sich befindet war fast vergessen, und man suchte nach bequemeren Pfaden. Es erschien ein poetischer Trichter, welcher die Kunst zu dichten „in sechs Stunden eingießen" sollte, (Nürnberg 1650). Als Verfertiger des Trichters wird Harsdörfer genannt, doch ist es merkwürdig, daß er in dem von ihm selbst verfaßten Verzeichniß seiner Schriften denselben nicht anführt (S. das angeführte Werk von Amarenthes). Was ein Buch mit einem solchen Titel lehren könne ist wohl durch sich selbst klar. Die Poesie muß sich bequemen als Magd bei der Moral zu dienen, und man muthet ihr zu, sich noch zu bedanken.

Klai und Birken wandeln auf ähnlichen Wegen, doch zeigt sich hie und da eine Ahndung von etwas Höherm. Buchner in seinem kurzen Wegweiser zur deutschen Dichtkunst, herausgegeben von Götzen (Jena 1663), sagte schon rund heraus: „Der Poet soll die Dinge so vorstellen, als es ihr äußerliches Wesen und der Augenschein mit sich bringt" und schien zu glauben, man könne sich damit zufrieden geben. Balthasar Kindermann betrachtet in seinem „Deutschen Poeten" (Wittenberg 1664) die Dichtkunst lediglich als ein Mittel, bei Hochzeiten, Kindtaufen und Leichen sich hören zu lassen, wodurch man oft bei großen Herren sich beliebt machen könne. Da aber nicht jedermann bei solchen Gelegenheiten gute Gedanken habe, so streckt er diese aus seinen Mitteln vor. Die Form der Poesie lehrt er, wie man etwa Kinder lehrt, Vögelchen und Schiffchen aus Papier zu verfertigen.

Der Magister Albrecht Christian Rothe sagt in

seiner „vollständigen Deutschen Poesie," welche zu Leipzig 1688 in 3 Theilen erschienen ist: „Die Poeste ist eine Nachahmung menschlicher Verrichtungen, in so fern dieselben in's gemein betrachtet werden, in einer angenehmen Rede vorgestellt, damit böse Gemüthsregungen durch dieselbe möchten gereinigt werden."

§. 123.

Was Christian Weise als Kritiker an den Tag gebracht, ist oben bereits angedeutet worden; noch unter ihm steht Neukirch, der in der Vorrede zu der sogenannten Hofmannswaldauschen Gedichtsammlung ohne Scheu erklärt, die Schönheit eines Gedichtes bestehe in den guten, prächtig klingenden Beiwörtern, bei welcher Gelegenheit die „donnerharten Flammen," welche sich leider in einem Trauerspiele von Gryph finden, wie billig als zu hart anerkannt werden. Wirklich aber erschienen den meisten Dichtern die Beiwörter als die Hauptsache, so daß sie es sogar für gemein hielten, wenn dieselben nicht mit vollen Händen ausgestreut wurden. Man durfte z. B. nicht mehr geradehin sagen „der Minister," sondern stets der kluge, viel erfahrene, erleuchtete u. s. w.; nicht mehr „der Mund," das würde ärmlich lauten; aber der wohlredende, rosige, honigreiche u. s. w. kann des günstigen Erfolgs gewiß sein. — Es ist überaus widrig durch ein solches todtes Meer von farblosen Gleichnissen und welken Redensarten zu waten; nur vergesse man nicht, daß — dieser Uebelstand im achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderte noch immer häufig genug vorkommt.

Im Jahre 1703 gab Gottfried Ludwig dem erfreuten Publikum eine „Deutsche Poesie dieser Zeit, in Fragen und Antworten," in welcher nach vielem weitläufi-

gen Gerede endlich der wirklich gute und einfache, wohl tausend mal nachgesprochene Gedanke erscheint, die Poesie müsse „vom Herzen kommen um zu Herzen zu gehen.“ Bald darauf aber scheint der Verfasser seiner frühern Einfachheit überdrüssig zu werden, und liefert, mit vorzüglichem Scharfsinn, ein Kapitel mit der Ueberschrift: „Von noch besonderen Gedichten,“ in welchem dieselben eingetheilt werden: in Brautmessen, Dramen, Jägerlieder, Bergreihen, poetische Wälder, Brautsuppen oder Gedichte nach dem Hochzeittage (wobei mitunter sehr zart gescherzt wird), Anfingungen u. s. w. Hie und da zeigt der Verfasser, daß er von der Haupttugend der Deutschen, der Geduld, wenig besitze: so wird er bei dem Artikel „Drama“ ordentlich verdrießlich und sagt: „es sei gar zu weitläufig davon zu handeln.“ Deshalb erläßt er sich die intrikate Sache.

Nach Hübner und Uhse muß sich die Poesie bequemen, nichts weiter zu sein als die Kunst zu reimen, wobei von Ersterem obendrein noch geseufzt wird, daß dergleichen Procedur so schwer sei *). Menantes fügt indeß den schlimmen Trost bei, daß man durch wohlfeile Späße siegen könne.

§. 124.

Wenden wir uns jetzt zu einem Schriftsteller, der, so oft er uns auch durch Geschmackwidrigkeiten zurückstoßen möge, durch Originalität, seltsame Geist- und Ungeistfülle und Witz und Aberwitz, den Blick des Betrachters nicht ermüden läßt.

---

*) Ueber diese Autoren und einige Gleichzeitige wird im folgenden Buche noch gesprochen werden müssen.

Abraham a Sancta Clara, mit seinem weltlichen Namen Ulrich Megerle,

(geboren unweit Möskirchen in Schwaben 1642)

trat in den Orden der Augustiner Barfüßer, erwarb sich bald großen Ruhm im katholischen Deutschland, wurde nach Wien berufen, und daselbst kaiserlicher Hofprediger und Liebling des Volks und des Fürsten. Er starb 1709.

Selten hat sich die traurige wechselseitige Abneigung der Katholiken und Protestanten so deutlich ausgesprochen als in der Ansicht über diesen vielberühmten Mann, denn während die ersten größtentheils ihn als eine wahre Säule der Kirche, als einen überaus geistreichen und in der popularen Redekunst musterhaften Prediger und Schriftsteller betrachteten, wurde er von den letzteren fast nur mit Spott als ein abergläubiger Schwätzer und possenhaft alberner Witzling verschrien. Das Unrecht war auf beiden Seiten, auf der letztern aber das größere.

Auch von diesem weniger gekannten als bespöttelten Schriftsteller — so schrieb ich bereits 1805, um ihm doch endlich einmal einige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, — gelte das Wort, daß ein bedeutender und mit eiserner Consequenz durchgeführter Irrthum von weit höherm Talent zeige und für den Geschichtforscher ungleich lehrreicher sei, als eine gewisse correkte Mittelmäßigkeit, an der nichts zu tadeln und nichts zu loben ist. Seine Beredsamkeit gefällt sich nur in dem Streben nach Effect, und verschmähet selbst die bizarresten Wendungen nicht, wenn dieser erreicht werden kann. Ueberall ist die mit vieler Kraft und Gewandtheit verbundene Bemühung um Witz und Laune sichtbar, und in dieser Richtung scheint er sich zuletzt so zu verfestigen, daß selbst sein höchster Ernst fast immer nur wie ein

potenzirter Spaß klingt, und ihn selbst im leidenschaftlichsten Moment der Rede die künstlichsten antithetischen Wendungen unterbrechen und aus dem Geleise bringen. Die Liebe zum Wortspiel ist bei ihm so groß, daß er ohne Zweifel lieber eine Idee als ein solches Spielwort fahren lassen dürfte, doch muß er dann dafür auch leiden, daß die Worte zuweilen auch wohl mit ihm spielen.

§. 125.

Diese Bemerkungen, obwohl an sich richtig, erschöpfen den Gegenstand nicht. Abraham hat fast alles was zu einem Volksredner gehört: Kenntniß vom Umfange der Sprache, in so weit er, als strenger süddeutscher Papist, damals sie haben konnte, Leichtigkeit sie zu gebrauchen, Lebhaftigkeit und Frischheit des Tons und nicht selten farbige Mannigfaltigkeit. Er hat fast alle ihm dem Ordensbruder zugängliche Werke des Alterthums gelesen, und weiß selbst die trockensten Data auf eine gutmüthige Weise zu beleben, er ist mit dem System des Kirchenglaubens, auf das er geschworen, so ganz vertraut, daß es bei ihm bis zur mathematischen Sicherheit gekommen ist. Er weiß genau was er sagen darf und was nicht; ist aber kühn genug, mehr zu wagen, als tausend andere, theils weil er, von hurtigem Geist beseelt, überhaupt fröhliche Kühnheit liebt, theils auch weil die Neigung des Volks und die Gunst des Kaisers ihn schützte. Er hat die Geschichte der Welt studirt; die alte freilich nur um einiger Lehrsprüche und Curiositäten willen; die neue, um der Kirche willen, die ihm als Mittelpunkt der Welt erscheint. Er ist reicher an historischem Stoff als vielleicht irgend ein Pater seiner Zeit, aber er weiß diesen Stoff stets für seinen Zweck zu benutzen, und ihn oft auf eine frappant willkührliche Weise für sich

zurecht zu machen. Oft werden wir diese Willkühr, mit der er hier verfährt, sehr tadeln müssen; nicht selten aber auch Freude haben an dem fröhlich combinirenden Witz, mit dem er den Stoff behandelt. Er kann höchst lästig werden, wenn er gewisse, fast möcht ich sagen: vermooste, eiserne Ansichten und Grundsätze des Papismus wie biblische Glaubenswahrheiten hinstellt, wiederholt, und wieder wiederholt, und abermals wiederholt; aber er ist angenehm und liebenswürdig, sobald er sich für Momente von diesen Ketten befreit. Mit wackerer Freimüthigkeit schildert er die Zeit, die er wirklich in mancher Hinsicht überschaut, er schont keines Standes, sondern lieset einem jeglichen das ihm zukommende Strafkapitel, selbst den Priestern seiner Kirche, obwohl die ihm sonst über alles gehen, und eine durchaus göttliche Würde bekleiden, indem sie ja — wir erschrecken mit Recht vor dem entsetzlichen Worte, das er oft genug ausspricht — in jeder Messe Gott zwingen können, sich in Brodt und Wein zu verwandeln. Aber er trennt die Würde von den Personen und die letzteren greift er oft mit den stärksten Worten an.

Dasselbe gilt von den Vornehmen und Reichen, von den Schlemmern und Prassern, von den Faulen, die sich weder um Staat noch Kirche bekümmern, von den untreuen Dienern des Kaisers, mögen sie auch die höchsten Aemter bekleiden, und er ist unerschöpflich an Salz und Lauge, so oft er auf jene Personen kommt.

§. 126.

Ueberhaupt ist er fast immer ächt und tüchtig, sobald er über einzelne Kapitel der Moral redet, und in den köstlichen Lehren von Gottes Segen, der bei allem menschlichen Thun und Lassen allein entscheidet, von dem getrosten Muthe,

und der frischen unbesiegbaren Heiterkeit im Glauben, welche die Grundlage im Charakter eines Christen bilden soll, ist er oft wahrhaft poetisch und rein religiös, sobald man nur nicht etwa die Poesie und Religion in vornehm und erhabenen klingenden Worten sucht.

Es giebt eine Menge Anekdoten über ihn, von denen gewiß zwei Drittheile ersonnen sind; alles aber läuft darauf hinaus, daß er von Manchen — z. B. unter den Jesuiten — sehr gehaßt, von den Meisten aber sehr geliebt wurde. Der Haß richtete nichts gegen ihn aus, denn sein Leben war unbescholten, er war nie reich, und wollte es nicht sein, seine steigenden Würden machten ihn nicht stolzer, sondern nur muthiger. Bekannt ist, daß Leopold I. ihn wahrhaft liebte: ein Umstand, der von großer Wichtigkeit ist, da dieser Kaiser — was wir auch gegen ihn als Fürsten zu erinnern haben mögen, — bekanntlich von der strengsten Rechtlichkeit war, und sein Vertrauen als Mensch nicht leicht verschenkte.

Wenn nun aber dem Pater manches Lob als Menschen und als Schriftsteller gebührt, so verdient er doch neben dem bereits oben angegebenen viel Einzelnes treffenden Tadel, auch einen, der ihn im Großen und Ganzen und gleichsam vom Scheitel bis zur Ferse trifft. Es fehlt ihm nämlich, wie gar Manchen seiner Zeitgenossen, gänzlich am Geschmack; ja er ist so vollständig geschmacklos, daß er mitunter als ein wahrer Feind des Geschmacks aufzutreten scheint. Wer aber so vollständig geschmacklos und bizarr ist wie er, der gewinnt gleichsam auf einem andern Wege ein neues Interesse, das die eiserne Consequenz veranlaßt, denn bei seiner vollendeten Ungenirtheit findet sich doch Methode.

Daß wir Protestanten sehr übel bei ihm angeschrieben

sind, daß er in uns und unserm theuren Luther völlig verlorene Leute erblickt, kann zuweilen betrüben, zuweilen zum Lächeln reizen; befremden aber nicht, denn er ist nun einmal, wie er ist, und wie es von dem wahnsinnigen König Lear so bedeutend heißt: „Jeder Zoll ein König," so heißt es hier: „jeder Zoll ein Papist, ein Mönch." Wenn aber Katholiken katholisch, und Papisten papistisch gesinnet sich zeigen, so wollen wir das — bedauern, aber sehr begreiflich finden. Im tiefsten Herzen scheint es Abraham doch gut auch mit uns gemeint zu haben, und gewiß hat er nicht selten auch für unser Heil gebetet, denn so lange wir leben hegt er auch für uns noch Hoffnung; nur nach dem Tode weiß er für uns keinen Rath.

§. 127.

Gehen wir jetzt zu der Betrachtung seiner einzelnen Schriften über, so finden wir hier zuerst: eine Grammatica religiosa, in lateinischer Sprache, eine Jugendarbeit; für die Papisten seiner Zeit vielleicht sehr erbaulich; für uns ohne Wichtigkeit, da der Verfasser hier noch nicht seinen eigentlichen Charakter gewonnen hat, durch den allein er uns anzieht. Es ist späterhin von einem unbekannten Mönch in's Deutsche übersetzt worden, hat aber auch in dieser Gestalt kein besonderes Glück gemacht. Unter seinen kleineren Schriften sind die merkwürdigsten:

1) Mercks Wienn, das ist: Des wütenden Tods ein umständige Beschreibung, in der berühmten Kayserlichen Haupt- und Residentz-Stadt in Oesterreich. Im sechszehnhundert und neun und siebentzigsten Jahr. Mit Beyfügung so wohl Wissen als Gewissen antreffender Lehr. Zusammen getragen mitten in der bedrangten Stadt und Zeit" u. s. w. Diese Schrift zeigt uns den Verfasser als einen wohl-

wohlgesinnten und muthigen Mann, der in den furchtbaren Monaten Julius bis November 1679, in welchem die Pest in der deutschen Kaiserstadt, nach genauer Zählung über achtzigtausend Menschen wegraffte *), seinem Amte vollkommen treu blieb, und während viele tausend Bewohner Wiens geflohen waren, von einem Kranken- und Sterbebette zum andern ging, um zu ermahnen und zu trösten in so weit er vermochte. Ohne Zweifel war sein muthiger Glaube, daß dem Menschen auf seinen Berufswegen doch nimmer etwas eigentlich Schlimmes begegnen könne, die beste Rüstung gegen die Krankheit, die ihn auch unangetastet ließ. Als endlich die Pest aufhörte, verfaßte er noch eine, uns weniger angehende, ihn selbst aber gewiß interessirende Schrift: „Lösch Wien," in welcher er die Lebenden aufruft, ihrer im vorigen Jahre so plötzlich hingerafften Mitbrüder und Mitschwestern zu gedenken, d. h. durch Gebet, Messelesen und Opfer an die Kirchen und Klöster, die Seelen, die wohl fast alle im Fegefeuer leiden, befreien zu helfen.

Desto wichtiger, auch für uns, ist seine große über alle Predigtform hinaus gehende Predigt: „Auf, Auf! ihr Christen! Das ist: Ein bewegliche Anfrischung der christlichen Waffen wider den Türkischen Blut-Egel: Samt beygefügtem Zusatz vieler herrlichen Victorien und Sieg wider solchen Ottomannischen Erb-Feind; Wie auch andere Sittlicher Lehr und Lob Verfassung der Martialischen Tapferkeit; in Eyl ohne Weil zusammen getragen" u. s. w. Sie wurde gehalten (Theilweise wenigstens) und in den Druck gegeben bald nach Wiens ruhmvoller Entsetzung durch Sobieskys

*) Das Theatr. Europ. giebt eine noch weit größere Zahl, nämlich 190,518 Personen als Opfer der Pest an.

Polen und die Sachsen *), und glüht in einem höhern Feuer als irgend eine seiner anderen Reden. Seine Kenntnisse von der Religion und den Sitten der Türken sind nicht gering, wenn auch zuweilen mit aus fantastischen Büchern geschöpften Ueberschwenglichkeiten vermischt, und ausgezeichnet seine Vertrautheit mit all dem Jammer, das jenes Volk über das christliche Europa gebracht hat. Seine Ermahnungen an die Christen zur Tapferkeit und Ausdauer sind, trotz alles pedantischen Witzes, den er nie ganz unterdrücken kann, nicht selten rührend und erbaulich; aber auch mit wahrhaft christlichem Muthe erklärt er geradezu, daß die Sünden der Christen nur zu oft den Sieg gehemmt und vernichtet haben.

§. 128.

Bei dieser Gelegenheit finden wir denn auch jene berühmte Strafrede an die Soldaten, welche Schiller theil-

---

*) Nur mit Mühe, und bei der allergenauesten Durchlesung dieser unsäglich langen Predigt habe ich diesen Zeitpunkt herausbringen können, denn obwohl Abraham die Kämpfe sämmtlicher Europäer gegen die Barbaren, von den frühsten Zeiten an, mit großer Sorgfalt nennt und beschreibt, so erwähnt er doch des für die Christen ruhmvollen Jahres 1683 nur ein einziges mal, wie im Vorbeigehen, und zwar an einem Ort, wo man es eben nicht suchen sollte. Nachdem er nämlich erzählt hat, wie in den früheren und späteren Zeiten Fürsten und Völker gesiegt haben durch das Gebet, so setzt er hinzu: „wie auch wir Anno 1683 und ferners in diesem Türkenkrieg wider solchen Ottomanischen Erbfeind, unfehlbar durch das H. Gebet nicht Einen, sondern mehrere Victorien erhalten." (S. 256. in dem Werk „Reim Dich" u. s. w.) Jener herrliche Entsatz und entscheidende Sieg bei Wien wird also nur gleichsam in einer Parenthese flüchtig erzählt! — Das (nur zu wichtige) Räthsel wird aber gelöst, wenn wir uns erinnern, daß es theils protestantische Krieger — die wackeren Sachsen u. a. — waren, welche Wien befreiten, und die zu rühmen war weder Leopold noch — Abraham sonderlich geneigt.

weise dem Capuziner in Wallensteins Lager in den Mund legt. Da eine Vergleichung ergötzlich, und für den Zweck dieses Buchs eine Probe seines Styls nothwendig ist, so möge hier einiges aus jener Rede mitgetheilt werden:

— — Et ubi erit victoria, si Deus offenditur? wo wird dann ein Hofnung seyn zum Sieg und Victori wider diesen gröſten Feind, wann Gott beleidiget wird? (— —) Wo werd' ihr die Gnad von Gott haben, den Feind zu schlagen, wann ihr alle Gebott Gottes thut ausschlagen? — — — — Vor zeiten bei den Israeliten, wann sie in das Feld gezogen, war der gemeine Brauch, daß man vor dem Kriegsheer und Armee die Archen des Bunds führte, in welcher auch aufbehalten waren die Taflen Moyses mit den 10 Gebotten, dadurch zu zeigen wofern sie ihre Feind wollen obsiegen, seye nothwendig, daß sie die Gebott halten, und dergestalten sich siegwürdig machen.

Lasst aber sehen, ihr christlichen Soldaten, wie halt ihr die Gebott? ich will nur dero etliche beibringen.

Es ist ein Gebott: du sollt den Namen Gottes nicht eitel nennen; wer ist der mehrer flucht und schwört als ihr? wol recht fangt das Wörtl Zung von einem Z an; dann solche war bei den mehresten Leuten vil Z. forderst aber bei euch Soldaten, Zet diese vil gotteslästerliche Wort, daß sie fast niemand zehlen kann.

Plinius schreibt, es seye ein kleines Fischel im Meer, mit Namen Remora, welches gantze Galee kan aufhalten und arrestiren; die Zung eines Menschen und folgsam eines Soldatens ist nicht groß, dennoch ist sie so stark, daß sie ganze Galee kann fortschieben; wie oft heißt es bei euch Soldaten: Gottes Galee Sacker u. s. w. — Wann ihr müsset von einem jeden Flucher Mauth ablegen, es kleckte euch der gröβte Schatz nit bei den 7 Thürmen zu Constan-

tinopel. Wann euch solte von einem jeden Flucher ein Härlein ausgehen, so würde euch in einem Monat der Schedel so glatt, und so er auch des Absalons Strobel gleich wäre, als wie ein gesottener Kalbskopf. Wann auch der Himmel wäre ohne Wolken, und von den güldenen Sonnenstrahlen gantz ausgeläutert, so muß doch bei Euch Donner und Hagel allezeit einschlagen. So man zu allen Wettern welche eure Fluchzung ausbrütet, müßte die Glocken läuten, man könnte gleichsam nicht Meßner genug herbei schaffen. Viel seynd unter euch, die weder in teutsche Schul gangen, weniger die lateinische Banck gedruckt, und dannoch redet ihr fast alle Augenblick (doch zu eurem großen Unheil) lateinisch: dann das Wörtlein Sacramentum lateinisch. Ihr habt zwar in eurem Calender oft mehrer Fast- als Fest-Täg, und müsset nachmals über euren Willen so nüchter seyn, daß euch das Maul staubet: doch aber trift man euch selten an, wo die Goschen nicht voll mit Fluchen. Wann ihr so vil Kugel dem Feind thät in den Busen werfen, wie vil gottslästerliche Wort ihr gegen den Himmel werft, so wolten wir inner 6 Wochen zu Constantinopel in dem Tempel Sophiae die Vesper singen. Neben andern von der catholischen Kirchen vorgeschriebenen Ceremonien in dem Heil. Tauf pflegt der Priester creutzweis das Kind anzublasen, mit diesem Zusatz: Exi male spiritus, weiche von dannen du böser Geist, ein geringer Blaser wäre nicht mächtig (glaub ich) alle Teufel von euch zu treiben, sondern würde hiezu ein starker Sturmwind erfordert: dann ihr fast allezeit mit vil tausend Teufel versehen, und fließet kaum ein Wort von eurer Zung, wo nicht auch ein Teufel mitschwimmet. (S. die Sammlung mehrerer kleineren Schriften des Abraham unter dem Titel: „Reim Dich oder Ich liß Dich.“ Die Approbationen des Werks sind vom Jahr 1684; die — ver-

muthlich — letzte Ausgabe erschien Augsburg 1754.). Welch eine Liebe mußte Abraham bereits bei dem Volke und selbst bei den Soldaten erworben haben, daß er wagen durfte, also zu ihnen zu reden! —

§. 129.

Eine seiner Künste, die Aufmerksamkeit der Zuhörer in Anspruch zu nehmen, befindet sich oft in den seltsamen Anfängen seiner Predigten, bei denen niemand ahnden sollte, wohin er eigentlich wolle, bis endlich der ganze Vortrag wie durch einen Blitz erleuchtet wurde. Hier waltet nicht selten eine interessante Bizarrerie; aber auch die höchste Geschmacklosigkeit. Da er jedoch über dieses wunderliche Talent am allermeisten angestaunt, und hie und da selbst bei neuern Papisten einige Nachahmung sichtbar ist, so scheint zweckmäßig, auch hier Proben zu geben. — Wer noch nicht mit Abraham vertraut ist, wird kaum seinen Augen traun, wenn er liest, daß eine seiner Predigten „über den Tod" also beginnet:

„Wann zwölff Tauben auf einem Dach sitzen, und du ziehlest mit deiner gespannten Flinten oder Rohr auf diese, und schießest 4 herunter, wie viel bleiben sitzen? Der Einfältige sagt, 8 bleiben: aber der Witzige sagt, daß keine sitzen bleibe, aus Ursachen weilen sie von dem Schuß erschröckt davon fliegen: also wann du aus 12 Tauben 4 herunter schießt, bleibet keine. Der grimmige Tod mit seinem Pfeil thut nach dem Leben ziehlen, er scheust den Bogen ab in Eyl und läßt mit sich nit spielen. Dieser zaundürre Schütz schießt die gantze Zeit unter uns Menschen, und fallt jetzt da, bald dort einer in's Grab; gleichwol seynd wir sorglose Adams-Kinder so unbedachtsam, daß wir uns nit förchten. Wir seynd kein Jahr versichert, hat sich wol

Jahr; wir seynd kein Monat vergewist, hat sich wol Monat: wir seynd kein Wochen versichert, hat sich wol Wochen; wir seynd keinen Tag versichert, hat sich wol Tag; wir seynd kein Stund versichert, hat sich wol Stund; wir seynd keinen Augenblick sicher vor dem Pfeil dieses Schützens! und leben dannoch als müßten wir nit sterben. O Gott, O Gott!"

Eine andere Predigt über die Geduld fängt also an:

„Es ist zu verwundern, wie Moyses, dieser grosse Mann Gottes, aus einem harten Felsen das Wasser gelocket hat: Zu verwundern, wie er mit der Ruthen das große Meer von einander vertheilet, daß es beiderseits wie zwey Cristallene Mauren gestanden: Zu verwundern, wie er mit einem Holtz ein gantz bitteres Wasser versüßt hat; Zu verwundern wie er den Himmel eröffnet hat, und von dannen das häufige Himmel-Brod erhalten; Zu verwundern wie er ein unzahlbare Menge der Wachteln den murrischen Israelitischen Galgenvögeln zugeschickt; aber noch eines ist über alles zu verwunderen, wie folget. Deut. 34. stehen diese Wort: Und Moyses, der Knecht des Herrn, starb allda im Land Moab, auf des Herrn Befehl, und Er begrub ihn im Thal des Lands Moab gegen Phogar, und kein Mensch hat sein Grab gewust biß auf den heutigen Tag. Und Moyses war hundert und zwanzig Jahr alt, da er starb, seine Augen seynd nie verdunkelt, und seine Zähne nie beweget. — Das letzte, das letzte ist zu verwundern! Moyses hundert und zwanzig Jahr alt, nec dentes moti sunt, und ist ihme kein Zahn ausgefallen. Der muß gute Zähne haben gehabt! Ach, sagt einer zu mir in die Ohren, hätte ich halb auch so gute Zähn! Warum? ich brauchte sie wol, dann die Frau Mutter des H. Laurentii, Patientia mit Namen, hat mich zu Gast geladen, und mir nichts

anders aufgesetzt als lauter Nus, verstehe Verfolg-Nus, Kummer-Nus, Betrüb-Nus u. s. w. Getrost! sage ich mein lieber Freund, sey nur wol auf! beiße darein im Namen Gottes! wann es schon hart ankommt, du must wissen wann man Nüß aufbeist kommt es freilich wohl nit gar gering an, aber hernach hast du den süßen Kern, also wann du einige Betrübnuß, so dir Gott zuschicket, mit resignirtem Willen aufbeissest, schickt und schenkt dir Gott nachmals den süßen Kern eines Trostes und göttlicher Hülff. Dann solche Manier hat er, daß er jedesmal den sauren Wein aufsetzet; nachmals erst den guten. Mortificat gehet vor; vivificat gehet nachher.

§. 130.

Das berühmteste aller seiner Werke ist indessen „Judas der Erzschelm" in vier Bänden. Es muß uns Protestanten freilich sehr befremden, wie man über jenen unglücklichen Sünder, von dem die Evangelisten mit edler Mäßigung nur so wenig erzählen, ein fast endloses Buch schreiben möge; allein es lag nun einmal unserm Abraham am Herzen, sich über sämmtliche Sünden, in so weit er sie erkannte, einmal gänzlich auszusprechen, und damit die Sache interessanter werde, häuft er sie alle auf einen einzigen Menschen, von dem er glaubt, daß man ihm nie Unrecht thun könne. Judas nimmt sich dabei traurig aus, wie etwa Typhoeus unter dem Aetna; zuweilen aber auch ein wenig lächerlich. Abraham bedenkt nicht, daß zwar allerdings möglich oder denkbar sei, sämmtliche Tugenden, die ja, als Positives, in sich selbst eins sind, zu vereinigen; nicht aber sämmtliche Laster, da dieselben, als ins Endlose hinein verirrte Verneinungen, sich selbst unter einander widersprechen, weshalb der größte Sünder, auch bei

dem feurigsten Enthusiasmus für die Ruchlosigkeit, doch nur die Hälfte aller möglichen Sünden in seiner eignen einzelnen Person besitzen kann.

Mit diesem Werke hat Abraham aber auch seinen Gipfel erreicht, und alles andere, z. B. „neu ausgehecktes Narrennest," „seltsames Gemisch-Gemasch," „Etwas für Alle," „Lauberhütt" u. s. w. verräth nicht selten den halberschöpften Mann, der wohl nur aus zu großer Nachgiebigkeit für die Leser, die ihn zu sehr liebten, immer fort schrieb, und sich deshalb häufig wiederholen mußte. Merkwürdig ist, daß Abraham ein Jahr vor seinem Tode, sich aus allen glänzenden Verbindungen zurückzog, und in seinem stillen Kloster sich mit nichts beschäftigte als mit dem Gedanken an den Tod. Die Frucht dieser letzten Zeit ist seine „Todtenkapelle," in welcher Schrift wir ihn nicht ohne Rührung fast von allem guten, erträglichen und schlechten Witz verlassen, und schwer ernsthaft erblicken; doch trauen wir dem Vorredner des Werkes völlig, wenn er uns erzählt, daß der Pater den Tod nicht nur mit Unerschrockenheit bestanden, sondern ihn auch, ganz nach seiner alten Weise, muthig ausgelacht habe, da er dessen traurige Gestalt auch mit sinnlichem Auge zu erblicken glaubte.

§. 131.

Da vielleicht manchen Leser dünken möchte, als sei dem Abraham ein zu langer Abschnitt gewidmet worden, so möge, um diese Meinung zu beseitigen, bemerkt werden, daß wir in ihm fast das ganze Muster der katholischen Popular-Beredsamkeit besitzen, dem fast alle späteren Redner der genannten Kirche mehr oder minder gefolgt sind. Es war nun einmal nicht zu leugnen, daß Abraham auf die versammelte Menge ungemein gewirkt, daß er Eingang gefunden hatte bei Hohen,

Mittleren und Geringen, und so glaubte man sich seiner Waffen bedienen zu dürfen. Die trefflicheren Reden der Protestanten existirten für die Katholiken entweder gar nicht, oder man glaubte doch nicht ihren Spuren nachgehen zu dürfen. Selbst als das protestantische Deutschland schon einen Mosheim hatte, lustwandelten die katholischen Kanzelredner noch immer mit dem alten Abraham; aber ihr Gang war meistens unfrei und unbeholfen, und so finden wir z. B. in der Lobrede auf den heiligen Cajetanus, von Steger, der Heuschrecken-Predigt des Paters Dorn, der Leichenrede auf den Kaiser Karl VII. nichts weiter als einen schwachen Nachhall der Abrahamischen Art und Kunst, und selbst die Gottschedische Kritik war hinreichend, diese gehaltlosen und aberwitzigen Orationen in ihrem Unwerth zu zeigen. Selbst noch später als bei uns Poesie und Beredsamkeit immer reicher zu blühen begannen, blieben gar manche Katholiken in der Nachahmung des Abraham verharren, und es kann uns in der Ansicht nicht irre machen, daß mehrere derselben ihren Meister öffentlich verleugneten. Giebt es doch der Beispiele genug im katholischen wie im protestantischen Deutschland, daß man erst schilt, um dann desto bequemer rauben zu können.

§. 132.

Wir lassen ihm einen Schriftsteller folgen, der, als strenger Lutheraner wie billig sehr verschieden von ihm, dennoch in der Form Einiges mit ihm theilt:

Gottlieb Cober,

(mit unbekanntem Geburtsjahr, starb noch als Student der Theologie, an der Engbrüstigkeit im April 1717 zu Dresden.)

(S. Wetzels, des Zeitgenossen, Liederhistorie, Th. III. S. 86.)

Diese Nachricht hat etwas befremdendes, indem theils die

besondere Berühmtheit, die Cober erreichte, theils einzelnes in seinen Schriften den reifen Mann, ja fast den Greis zu verrathen scheint. Allein in Beziehung auf den erstgenannten Umstand bemerken wir, daß die Celebrität doch erst nach seinem Tode den höhern Grad erreichte, und jener Schein der reifern Männlichkeit bei näherer Betrachtung schwindet, oder zu einem bloß künstlichen wird. — Jugendliche Raschheit, verbunden mit strenger, durch Krankheit, Verfolgung und Leiden mancher Art geprüften Gesinnung tritt dagegen als wahrer Charakter hervor. Wir besitzen von ihm ein sehr wichtiges, aber selten gewordenes Buch „der aufrichtige Cabinetprediger" in zwei Theilen, dessen zweite Auflage nach dem Tode des Verfassers 1723 zu Leipzig erschienen ist. Er zeichnet sich vor so manchen weiten und breiten, überhöflichen und pompos unbehülflichen Schriftstellern seiner Zeit rühmlich aus, und der Gedanke, welcher seinem Buche zur Unterlage dient, daß er als ein treuer Prediger sämmtlichen Gliedern der christlichen Kirche, den Fürsten wie den Bettlern, in die stille Kammer folgt, um ihnen dort das Gewissen zu schärfen, oder das verwundete Herz zu heilen, ist meistens gut durchgeführt. Wir finden hier nicht selten eine noch größere Kühnheit der Rede, als wir sie bei Abraham a S. Clara zu vernehmen gewohnt sind. Er schont durchaus niemanden, erwartet aber auch für diese Welt fast nichts als Haß und Verfolgung von Seiten einiger übelwollenden Mächtigen, und, wie es scheint, ist ihm auch für sein Buch eine Fülle von Mühe und Noth zu Theil geworden, die er jedoch nicht bloß mit männlichem Muthe, soudern mit kühler Gelassenheit ertragen hat. Es ist sein völliger Ernst, wenn er gleich auf dem Titelkupfer des zweiten Bandes uns die Worte vor Augen hält: Opto placere bonis, malis odiosus haberi.

§. 133.

In Hinsicht des Vortrags läßt er sich, wie bereits oben angedeutet wurde, am besten mit Abraham a S. Clara vergleichen, doch nur in der Hauptsache, daß beide sich in einer allgemein verständlichen, aus dem Umgange mit dem Volke selbst geschöpften lebendigen, rasch hingeworfenen Sprache ausdrücken. Sonst aber waltet große Verschiedenheit zwischen beiden. Abraham ist reicher an Phantasie, Witz und Fröhlichkeit, und braucht für das alles einen großen Raum; Cober ist strenger, fast immer ernsthaft, mitunter sogar hart und bitter, doch wohlmeinend, eifriger Lutheraner, und nicht selten von reiferm Urtheil als jener. Sein Styl ist höchst seltsam, denn im Hasse gegen alle breite Perioden, verfällt er nun in den entgegen gesetzten Fehler, und vermag es nur selten über das Herz zu bringen, einen längern Perioden zu machen als von — Einer Zeile. Da ein Fehler nie ein Aequivalent für einen andern sein kann, so mögen wir ihn deshalb nicht loben; dennoch glauben wir, daß in der damaligen Zeit diese zerhackte doch nicht kraftlose Sprache Gutes wirken konnte, da sie wenigstens zeigte (wie auch Lassenius schon gezeigt hatte) daß man ohne jene widerwärtigen verflochtenen Wortknäuel, welche die damaligen Redner zu wickeln pflegten, fortkommen könne.

Von seiner Kühnheit gegen die Mächtigen finden sich überall Proben in seinen Werken, z. B. in dem Abschnitte „das gestäupte Recht" (Th. I. S. 140. ff.) von der Kälte mit der er seine Verläumder behandelte, „der gesunde Giftfresser" (Th. II. S. 102. ff.), von seiner herben Ansicht der Menschen und ihrer Verderbniß „das allerärgste Thier" (Th. II. S. 151. f.)

§. 134.

Als Probe seines Styls dürfen wir nicht lange wählen, da er selbst nie lange gewählt zu haben scheint. In dem ersten Abschnitte des zweiten Theils „der gewarnte Einsiedler“ (S. 3.) heißt es: Syrach recommandiret daher die Gesellschaft frommer Leute. Syr. 9. v. 12. Wo sind diese? sprichst du. Der frommen Leute sind wenig im Lande, Mich. 7. v. 2. Es ist wohl wahr. Gott giebt aber doch den Frommen noch hie und da einen guten Freund. Desselben bediene dich. Ein guter Freund, ein süßer Zeitvertreib. Salomo sagt: er sei lieblich um Raths willen der Seele, Sprüchw. 27. v. 9. Zeit-Freunde, Maul-Vettern. Lieber davon geblieben. Ich sitze nicht gern bei so eitlen Leuten, noch hab Gemeinschafft mit den Falschen, Ps. 26. v. 4. Meine Seele ist bei ihnen in großer Gefahr, Offenb. Joh. 18. v. 4.

Kurz; die Welt mir nicht gefällt. Wie das aber? Sie ist im Grund verdorben. Woher weißt du es? Ich hab sie einst durchreiset; all ihr Thun gesehen, und dafür heffigen Eckel bekommen. Was gutes hast du denn drinnen gesehen? Sehr wenig. Nichts, gar nichts vergnügte mich in ihr. Ich spatzierte in ihre Gärten. Lieber Gott! Da rochen die meisten Blumen nach Welt. Ich ging auf's Feld. Da fand ich anstatt des guten Weitzens, Unkraut, Dornen und Disteln. Ich hatte wenige Schritte ausgesetzt, da begegnete mir eine aus dem Kloster entwischte Nonne, die ängstlich seufzte: Böse Welt! böse Welt! ach wär ich wieder in meinem Kloster! Ich fragte nach der Straße die da heißt die Richtige, Apostg. 9. v. 11., bekam aber zur Antwort: Der Staub der Eitelkeit habe solche verwehet. Sie ruffte mich wieder zurück. Der Vorwitz verbot mir Folge

zu leisten. Sie deutete mir an, wie alles in der Welt schlecht bestellt; grob Brodt, dünne Bier, lange Meilen. Ich sollt mich nicht verweilen. Ich ließ mich doch nicht abhalten. Ich faßte meinen Stab fort. Sie indeß ging seufzend dahin: Ich eil zu meiner Zellen, die Welt führt mich zur Höllen.

Viel tausendmal hat mich dieser Vorwitz gereuet. Nun hab ich mir des Pythagorä Höle erkieset. Ich empfinde, daß allein daheim ein rechtes Honigseim. — Freund! gebrauche Maße." u. s. w. Hier folgt dann die Ermahnung zum Maaßhalten in allen Dingen; doch zeigt sich fast überall, daß Cober selbst die Einsamkeit zu sehr geliebt habe.

Wie sehr das Werk gelesen und gekauft wurde, beweiset eines der Empfehlungsgedichte, die dem zweiten Theile vorangehen, in welchem mit dürren Worten (die nur ehrenhalber in Reime gezwungen sind) behauptet wird," es zeige Teutschland wohl bis zwanzigtausendmal des Predigers ersten Theil."

§. 135.

Neben ihm, dem vom Volk geliebten uud vielgelesenen Redner, stehe der wenig gekannte Dichter

Johann Grob,

dessen Geburts- und Sterbejahr mir unbekannt ist. Er hätte vielleicht bald nach Logau kommen sollen, doch mag er, als vermuthlicher Nachahmer desselben, auch hier in späterer Reihe ein Plätzchen finden, da der bloße Nachahmer gewissermaßen mit jedem zufrieden sein muß. Mehr als ein solcher ist er in der That nicht, und es verdient schon eine starke Rüge, daß er sein Vorbild nicht einmal genannt hat. Dennoch wollen wir die Möglichkeit gelten

lassen, daß auch er den Logau nicht gekannt habe, obwohl seine Gedichte bereits 1678 zu Basel gedruckt wurden *), so daß er in diesem, doch nur mit Mühe zu denkenden Falle allerdings ein schwaches Original sein würde.

Nur der tiefere Geist kann wahrhaft heiter sein, und nur dem reichen mögen wir lobend nachsagen, daß er sich zu beschränken und zu concentriren wisse. Das gilt besonders bei dem Epigrammendichter. Dem ächten soll man es ansehen, daß der flüchtige Gruß und Kuß der Muse, der die genannte Dichtungsart bezeichnet, die innigste Vertrautheit mit ihr voraussetzt. So war es bei Logau; so nicht bei Grob. Er ist ein mittelmäßiger Geist, seine Gedanken sind mittelmäßig, und seine Weltansicht und Sprache desgleichen. Seine gute Meinung erklärt er gleich auf dem Kupferblatt, das den Gedichten vorangeht. Hier überreicht ein im langen Talare prangender, mit einer Sonne auf der Brust verzierter, seltsam lächelnder, häßlicher Herr, (ist es etwa gar Apollo selbst?) einem lustwandelnden trübselig geputzten, weitläufig und reichlich zugeknöpften Jünglinge und dessen nicht minder geschmückten fast schauerlichen geliebten Dame eine Rolle, auf welcher man die Worte liest: „Johann Groben Versuchgabe." Die Unterschrift lautet:

Suchet Alithea sich under scherzen anzubringen,
Diß ist ohne widerred' eines von erlaubten Dingen.
Diese Nymphe kömmt offt lachend an dergleichen orten ein,
Da sie, wann sie ernstlich thäte, vor den Thüren müßte sein.

Der deutschen Epigramme sind 159, dann folgen vermischte Gedichte (von ihm seltsamer Weise „Stimmgedichte"

---

*) Unter dem Titel: „Dichterische Versuchgabe, bestehend in Teutschen und Lateinischen Aufschriften" u. s. w. in Duodez.

genannt) nebst 140 lateinischen Epigrammen. Für den nach dichterischer Schönheit Suchenden wird die Ausbeute arm genug ausfallen; historisch merkwürdige Data in Beziehung auf Cultur und geselliges Verhältniß finden sich jedoch einige, und so mag im Vorbeigehen bemerkt werden, daß im 147sten Epigramme Klage geführt wird, die Sprache der alten Deutschen tauge jetzt nicht mehr, da unser edles Frauenzimmer „die Jungfer abgeschafft und das Fräulein aufgebracht habe." — Mancher der seit einigen Jahren über ähnliches geklagt, würde sich vielleicht die Mühe erspart haben, hätte er gewußt, daß bereits 1678 solche nicht sehr bedeutende Seufzer in Reime gebracht wurden.

§. 136.

Johann Ludwig Prasch,

(geb. wann? gest. als Consistorialpräsident zu Regensburg, am 11. Junius 1690.)

Dieser Schriftsteller, der vielleicht schon früher hätte in die Reihe treten sollen, wäre beinahe ganz ausgeblieben, wenn nicht eine Gunst des Zufalls ihn mir in die Hand gespielt hätte. Einer solchen bedurfte es wirklich, da es kaum einen weniger gekannten Dichter giebt, denn selbst die fleißigen Literatoren Wetzel, Heerwagen und Koch wissen nichts von ihm. Auch seine Zeitgenossen haben ihn fast ganz ignorirt, worüber man sich billig wundern muß, da die weichherzigen Kritiker seiner Periode nicht gern eine Gelegenheit vorbei ließen, eine Verbeugung zu machen, so wie man ihnen auch fast die Lust ansehen kann, mit der sie einen neuen Dichter in ihre Register eintragen. Wäre Prasch ein junger literarischer Wanderer oder überhaupt nur ein titelloser Mann gewesen, so würde man sich weniger wundern dürfen, aber unbegreiflich fast bleibt es, wie jene Kritiker, die

sonst immer laut jubeln, wenn auch einmal ein vornehmer Herr in die Saiten griff, vergessen konnten, einem Oberscholarchen und Consistorialpräsidenten den Lorbeer anzubieten. Verdient hat er ihn freilich nicht, doch merkwürdig bleibt er immer und einiges ist an ihm zu loben.

Wir haben von ihm eine „lobsingende Harfe, oder geistliche Lobgedichte mit kunstreichen Melodeien und diensamen Anmerkungen" Regensburg 1682. Diese geistlichen Gedichte zeichnen sich vor allen andern dadurch aus, daß sie fast nur für gelehrte Leute bestimmt zu sein scheinen *), denn um sie zu verstehen sind eine Menge und zum Theil lateinischer Anmerkungen, sowohl aus den alten Klassikern als aus den Kirchenvätern nöthig geworden, die man mit Nutzen nachlesen kann; aber unstudirte Bürger und Bauern können sich doch wie bekannt auf so etwas nicht einlassen, und haben deshalb trauernd Verzicht thun müssen diese vornehmen Lieder zu singen. Eines seiner besseren Gedichte hat die Aufschrift „der Löwe aus Juda," in welchem der Vergleich Christi mit einem Löwen nach manchen Seiten hin recht glücklich, zuweilen aber auch auf eine sehr ungehörige Weise ausgeführt wird. Z. B.:

Die Löwen kreuzigt Africa;
Auch Jesus hängt am Kreuze da.

wobei die Anmerkung nöthig geworden: Polybius meldet bei Plin. H. N. l. VIII. c. 16.: leones vetulos obsidere Africae urbes: eaque de caussa crucifixos vidisse se cum Sci-

*) In dieser Hinsicht ist Prasch fast einzig, aber tadelnswertheinzig, denn, wie wir im folgenden Buche sehen werden, waren selbst die gelehrtesten Dichter in ihren geistlichen Liedern popular.

Scipione, quia caeteri metu poenae similis absterrerentur eadem noxa.

Der dritte Vers lautet:

Ein Löw' erzeigt an Feinden Rache,
Und ist barmherzig gegen schwache:
Versehret kein gespielig Kind,
Zumalmet nur was Jäger sind.

Deßgleichen thut auch unser König.
Er weiß zu siegen, feyret wenig
Die stolzen Ritter so ihm gram.
Bey zahmen Hertzen ist er zahm.

Guter Wille und mäßige Gesinnung ist überall sichtbar; leider aber auch fast immer das falsche Prinzip nach dem er dichtet. Feurige Begeisterung, falls sie ihm je sollte gekommen sein, hat er sich nie erlaubt.

Eine zweite Gedichtsammlung von ihm erschien unter dem Titel: „Astrea" (Regensburg 1681) deren Vorrede mit dem eben so bescheidenen als kecken Reime beginnt:

Nachdem der Höchste mir aus Gnaden kund gethan
Der Verse reines Maß, so leg ich's billig an.

Der Dichter meint es überall gut mit seiner Astrea, unter deren Namen er bald die politische Gerechtigkeit, bald die höhere christliche versteht, aber er wird durch Künstelei ermüdend.

§. 137.

Endlich ist noch eine kleine aber nicht unwichtige Schrift von ihm anzuführen, die er selbst für sein Bestes gehalten zu haben scheint, da er ihr seinen ganzen Namen vorsetzte, was bei den Gedichtsammlungen nicht der Fall ist, die er nur mit den Anfangsbuchstaben ausstattete. Der Titel dieses Schriftchens lautet: „Gründliche Anzeige von

Fürtrefflichkeit und Verbesserung Teutscher Poesie. Samt einer Poetischen Zugabe." Regensburg 1680. — Es ist erfreulich, auch hier wieder, wie schon so oft, die Unverwüstlichkeit der deutschen Natur und ihres edlen Stolzes zu betrachten, denn unter so vielen äußern Leiden, wie oben bereits angedeutet worden, und während manche ihrer eigenen Fürsten und die siegenden Fremden fast alle, das ganze Volk und dessen Literatur verkannten, ließen sich die lieben Deutschen in der Mehrheit doch durchaus nicht irre machen, sondern schrieben ein Buch nach dem andern, in welchem sie ihre Sprache und Poesie geltend zu machen suchten. Prasch setzt die „Fürtrefflichkeit" der Poesie gleich auf das Titelblatt, wo sie, mit großen Lettern gedruckt, selbst dem blöden Auge erkennbar werden muß. Seine Anzeige hat die Tugend der Kürze und des edeln Eifers; aber von Poesie selbst ist weit weniger die Rede als von Reimen. In dieser Hinsicht setzt er die deutsche Sprache über alle alte und neuere, da sie hier einen besondern „Reichthum, Wohlstand, Lieblichkeit und regelmäßige Geschicklichkeit erlanget habe" und manche Dichter „einen Ton durch mehrfache Reime wie durch ein vielfältiges Echo zu geben wüßten. Dergleichen seien: die Wiederkehr, Gegentritt, gleichreimende Reime, dreigeschränkte, endschallende, doppelgängige Reime, und Wechsellieder." „Darnach, fährt er fort, darf ich nicht ein jedes Wort mit dem andern, das ihm ähnlich scheinet, reimen; ja eben darum, weil die Wörter manchmal einander gar zu gleich, muß ich Unterschied und Kunst gebrauchen oder auch zuweilen (welches ebenmäßig für Kunst zu halten) mich der Kunst begeben nach Beschaffenheit der Sachen, des Klanges und der Mundart. Kurz wir habens mit den Reimen dahin gebracht, daß wir alles, was nicht füglich und vernünfftig ist, „ungereimt" heißen; daß gute

Reime durchdringen, und zum Beyfalle bewegen wie Oracula. Als, wann die Kirche aus Röm. 5. v. 18. wider die Zweifelslehrer singet:

Wie uns nun hat ein' fremde Schuld
In Adam all gehöhnet;
Also hat uns ein' fremde Huld
In Christo all versöhnet."

Er führt ferner eine Menge kräftiger gereimter Sprüchwörter an, in denen allerdings der Reim durchaus nicht zufällig, (welches er gleichfalls hätte anführen sollen) indem ihre Kraft nicht bloß durch den Reim überhaupt, sondern durch die Nothwendigkeit desselben hervorgebracht wird.

„Wie die Verse steigen oder fallen (heißt es endlich) in den Jambis und Trochäis (am merklichsten aber beschihet es in Dactylis) so beweget sich gleichsam unser ganzes Gemüth, und muß folgen als mit Ketten oder Zaubersprüchen gezogen."

Man sieht, der wackere Prasch war hier allerdings auf dem rechten Wege, und wenn auch hie und da ein fast trunkenes Wort mitunterläuft, wie viel besser und poetischer ist doch diese Ansicht als die spätere wahrhaft jämmerliche von der Entbehrlichkeit oder gar Unnützlichkeit der Reime, von welcher blinden Meinung an gehörigem Orte noch in diesem Bande wird die Rede sein.

---

§. 138.

Am Schlusse dieses Buchs finde endlich noch folgende, scheinbar nur Einzelnes betrachtende, doch auch in Beziehung auf das Ganze nicht unwichtige Bemerkung eine Stelle:

Die ganze Geschmacklosigkeit stellt sich fast wie auf Ei-

nen Blick dar in den damaligen Modekleidungen der civilisirten Europäischen Völker, und insonderheit der Deutschen. Die äußere Tracht, in der wir uns und andre täglich sehen, ist für die Fantasie, ja selbst für Geist und Herz von größerer Wichtigkeit, als man meistens zu glauben pflegt, indem die gewöhnlichen Geschichten der deutschen Bildung gänzlich davon schweigen. — Nehmen wir die Sache ganz einfach, so giebt es eigentlich wohl nur zwei schöne Kleidungsarten, 1) die griechische und römische, (für uns unnachahmlich, da das Christenthum das Verhältniß der Geschlechter anders bestimmt hat) und 2) die rein Deutsche des Mittelalters, die, mit wenigen Veränderungen die das Clima veranlaßte, bei allen gebildeten Europäern herrschte, und vielleicht in Spanien sich der höchsten Schönheit näherte. Der Uebergang von diesen reinen Formen zu der widrig geschmacklosen Tracht der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, ist hart und grell, und wir stehen vor den historischen Gemälden jener Zeit, wenn wir bloß die Kleider betrachten, bald mit Widerwillen und Ekel, bald mit Lächeln und Staunen über das Unmaaß solcher Formen. — Und vollends wir armen Deutschen, die wir doch in dieser Hinsicht eine so gute Originalität besessen und wackere ästhetische Gesetze gegeben hatten, empfingen jetzt demüthig jene bizarren und häßlichen Moden vom Auslande her.

§. 139.

Mit Hülfe des Pulvers, welches wir erfunden hatten, waren wir von den Franzosen besiegt worden, und durch die Druckschrift, welche wir gleichfalls erfunden, wurde jetzt der Spott der Fremden gegen uns vervielfältigt. Damit aber noch nicht zufrieden, unterrichtete uns jetzt Frank-

reich, indem es uns seine Tracht aufdrang, in der Geschmacklosigkeit, die es uns vorwarf. Unsre Sünde bestand darin, daß wir uns so demüthig unterrichten ließen, und unser gutes selbst erfundenes Eigenthum gegen das Häßliche vertauschten. Denken wir uns den Knaben, den Jüngling und den Greis, die Jungfrau und Matrone, gegen das Ende des genannten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, so erblicken wir eine methodische Verunstaltung, einen siegreichen Kampf gegen Natur, Anmuth und wahre Würde, bauschige Ueberfülle bei geleckter Geschniegeltheit und höchster Unbequemlichkeit in der Gezwängtheit des Einzelnen; ja bei dem weiblichen Geschlecht eine das höchste Mitleid in Anspruch nehmende eingeschnürte Steifheit. Fast möchte man sagen, das Musenroß selbst habe sich scheuen müssen vor solchen Reitern und Reiterinnen, und in der That, wenn wir einige wenige Lieblinge ausnehmen, warf es sie auch fast alle ab, wie wir ja wohl wissen, daß gerade recht muthige Rosse bei dem Anblick von Männern in bauschigen Damastschlafröcken sich scheu und widerwillig gebehrden.

§. 140.

Ich will nicht in das Detail jener Tracht gehen, bei dem jedes einzelne Stück gerechten Unmuth erregen muß, sondern bloß erinnern: Was mußte die Fantasie leiden in der Umgebung von fast lauter künstlich-häßlichen Gestalten? und indem ja selbst die Schönen, an denen es in Deutschland nie gefehlt, gezwungen wurden, sich nach Möglichkeit zu verdunkeln, was mußten die Maler dulden bei der Verewigung solcher Figuren? was sollten die Bildhauer anfangen mit diesen viereckigen Röcken, Westen und Schuhen? was mit jener umgekehrten Pyramide der durch Schnür-

brüste gequälten Frauenleiber? wie mochten diese guten Halbzerdrückten, denen kaum ein freier Athemzug verstattet wurde, mit Anmuth wandeln oder tanzen? — Ging man doch der Natur selbst in der Gartenkunst auf die heilloseste Weise zu Leibe und beschnitt jeden kühnen Gedanken derselben mit Messer und Scheere, statt ihn in edlen Kunstformen zu benutzen. Dichter und Musiker haben freilich in der tiefsten innerlichen Welt noch manche Hülfe; aber großen Schaden hat doch auch ihnen jene häßliche Umgebung gebracht.

Nur Einer der charakteristischsten Unformen, die leider eine gar traurige Wichtigkeit hat, will ich hier namentlich gedenken. Es sind die Perücken, die wir als eines der vielen unschönen Geschenke des — westphälischen Friedens zu betrachten haben. Niemand denke dabei an die, wenn auch unerfreulichen, doch ziemlich schuldlosen harmlosen kleinen Perücken, deren wir uns wohl noch aus unserer Kindheit her erinnern. Die, von denen hier die Rede ist, verhalten sich zu jenen wie ungeheure Büsche gegen einen kleinen Weißkohlkopf. Sie reichten bei den Vornehmeren in vier bis sechsfachen gleichsam gefrorenen Lockenflüssen bis an das Knie, und es ist durchaus keine Uebertreibung, wenn der Wiener Hofdichter Herãus ein solches Ding den „weißbestaubten Busch" nennt, „der ganze Leiber deckt." — Selbst wenn wir die Geschmacklosigkeit auf einen Augenblick verzeihen könnten, — sie ist um so größer, da hier die nachahmenden Deutschen die sündigenden Originale noch überboten — selbst wenn wir vergessen wollen, wie die größtentheils verarmten Deutschen so häufig in Sorgen gesetzt wurden durch den Aufwand, den jene fatalen weißbestäubten Büsche verursachten — ein Umstand, über den nur der lächeln wird, der die genauere bürgerliche Geschichte, z. B. Brandenburgs und Sachsens in jener Zeit, nicht kennt — selbst wenn wir

das alles vergessen wollten; immer bleibt ein fast ganz übersehener Umstand ungünstig wirkend da. Raschheit und Heiterkeit ist es hauptsächlich, nach der die Deutschen streben sollten; jene Trachten aber haben etwas lähmendes, jede freiere Bewegung hemmendes; ja sie machen grämlich und finster. Sehet nur die Portraits aus damaligen Zeiten (oft von sehr tüchtigen Malern) darauf an, und ihr werdet es gewahr werden.

§. 141.

Um aber auch selbst hier, wo es des nothwendigen Tadels so viel giebt, gerecht zu bleiben, so werde mit Lob der Tracht der Geistlichen gedacht. Sie war und blieb einfach und schlicht, aber würdevoll und dem edlen Stande gemäß, und weit entfernt war hier der Gedanke an eine grelle Scheidung des Geistlichen auf der Kanzel und des Geistlichen im gewöhnlichen Leben, eine Scheidung, die späterhin nicht selten auch in dieser Hinsicht manches Anstandwidrige veranlaßt hat. Wie Luther oder Zwingli sich gekleidet hatte, so wollten auch ihre Nachfolger einhergehen. — Wären sie nur auch immer Luthers Geiste treu geblieben! — Möge uns dieser einfache Gedanke hinüber leiten in das folgende Buch.

Viertes Buch.

§. 1.

Wir sind im Fortgang der partheilosen Untersuchung auf gar manches Irrige, Verkehrte, ja gänzlich Absurde, auf gar viele graue und schwarze Punkte in der deutschen Bildung und Literatur gestoßen. Wir haben gesehen, wie selbst manches treffliche Talent, in der Irre gehend und gänzlich ohne Geschmack, zuletzt sein eignes Grab graben und sich selbst vernichten mußte. Wir haben ferner gesehen, wie eine schwerfällige und doch seichte Kritik die Irrthümer der Dichter befördern und verfestigen half, wie man sich immer tiefer in das Verkehrte hinein studirte, und in der bizarresten Seltsamkeit nicht selten noch hochmüthig und eigensinnig sich bezeigte. Dabei ist noch eines besondern übeln Umstandes zu gedenken, der, wenn auch andern Nationen nicht ganz fremd, doch am meisten in Deutschland traurige Wirkungen veranlaßt hat. So oft nämlich unter uns ein mehr oder minder ausgezeichneter Schriftsteller auftritt, der mit Kühnheit und Talent sich eine Bahn bricht, auf der ihm das Publikum mit Interesse folgt, so läßt sich alsbald voraus sehen, daß eine Menge Autoren ihm fast blindlings folgen und nachahmend bewundern werden.

Eine solche Schule kann oft sehr lehrreich sein, und Alt-England bietet deren einige dar, die wir mit stets neuer Achtung und Liebe betrachten. Bei uns aber sind jedoch lei-

der fast alle, welche eine Schule veranlaßten, oder dasjenige was bei ihnen am meisten bewundert und nachgeahmt wurde, keinesweges würdig die Schaar nachzuschleppen, welche sich das unmäßig gepriesene zu eigen machen möchte. Wie mancher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts hat seine guten Anlagen selbst verderbt, da er nichts weiter wollte, als eben so nüchtern correkt schreiben, wie Opitz zuweilen schrieb, und wie viele sind untergegangen, weil sie in den Schlesischen Schulen nachlallten was ihnen von schlechten Mustern vorgesprochen wurde. Eine nüchterne Correktheit, einen Lohenstein, ja sogar einen Hoffmannswaldau kann man sich wohl noch gefallen lassen; aber die Schaar der bald leise bald laut Nachtretenden gewährt einen traurigen Anblick. Man sage nicht, daß an allen diesen Nachtretenden doch auch nicht viel verloren sei; manchen unter ihnen fehlt nur der Muth Nein zu sagen, wenn Hunderte vor ihnen Ja gesagt; aber sie sind wie umgewandelt, wenn sie einmal den eignen bessern Waldgesang anstimmen. Darum aber ist auch das Geschäft des deutschen Literarhistorikers ein sehr schwieriges, indem er oft einen ganzen dicken Band voll Gedichte oder Reden hindurch arbeiten muß, um endlich vielleicht ein einziges wahrhaftes Gedicht zu finden, das ihn erst die wahre Natur des Autors kennen lehrt, der sonst nur das Fremde unerspießlich nachlallte.

§. 2.

Dennoch giebt es in unsrer Literatur von Luther an bis Klopstock wenigstens Eine Seite, bei deren Anschauung wir einer nur selten getrübten reinen Freude genießen können, und die selbst in der Lohenstein-Periode Achtung verdient. Es sind die geistlichen Lieder, in denen sich das fromme Gemüth unsers Volkes auszusprechen sucht. Hier

finden wir einen so köstlichen Reichthum, daß vielleicht alle Europäischen Nationen zusammen genommen nichts ähnliches aufzuzeigen haben. Zwar ist bereits bei mehreren einzelnen Dichtern ihrer Leistungen in dieser Hinsicht gedacht worden, dennoch ist erfreulich hiebei noch zu verweilen, und sich aus dem Gewühl der vermischten Literatur in diesen frommen Dichterhain zu retten.

Aber nicht bloß wohlthuend ist dieses Verweilen, sondern es erscheint auch dieser ganze Theil unsres Schriftenthums so wichtig, daß wir denselben genau und im Zusammenhange zu betrachten haben, weshalb ich auch für zuträglich gehalten, hier ein neues Buch zu beginnen, in welchem wir ungestört unsern Blick erst auf diese Hauptbahn, und dann auf einige andre Richtungen des deutschen Geistes und Gemüthes wenden.

§. 3.

Es ist die Seele, es ist das ganze Gemüth, das allein sich zu Gott erheben und mit ihm reden kann, und diese Seele, dieses Gemüth hat keine anderweitige Geschmacksverirrung jemals den Deutschen rauben können. Hier stehen sie in ihrer ganzen Aechtheit da. In ihrem gesellschaftlichen Verkehr war leider viel Steifes, Umwundenes, Schwerfälliges, in ihren Lebensformen viel Gemachtes, Ermüdendes; in ihrem Umgang mit Menschen viel Hemmendes, Beengendes oder auch ängstlich Weitläufiges; aber in ihrem Umgang mit Gott war reines Leben, demüthig stolzes Bewußtsein und fromme Hingebung.

Das ganze protestantische Deutschland war durch Luther entzündet worden, und es blieb im frischen Angedenken, wie viel es ihn und wie viel es die Deutschen überhaupt gekostet hatte das alte geistliche Joch zu zerbrechen.

Luther selbst hatte durch seine herrlichen Lieder, die seinem edeln Gemüthe wie ein goldner Strom entquollen, bald den reinsten Trost ausgesprochen, (z. B. „Christ lag in Todesbanden," „Mit Fried' und Freud' ich fahr dahin") bald die Gemüther auf das allgemeine Band, das alle Christen umschlingt, hingewiesen, („Wir glauben all' an Einen Gott" u. s. w.) bald Aechtes und Reines gelehrt, (z. B. „Christ unser Herr zum Jordan kam" u. s. w., „Es spricht der Unweisen Mund wol" u. s. w.) bald edle Märtirer gefeiert, („Ein neues Lied wir heben an") bald durch das reinste christlichdemüthige Triumphlied „Ein' veste Burg ist unser Gott" alle Herzen erquickt. Ganz besonders hatte er auch in seinen Liedern stets darauf hingewiesen, daß der wahre Protestant sich stets auf edlen Kampf gefaßt machen müsse, den er aber unter Gottes Beistand wohl bestehen werde. Daher die Lieder: „Ach Gott vom Himmel sieh darein" und jenes allberühmte, dessen einfach tiefe Bedeutung wir auch heute, wo es nicht minder noth thut, recht einsehen mögen;

Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort,
Und steur' des Pabst's und Türken Mord *).

---

*) In ihrer völligen Reinheit findet man diese Lieder nebst einigen von würdigen Zeitgenossen in dem Werke, welches den Titel führt: „Geistliche Lieder zu Wittenberg Anno 1543." Luther hat die Warnung vorgesetzt:

Viel falscher Meister jetzt Lieder tichten,
Sihe dich für vnd lern sie recht richten,
Wo Gott hinbawet sein Kirch vnd sein Wort
Da wil der Teufel sein mit trug vnd mord.

Auch die Vorrede ist vortrefflich. Er erklärt zuvörderst mit großer Bescheidenheit, daß jetzt manche aufgetreten sein, mit Liedern, welche die seinigen weit übertreffen, (welches jedoch wohl schwerlich jemand glauben wird) andere aber seien sehr unge-

§. 4.

Auch hier zeigte Luther, daß es ihm durchaus nicht um seinen Namen zu thun sei, und daß er überhaupt nichts Neues in die für alle Ewigkeit geoffenbarte Religion bringen wolle — wie hätte Er, der demüthig Große, einen solchen Gedanken hegen können, und doch wie oft hat man ihn des beschuldiget? — sondern daß er nur zurückzubringen strebe: das Alte in seiner lautern Heiligkeit. Nicht genug, daß er Hussens Lied „Jesus Christus unser Heiland" verbessert wieder mittheilte, selbst die alten unschuldig kindlichen Lieder, z. B. die harmlosen: „In dulci jubilo, nun singet und seid froh," — „Ein Kind geboren zu Bethlehem" u. s. w. gab er von neuem heraus, und freute sich der Nachbarschaft des Paul Speratus (geb. 1484. gest. 1554) eines wackern und muthigen Mannes, der, wenn auch weit unter Luther stehend, doch so redlich sang: „Es ist das Heil uns kommen her." Auch Justus Jonas

---

schickt zu Werke gegangen, und hätten seine Lieder verbessern und vermehren wollen," das verbittet er ernstlich und mit derbem Witz. (Was würde er gesagt haben, oder was sollen wir sagen, daß man z. B. in einigen Gesangbüchern aus: „Eine feste Burg ist unser Gott" das schwache, lahme: „Ein starker Schutz ist unser Gott" gemacht hat?) — Der wackere Schluß lautet: Bitte und vermane alle die das reine Wort lieb haben, wollten solches unser Büchlein hinfurt on unser Wissen und Willen nicht mehr bessern oder mehren. Wo es aber on unser Wissen gebessert würde, daß man wisse, es sey nicht unser zu Wittenberg ausgegangen Büchlin. Kann doch ein jeglicher wol selbs ein eigen Büchlin vol Lieder zusamen bringen, und das unser für sich allein lassen ungemehret bleiben, wie wir bitten, begeren und hiemit bezeugt haben wollen. Denn wir ja auch gerne unser Müntze in unser wirde behalten, Niemand unvergunnet für sich eine bessere zu machen. Auff das Gottes Name alleine gepreiset und unser name nicht gesucht werde. Amen."

(geb. 1493 gest. 1555) gab sein Lied: „Wo Gott der Herr nicht bei uns hält," und der treffliche Matthesius (geb. 1504, gest. 1565), der vielleicht unter allen Zeitgenossen Luthern in der Liebe am meisten verstand, „Aus meines Herzens Grunde," einen Gesang, zweifellos ruhige Freudigkeit athmend und gebend.

§. 5.

Auf der Höhe wohin Luther das Kirchenlied gebracht, konnte es sich jetzt nur halten, aber es konnte nicht weiter schreiten, ja wir finden, daß den meisten deutschen Dichtern am Schluß des sechszehnten und zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts fast ein wenig der Athem ausging, doch hat es auch nicht ganz an Männern gefehlt, die wenigstens den gebahnten Weg würdevoll gehen konnten. Wir nennen Philipp Nicolai (geb. 1556 gest. 1608) dessen: „Wachet auf! ruft uns die Stimme" ganz im Geiste jener frühern Zeit gedichtet ist, und dessen „Wie schön leucht' uns der Morgenstern," sogar eine neue Bahn gebrochen zu haben scheint, indem hier die leichte Allegorie selbst den Anfänger im Christenthum freundlich anspricht.

Aber welcher Reichthum von geistlichen Liedern voll Geistes thut sich nach jener doch nur kleinen Pause vor unserm Blicke auf! — Fast alle die Hemmungen und Störungen, die dem vaterländisch gesinnten deutschen Dichter auf den andern Gebieten der Poesie entgegen traten, wurden hier, sobald er seine Andacht rein christologisch nur Gott und der reinen Kirche darbrachte, zu günstiger Reizung und Beflügelung. — Nur wer für das Christenthum großherzig gelitten hat, oder doch bereit ist, für dasselbe zu handeln und zu leiden, besitzt die feurige Liebe, die ein geistliches

Lied

Lied erzeugen kann. Durch Blut sollte die junge evangelische Kirche sich gründen, durch Blut wachsen, und freudig gaben die Deutschen es hin, und in der heiligen Begeisterung ertönten die Lieder, welche die Dichter nicht selten durch ihr Blut errungen hatten.

§. 6.

Auch der talentvollste Dichter kann sich nicht hinsetzen an den Schreibtisch und sagen: „Jetzt will ich einmal ein geistliches Lied anfertigen," er würde nur etwas zu Stande bringen, das halbweg aussieht wie geistlich, aber ohne Mark und Saft und Leben ist. Wer den Gott nicht in sich selbst lebendig trägt, wer Christum nicht in sich erfahren und erlebt hat, der kann nur den Todten besingen, den ewig Lebendigen nicht. Es war jenen Männern ein Ernst, ein ganzer vollständiger Ernst um die heilige Sache und so mußte auch wohl ihr Gesang lebendig strömen.

Wir haben im Laufe dieses Buches nicht selten eine solche Gesinnung bei den Dichtern gefunden, und wir werden hier gern daran zurückdenken und neue Belege geben. So ausgerüstet finden wir Johann Heermann (geb. um 1585, gest. 1647) dem das traurige Loos zu Theil geworden war, in seinem ganzen Leben auch nicht einen gesunden Tag zu haben. Das hatte ihn gelehrt, in sich selbst gesund zu werden, die Heimath in Gott zu suchen und zu finden. Seine Lieder athmen heitere Ergebung, und nur ein einzigesmal geht die Bitte: „Gesunden Leib gieb mir," mit nackten Worten, aber desto rührender durch die höheren Bitten hin, besonders da noch in derselben und nächsten Zeile hinzugesetzt wird: „und daß in solchem Leib ein' unverletzte Seel' und rein Gewissen bleib'."

§. 7.

Unter den edeln Frauen des siebzehnten Jahrhunderts, welche die Brandenburgische Geschichte uns vorführt, steht mit unauslöschlichen Zügen in sanfter Erhabenheit Louise Heinriette, die Tochter Friedrich Heinrichs Prinzen von Oranien, erste Gemahlin des großen Kurfürsten, geb. im Haag 1627, gest. zu Berlin 1667. Was sie ihrem Gemahle war in reiner Liebe und Treue, und wie er in ihr alles fand was keine Zeit ihn vergessen ließ, wie sie dem ganzen Lande als Muster vorleuchtete, darüber spricht die Geschichte des Landes selbst vernehmlich; hier werde ihrer nur als Dichterin gedacht. Zuvörderst verdient sie großes Lob, daß sie, die geborene Niederländerin, doch schon nach vier bis fünf Jahren der deutschen Sprache mächtig genug war, um selbst ihre frömmsten Empfindungen in derselben, und zwar in gebundener Rede, auszusprechen. Ihr verdanken wir eine reiche Sammlung geistlicher Gesänge, unter denen vier von ihr selbst verfaßt worden sind. Das bekannteste ist das erquickliche Auferstehungslied: „Jesus meine Zuversicht." So wie sie, die sanfte Fürstin, dort in der zweiten Zeile aussprach „und mein Heiland ist im Leben," so war auch des großen starken Fürsten letztes Wort auf dem Sterbebette: „Ich weiß daß mein Erlöser lebt." Ein anderes ihrer Gedichte „Rückkehr zu Gott" zeigt von wahrer Kraft der Darstellung und lehrt uns auf eine eindringliche Weise, wie der Mensch mit sich selbst streng in's Gericht gehen müsse, um rückkehren zu können.

§. 8.

Christoph Runge, geboren 1619, gestorb. um 1680, als Buchdruckerherr in Berlin. Er war es, dem die Kur-

fürstin die Herausgabe des Gesangbuches anvertraute, welches er in Verbindung mit dem Musikdirektor Crüger auf eine würdige Weise besorgte. Ihm verdanken wir jene Nachricht von den Liedern der Kurfürstin, wodurch jeder Zweifel, als könne sie in so kurzer Zeit die deutsche Sprache nicht so gründlich erlernt haben, als unstatthaft abgewiesen wird. Er selbst war ein Mann, der, durch Trübsale aller Art geläutert, sich des Vertrauens der Fürstin würdig gemacht hatte. Er selbst erzählt uns in der Vorrede, wie vielfältiges Unglück „in schweren Pestzeiten, in Kriegsgefahr, auf höchst gefährlichen Reisen, in hohen Nöthen und Anfechtungen, in unverdienten Bedrängnissen von Neidern und Hassern, in Dürftigkeit und anderm Kreuz und Elend," er erduldet habe. Seine Gattin starb ihm frühzeitig, so wie seine sämmtlichen acht Kinder, ja er erlebte das ungeheuere Geschick, daß einmal an Einem Tage vier von seinen Kindern begraben wurden. (Vermuthlich hatte sie die Pest hinweggerafft.) Ein solcher Mann war wohl geeignet, sein tief innerliches Leben und wie dasselbe durch den Glauben stets gekräftigt worden sei, auszusprechen. Wir finden in seinen geistlichen Gedichten eine einfältige Kraft und Innigkeit, die uns mit Theilnahme erfüllt, ja wir glauben, daß selbst ein erkältetes Gemüth durch ihn könnte gerührt werden. So heißt es in dem „Dank nach überstandener Anfechtung:"

Ich bat dich mit Thränen, Mit Leid, Angst und Sehnen,
Mein Aug' und Gesicht
Hub ich auf und schrie, Neigte meine Knie,
Stund auch aufgericht't.
Ich ging hin und her; mein Sinn
War bekümmert und voll Sorgen
Durch die Nacht an Morgen.

Ich, als ich nicht sahe, Daß du mir so nahe,
Sprach zu dir im Sinn:
Ich kann nicht mehr beten; Komm, mein Heil, getreten!
Sonst sink ich dahin;
Ja ich sink. — „Ey, sprach dein Wink,
Halt, meynst du, daß ich nicht lebe,
Noch fort um dich schwebe?“

Wie sehr sein Gesangbuch, das den Titel führt: Praxis pietatis melica, geschätzt wurde, geht schon aus dem Umstande hervor, daß es im Jahr 1688 die 23ste Auflage erlebte.

§. 9.

Erinnern wir uns ferner hier von neuem an Paul Gerhard, den wir bereits im ersten Theil haben kennen gelernt, an ihn, der uns fast erscheinen darf wie ein edler Sohn Luthers, ganz entflammt von dem feurigen Muthe und dem tiefen Geiste des großen Vaters. Er achtete keine weltliche Rücksicht, um nur seiner heiligen Ueberzeugung treu bleiben zu können. Ihn konnte nichts verwandeln, und wie er gelebt, so starb er auch, denn als er in seiner letzten Ohnmacht den Tod wie mit leiblichen Augen sah, sagte er mit letzter Kraft die Worte aus seinem eigenen Liede: „Kann uns doch kein Tod nicht tödten.“

Auch jener Angelus, obwohl wir mit Recht seinen Uebertritt zur katholischen Kirche beklagen, doch muß es ihm stets ein rechter Ernst gewesen sein, und nicht anrührend was die äußeren Kirchen trennet, ließ er unter andern das schöne Lied aufflammen: „Mir nach! spricht Christus unser Held.“ Minder feurig, aber sinnig ruhig dichtete Michael Altenburg (geb. 1609, gest. 1638), als Jüngling schon die beste Weisheit hegend: „Was Gott thut das ist wohl gethan.“

Wie viel tausend und wieder tausend Herzen hat Si-

mon Dach durch seine Lieder: „Soll mein Geist gebücket gehen" u. s. w. „Sei meine Seel' in Dich gestellt," u. s. w. „Ich bin ja, Herr, in deiner Macht," und durch das köstliche: „O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen!" gestärkt und beruhigt, — und zu wem hat nicht Flemmings: „In allen meinen Thaten" kräftig sänftigend gesprochen? —

Selbst Rist, den wir gleichfalls bereits kennen gelernt haben auch in seinen Schwächen, erhob sich dennoch zuweilen zu Liedern wie: „Ermuntere dich, mein schwacher Geist," — „O Ewigkeit, du Donnerwort" u. a. *). — Erinnern wir uns an alles dieses, so werden wir das fröhliche Ergebniß vor uns haben, daß ein ganz besonderer Segen auf diesem heiligen Felde der Poesie ruhe.

§. 10.

Dieser Segen zeigte sich auch noch jetzt in der kläglichsten Zeit unserer Literatur, denn manche Dichter, welche, sobald sie von weltlichen Dingen reden, widerlich und geschmacklos erscheinen, sind tüchtig und machtvoll, oder sanft und milde, sobald sie ihre Andacht ausdrücklich Gotte weihen. Ihre heiligen Augenblicke gingen nicht verloren, und immer größer und wunderbar größer wurde der Reichthum

---

*) In der That wenn Rist, wie nicht geläugnet werden kann, mitunter sich eitel zeigte, so tragen wirklich die lieben Deutschen einen großen Theil der Schuld, denn in der Vorrede zu seinen musikalischen Katechismus-Andachten, sagt er selbst, der doch wenigstens niemals sich lügenhaft gezeigt, man habe ihn schon mehr als tausendmal (!) principem poetarum totius Germaniae in Briefen titulirt. Ja man fand durch Buchstabenwechsel in dem Namen Johannes Rist die Worte: In te ars omnis, welches Anfangs sehr gefiel, und erst von Wetzel in der Liederhistorie (Theil II. Seite 389.) ein allzu flatteuses anagramma genannt wird.

an geistlichen Kirchenliedern. Wetzel konnte um das Jahr 1720 schon mehr als 500 solcher Dichter zählen, Gerhard Ernst von Frankenau (gest. 1749) hinterließ einen Schatz von 33,712 Liedern in dreihundert Bänden, und Johann Jakob von Moser hatte einige Jahrzehnte später ein geschriebenes Register von funfzigtausend geistlichen Liedern der Deutschen.

Möge immerhin in dieser fast endlosen Fülle manches höchst unbeholfene und schwache vorhanden sein; immer ist doch der Aufschwung eines ganzen wenn auch schwachen Gemüthes zur Hervorbringung eines geistlichen Liedes vonnöthen, und immer bleibt es für die Nation sehr rühmlich, daß so viele bei ihr aufstanden, die das höchste geistige Bedürfniß fühlten und wenigstens redlich strebten es zu befriedigen. Immer setzt jene Fülle eine religiöse Stimmung bei dem Volke voraus, eine geistige Richtung, die durch so manches von außen hereinbrechende Elend nicht gehemmt, sondern nur befördert werden konnte. Bei einem Volke aber, das eine solche Stimmung sich stets zu erhalten wußte, ist die Geschmacklosigkeit, die wir fast in allen andern Theilen ihrer damaligen Literatur bemerken, gewissermaßen nur oberflächlich oder angeflogen, und theilweise fast nur lächerlich.

§. 11.

Man möchte beinah sagen: die Deutschen irrten sich in sich selbst als sie meinten, der seicht üppige Hoffmannswaldau gefalle ihnen; denn ihrer bessern Natur mußte er unerträglich sein. Diese erfreute sich der trefflichen edel ernsten Sänger, und nicht bloß erinnerte man sich derselben Morgens und Abends bei der häuslichen Erbauung und alle Sonn- und Festtage in der öffentlichen Andacht, sondern

man lebte überhaupt ganz entschieden mit ihnen, und in ihnen. In allem was seiner ganzen Natur nach ernsthaft ist, Religion und Wissenschaft, verlangte man das Höchste und Tiefste, Einfachste und Herrlichste, aber man war noch nicht gebildet genug, um von diesem Standpunkte aus sich den Weg zu reinem Geschmack, insonderheit aber zu reinem Scherz, Witz und Humor zu bahnen. Das hielt man alles nur für durchaus weltlich, und mit dem Weltlichen nahm man es nicht genau. Die menschliche Natur vermag aber nicht immer und zu jeder Zeit den höchsten Ernst und die glühende Andacht zu ertragen; und wie man im Mittelalter sogar ohne Anstoß und Aergerniß zu erregen, christliche Ostergelächter hatte, Eselsfeste feierte u. s. w. (ein Uebelstand der mit Recht längst aufgehoben war) so verlangte man jetzt, in weltlichen Dingen wenigstens, zu denen leider auch die Poesie gerechnet wurde, die höchste Bequemlichkeit. Man wollte sich erholen und nahm es sich nicht sonderlich übel, wenn man selbst an ästhetischen Affentänzen einiges Vergnügen fand.

Selbst der Umstand, daß manche geistliche Gesänge nach den Melodien von bekannten Volksliedern verfaßt wurden, zeigt von der robusten Natur der Deutschen, die sich in ihrer edeln Andacht durchaus nicht stören ließen durch die Erinnerung, daß sie ja auch manche ihrer frischen Wald-, und Feld-, Jäger-, Soldaten- und Liebeslieder nach derselben Melodie sangen, in welcher sie einige ihrer rührendsten Kirchenlieder vortrugen, und es ist bedenklich, daß späterhin einige wohlmeinende Theologen, z. B. Schamelius im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, eine Abstellung dieser gemeinschaftlichen Melodien wünschten, und die geistlichen Dichter ersuchten, hinfort nicht mehr nach weltlichen Weisen ihre Lieder aufzusetzen. — Eine solche Warnung

mochte nöthig sein; daß sie es aber geworden war, ist kein gutes Zeichen.

§. 12.

Manche Leser und manche Kritiker möchten vielleicht wohl kaum bis hieher gewartet haben, um mir zu sagen, daß sie überhaupt die geistlichen Lieder des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts mit wenigen Ausnahmen nicht sehr hoch anschlagen, und daß ich meines Theils den Werth derselben überschätze. Was den Inhalt betrifft, (den die Meisten aber nur von Hörensagen kennen) so sei derselbe keinesweges so voller Aufklärung als in den geistlichen Liedern der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Es komme zu wenig Lehre vor, und zu viel Wunder, Blut, Flüchten der Seele in die Wunden des Erlösers, so wie überhaupt das Erlösungswerk oft ganz wörtlich biblisch genommen werde. Die Natur des Menschen werde stets als durchaus verderbt vorgestellt, und nur in der Gnade und durch Gnade werde ihm der Rückweg zum Paradiese und der Aufschwung zur Seligkeit gegeben. Der Glaube, der hier verlangt werde, sei über alle Vernunft hinaus, und mitunter als Ueberglaube anzusehen. Manches sei offenbar geeignet, Schrecken und Zittern zu veranlassen, wie z. B. das Lied „O Ewigkeit du Donnerwort.“ Manches kindisch und weichlich, wie z. B. die häufigen Betrachtungen Christi als eines Kindes, und der Name „Jesulein“ könne einem ernsten Manne schwerlich gefallen. Die Liebe für Christus, welche den Inhalt fast aller Lieder ausmache, habe oft etwas leidenschaftliches oder zärtliches, weichliches oder gar sinnliches u. s. w. u. s. w. Die Sprache endlich sei vollends hart, rauh, unbeholfen u. s. w.

Es kann nicht schwierig sein, diese nur angedeuteten

Einwürfe noch gar sehr zu vermehren und ich würde dieses Geschäft gern selbst übernehmen, wenn ich nicht des Raumes schonen müßte. Was in jenen Einwürfen gegründetes ist, habe ich selbst bereits bei manchen Gelegenheiten eingeräumt, und es wird sogleich näher untersucht werden; in der Hauptsache bin ich verschiedener Ueberzeugung, klar erkennend, daß einige jener gerügten Fehler wahre Tugenden sind, worüber es hier in einer Schrift, die doch nicht unmittelbar auf Theologie hindeutet, keiner ausführlichen Beweise bedarf. Jene große Anzahl der geistlichen Lieder ist nur wichtig, weil sie, wie gesagt, die religiöse Stimmung des ganzen Volkes zeigt und eine solche kann wohl nie zu hoch geschätzt werden. Was aber die einzelnen Lieder betrifft so mögen immer von jenen funfzigtausend — neun und vierzig tausend ungenügend und schwach genannt werden; das übrigbleibende Eintausend ist völlig hinreichend um diesen Theil unserer Dichtkunst zu dem glänzendsten von allen in der damaligen Zeit zu machen.

§. 13.

Betrachten wir aber jenes Ungenügende näher, und suchen wir nach den Quellen der Wahrheit und des Irrthums in den geistlichen Gesängen, so möchte sich sodann etwa folgendes ergeben, welches hier ganz kurz ausgesprochen werden darf. — Wenn die Religion der Griechen das Leben selbst als des Lebens Preis ansah, wenn sie die Götter selbst zur Erde herab rief und den anmuthigen Verein von geistiger Bildung und feinstem Sinnengenuß als das letzte Ziel alles menschlichen Strebens betrachtete, so erscheint das Christenthum, in so weit es sich in einem solchen Gegensatze aussprechen läßt, als die Religion des Lebens und des Todes, der Sehnsucht und der Erfüllung, des Wissens

und des Glaubens. Aber nur zu leicht kann hier, selbst bei wohlgesinnten und begabten Menschen, die Wahrheit nur zur Hälfte erscheinen, wodurch die Harmonie im Innern gestört wird. So hat mancher im Christenthum nur die Strenge gesehen, aber nicht die Milde; nicht die Erfüllung, sondern nur die ewige Sehnsucht; nicht die unendliche Heiterkeit und Freudigkeit, sondern nur jene tiefsinnige Traurigkeit und Wehmuth, die doch gewissermaßen nur die noch verhüllte Ahnung zu begleiten pflegt, bis sie endlich mit jener reinsten Freudigkeit ganz verschmilzt. Mit Einem Worte: Man erkannte nicht immer die Religion des Lebens und des Todes, sondern vergaß über der Herrlichkeit des Todes, die das Christenthum erst hervorgerufen hatte, die heitere Bedeutung des Lebens, die es nicht minder erklärt und verklärt. Man vergaß nicht selten, daß es ja für den wahrhaft Lebenden überhaupt keinen Tod geben könne, so wie ja auch das zeitliche Leben schon die Ewigkeit in sich haben muß, weshalb es von dem größesten Irrthum zeigt, wenn wir das Sterben allein für die Bedingung der Seligkeit erklären.

§. 14.

Fassen wir diese Gedanken, so wird uns kaum mehr irgend eine Seltsamkeit in so manchem geistlichen Liede befremden können. Manche im Leben vielleicht sehr sanfte Dichter waren in ihren christlichen Gesängen nicht selten rauh und hart *), theils gegen manche selbst die harmloseste Neigung und sogenannte weltliche Freude, theils gegen die Feinde des Christenthums, die, als Unglückliche, wohl streng, doch auch mit dem gebührenden Mitleid behandelt werden sollen.

---

*) Sie erscheinen in ihren geistlichen Liedern gemüthshart,

Andere betrachten das ganze Leben wie ein stetes Verweilen in einer Marterkammer oder gar in einer Mörderhöle. Viele sind in stetem Seufzen, fast gleich den — Wachteln (selbst beim Aufgang des Mondes) oder den Leichenhühnern, oder Todtenuhren, oder sie ähneln doch den Klagefrauen, die aus dem Jammern ein Geschäft machen, sie sehnen sich immerdar nach dem Tode und finden doch nie ein Ende in der Beschreibung von den äußeren Schrecken desselben. Aber sie wollen eben schrecken, sich selbst und andere; darum werden wir selbst mit dem Klappern der Todtengerippe und mit dem Geruche der Verwesung nicht verschont. Möchte das immerhin angedeutet werden; — es ganz vermeiden wollen wäre Weichlichkeit — aber es geht gewöhnlich durch mehrere Strophen monotonisch hin, bis endlich ganz zuletzt ein spärlicher Strahl des göttlichen Lichts und der göttlichen Gnade durch die Ritzen der Särge hindurch schimmert.

Wie ganz anders ist auch hier unser herrlicher Gerhard, der als erläuterndes Muster gelten kann, da er, wie in einer ewigen Freudigkeit wandelnd überall nur Leben sieht, und der selbst in dem furchtbar großen Gedicht „O Haupt

---

ja grausam, während sie (wir dürfen es hoffen) innerlich überzeugt waren, das sei nur religiöse Strenge: z. B. Wolfgang Dachstein, Prediger zu Magdeburg, Zeuge der Zerstörung der trefflichen Stadt (10. Mai 1631) und einer der wenigen Geretteten. In seinem Liede: „An Wasserflüssen Babylon" sind Skellen, die kein Christ singen sollte, z. B. der Vers, welcher mit der Zeile beginnt: „Du schnöde Tochter Babylon." — Hier wie überall gelte das ewige Wort: „Prüfet alles und das Gute behaltet." — Wie innig aber manche altdeutsche Dichter auch die ganze unendliche Milde des Christenthums erkannten, möge unter so vielen bereits gegebenen und noch zu gebenden Beweisen, hier nur durch die Erinnerung an das einzige köstliche Lied: „O wie selig seid ihr doch ihr Frommen" (von Simon Dach) belegt werden.

voll Blut und Wunden" des süßesten Trostes in jedem Augenblicke genießt, weshalb wir auch hier die geliebten Worte finden:

Wenn ich einmal soll scheiden
So scheide nicht von mir!
Wenn ich den Tod soll leiden
So tritt du dann herfür!
Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze seyn,
So reiß mich aus den Aengsten
Kraft deiner Angst und Pein!

Aber selbst Andreas Gryph ist nicht immer frei von der Lust an jenem Ausmalen der Verwesung.

§. 15.

Bei andern Dichtern geht oft die Wehmuth bis zur äußersten Schwäche, sie klagen und weinen ohne Ende, finden überall in den Menschen gefährliche Feinde und ziehen sich schüchtern von ihnen zurück. — Wie anders abermals Gerhard mit seinem ruhigen Kraftspruch:

Unverzagt und ohne Grauen
Soll ein Christ,
Wo er ist,
Stets sich lassen schauen.

Einige legen sogar auf jenes Klagen und Weinen den höchsten Werth, wünschen ein Meer von Thränen zu vergießen und geloben, daß „so lange das Herz sich rege" sie stets um Jesus „weinen und heulen" wollen. Andere scheinen sich fast mit einer Art von Verzweiflung sämmtliche Laster anzudichten, nicht um zu erdichten oder zu heucheln, sondern weil sie das für wahre Demuth halten, und es ist bekannt, daß Hoffmannswaldau in einem Bußgesange ge-

radezu erklärt, er sei „von den schnöden Füßen bis an das Scheitelbein nichts als ein Höllenaas.“

Ganz besonders gern schildern sie die Leiden Christi, welches allerdings löblich sein würde, wenn sie nur nicht die Mißhandlungen der Kriegsknechte, die sichtbare Dornenkrone, die fünf Wunden u. s. w. für die ausschließlich zu betrachtende Hauptsache zu erklären schienen. Ferner ist bekannt, daß manche mit der traurigsten Inconsequenz von Jesu und mit ihm in ihren Gedichten reden, denn bald ist er ihnen der strengste von jeder Gnade entfernte Richter, bald scheint er sogar (es ist traurig zu erzählen) fast der Sünden der Menschen sich zu freuen, um nur desto mehr vergeben zu können. Vorherrschend bleibt jedoch fast immer der Gedanke an die eiserne Strenge der Gottheit, wie er es bekanntlich auch in der frühern katholischen Kirche war. Hier aber zeigte sich die milde Mutter Gottes als gnadenreiche Vermittlerin, und nach ihr der Heiligen so viele, die kräftig fürbittend dem dräuenden Richter das Schwerdt entwinden. Luther hatte diesen ungeheuren Aberglauben vernichtet, und in jedem seiner würdigen Nachfolger war statt des frühern fabelhaften Trostes der reine ächte ewige Trost in Gott erschienen. Aber den einseitig-engen, trüben Gemüthern fehlte oftmals dieser Trost, und sie sprachen nur zu oft die Furcht und den Schrecken aus, der sie gefangen hielt.

§. 16.

Um so näher aber lag der entgegengesetzte Irrthum bei einer andern Gattung von Christen, und ihren Sprechern, den Dichtern. Die Freuden des Lebens wurden, als seien sie durchaus irdischer Natur (!!) von diesen Sprechern verschmäht, ja selbst die Freude an der Natur wagte sich nur

selten und schüchtern, etwa in einem Aerndteliede, hervor, nicht minder selten die Freude an der Freundschaft und der Liebe; ja es ward die letztere gänzlich in die sogenannten weltlichen Lieder und Romane verwiesen. Aber von dort aus flüchtete sie sich oft zurück dahin, wohin sie allerdings nicht gehört: in die geistlichen Gesänge.

Es ist freigesinnten und kindlichen Gemüthern unmöglich, stets nur mit Furcht und Zittern an den Gott der Gnade zu denken, diese wandten nun ihre höchste Liebe wie billig dem Erlöser zu; aber sie begingen den Irrthum, nunmehr auch jeden einzelnen Strahl und jede Aeußerung der Liebe, wie sich dieselbe hier auf Erden in menschlichen Verhältnissen bildet, in ihren Gedichten auf den Erlöser zu übertragen. Sie sprechen mit ihm bald wie die Braut zu dem Bräutigam, ja sogar wie der heimlich-zärtlich Liebende zu der Geliebten, wie das Kind zu der Mutter, oder auch wohl fast wie die Mutter zu dem zärtlich umfaßten Wunderkinde. Einige dieser sogenannten Jesuslieder und gereimten Gespräche mit ihm haben etwas kindlich-rührendes; aber die meisten sind des erhabenen Gegenstandes unwerth, abenteuerlich, fantastisch, tändelnd kindisch und können selbst bei dem bescheidensten und frömmsten Menschen unwillkührlich Lächeln erregen; wie viel mehr bei dem frivolen Haufen, der die tiefere Quelle des Irrthums nicht zu erkennen vermag! — Denn, um es gerade heraus zu sagen, nicht der seichte frivole Haufen, der um so seichter ist je aufgeklärter er sich hält, nicht der Liebelose hat ein Recht, jene irrigen Aeußerungen der Liebe zu verlachen, sondern nur der sinnig und tief liebende; der aber wird eben deshalb sein Lachen bald mit dem bessern Bedauern des Irrthums vertauschen. Und in der That dies Bedauern wird ihm oft abgefordert werden.

§. 17.

Man nimmt gewöhnlich an, daß Johann Wilhelm Petersen der Anführer jener christlichen Liebesdichter sei; allein es ist hier überhaupt kein einzelner Urheber zu nennen, und es finden sich bereits im sechszehnten Jahrhunderte, z. B. bei den sogenannten Schwenkfeldern, Spuren von jener Richtung. Sollten wir aber wirklich einen nennen, so sei es der bereits oben genannte Philipp Nicolai, ein ausgezeichneter Theolog, voll heißen Gefühls und blühender Fantasie, der durch sein allbekanntes und in mancher Hinsicht sehr löbliches Lied „Wie schön leuchtet uns der Morgenstern," die Gemüther anregte. Aber er wäre doch auch nur eine sehr unschuldige Veranlassung; bei ihm ist fast immer Maaß und Gränze, und der spätere Gefühlsluxus und die fantastische Weichlichkeit kann nicht ihm zur Last gelegt werden.

Mit nicht minderm Unrecht hat man auch wohl den sanften fantasiereichen Spee und den geistvollen, tiefsinnigen (nur zuweilen in gefährliche Mystik fallenden) Scheffler (Angelus) als Führer dieser geistlichen Liebesdichter betrachten wollen. Es war genug, wenn man nur etwa gelegentlich erfuhr, daß der letztere ein Werk geschrieben habe unter dem Titel „Heilige Seelenlust, oder geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche," um sogleich mit rauher Hand den Stab über ihn zu brechen. Allein bei näherer Betrachtung finden wir, daß, mit Ausnahme des unerfreulichen Titels und einiger wenigen hyperfantastischen Ausdrücke, manche seiner Lieder von wahrhaftiger Begeisterung und reiner Gottesliebe durchglüht sind. Eben so wenig dürfen die großen herrlichen Männer Spener und Franke als Stifter dieser Jesuslieder-Schule betrachtet werden, obwohl allerdings dem frühern Hallischen Gesangbuche

der Vorwurf gemacht werden darf, manche jener schwärmerisch überschwänglichen Lieder aufgenommen zu haben. Diese finden aber — wir wiederholen es — ihren Ursprung überhaupt nicht in einem einzelnen Dichter, sondern sind, wie bereits oben angedeutet worden, entstanden aus einer Opposition gegen manche furchtbar ernste, dunkelschwere, Fantasie und Freude tödtende Theologen und deren schwarze Verwesungslieder. Die Opposition hatte, als solche, vollkommen Recht; aber sie gerieth gar bald auf Irrwege, bis sie zuletzt oft mit fader Süßlichkeit aufhörte.

§. 18.

Endlich finden wir auch noch eine Menge geistlicher Lieder, in denen nichts an die Poesie erinnert als der Reim. Man könnte sie eintheilen in die platten und matten Gefühlslieder, und in die noch matteren und platteren Compendiumsgedichte. Die ersteren haben, wenn man will, einen wirklichen Anführer, Christian Weise, den wir bereits oben in manchen seiner guten und übeln Eigenschaften haben kennen gelernt. Unter allen seinen Kirchengesängen, deren man 258 zählt, ist auch nicht ein einziges hervorstechendes, überall guter Wille, aber gänzliche Kraftlosigkeit. Da nun dieser Mann sehr berühmt war, so gereichte er gar vielen Poeten zum großen Troste, die, ihm gern folgend auf dem breiten ausgefahrnen Wege, die mittelmäßigsten Gefühle und Ansichten zusammenreimten, die dann unter dem Titel „geistliche Gedichte" erschienen und Beifall fanden. Die eben genannten Compendiumslieder erklären sich von selbst. Es sind schwerfällig gereimte Paragraphen aus theologischen Heften; Begeisterung und Freiheit fehlen ganz, alles ist eng eingezäunt, und, fast möchte ich sagen, Brust verletzend und Athem versetzend.

Man

Man sieht, ich habe nichts verschwiegen, was sich gegen viele hundert ja tausend geistliche Gedichte der Deutschen mit Recht sagen läßt. Auch da, wo wir uns arm fühlen, sollen wir unsere Armuth nicht verhüllen wollen; hier aber wo wir uns so reich, ja überreich wissen, wäre Verschweigen doppelt tadelnswerth. — Haben wir aber alle jene einzelnen Mängel offen und unumwunden ausgesprochen, so kehren wir zu der ruhig stolzen Ueberzeugung zurück, daß wir seit Luther und durch ihn in der geistlichen Liederpoesie eine Palme gewonnen, die in ihrem innersten Mark gesund und kräftig, den Stürmen jeder Zeit widerstanden hat und widerstehen wird.

§. 19.

Aber nicht bloß das religiöse Lied ist hier mit Anerkennung zu betrachten; sondern auch die religiöse Beredsamkeit, die einzige Art der Redekunst, welche den Deutschen damals zugänglich war. Sie steht tief unter der geistlichen Dichtkunst, wie sie sich damals zeigte, aber sie steht doch höher als irgend ein anderer Theil ihrer damaligen Dichtkunst. Von Luthers Beredsamkeit ist hier gar nicht die Rede, denn die ist — um es mit einem Worte unumwunden auszusprechen — gewichtiger und gewaltiger als irgend eine, die sich jemals in Europa gezeigt hat *); auch nicht von dem schweren und tiefen Schwenkfeld, nicht von dem einfach liebenswürdigen geistreichen Mathesius; diese Männer stehen weit über ihrem Zeitalter und haben deshalb im Großen und Ganzen erst spä-

*) Wer dies übertrieben findet, der wolle zuvörderst Luthers sämtliche Werke lesen und wiederlesen und studiren und dann urtheilen. Wenigstens wird er mir dann für den guten Rath danken.

ter gewirkt und werden erst noch recht wirken. Hier soll nur hingedeutet werden auf diejenigen beredten Männer, die unmittelbar als die besten oder doch als ausgezeichnete Kinder ihrer Zeit, diese Zeit erfülleten, und die Richtung bestimmten, welche sie nehmen sollte. Hier rufen wir uns ferner zurück: Arnd und Jakob Böhme, Männer, die wir bereits im ersten Theile dieses Werks näher betrachtet haben, und an die wir jetzt noch manche spätere knüpfen, keinesweges um sie (was ja auch bei jenen nicht geschah) unbedingt zu loben, sondern um ihr Gutes und Mangelhaftes gelassen zu erkennen. Es ist dies um so wichtiger, da über so manchem andern verkehrten Streben nach Beredsamkeit, dessen ganzer Jammer oben deutlich geschildert worden, die geistliche Beredsamkeit der Deutschen, in der doch nicht wenig ausgezeichnetes geleistet wurde, jetzt fast ganz vergessen scheint. Die Deutschen fanden kein Parliament und keine öffentlichen Gerichtshöfe, in denen sie hätten glänzen können; aber die Kanzel haben gar manche mit hoher Ehre erfüllt, und von dort herab mit siegender Kraft zu der empfänglichen Gemeine geredet, und nur kenntnißleerer Leichtsinn möchte hier die Sprache anklagen.

Es scheint indessen wohlgethan, die geistlichen Liederdichter und Redner nicht streng von einander zu scheiden, besonders da wir häufig beides in Einer Person vereinigt finden; und so mögen denn auch jetzt diese Poeten und Rhetoren dicht neben einander in Einer Reihe auftreten.

§. 20.

Johann Christoph Arnschwanger,

(geb. zu Nürnberg 1625, gest. daselbst 1696.)

Er war das 853ste Mitglied in der fruchtbringenden Gesellschaft, wo er den Beinamen des „Unschuldigen" führte,

mit der Devise: „bleibt immer rein“*). Wirklich verdient er auch diesen Namen durch einige einfache und herzliche Lieder, die wir von ihm erhalten haben. Man findet sie in seinen „Evangelischen Spruch- und Gebet-Reimen,“ Nürnberg 1653, und in den „Liedern und Gesängen,“ welche ebendaselbst 1659 erschienen.

Er hat nie eine besondere Berühmtheit gewonnen; doch verdient er hier genannt zu werden, weil er, trotz der hemmenden antipoetischen und hyperfantastischen Umgebungen, im Ganzen einfach bleibt. Doch fehlt ihm der Gedankenreichthum und die Tiefe, durch welche manche geistliche Liederdichter der frühern Periode so mächtig gewirkt haben

§. 21.

Christian Scriver,

(geb. 1629 zu Rendsburg im Holsteinischen, gest. 1693 zu Quedlinburg als Oberhofprediger.)

Sein Charakter ist: Gesichertheit im Glauben, daher strenge aber mit Sanftmuth, feierlich aber freundlich, selten süßlich, doch öfters so scheinend *). Mehr noch als durch seine sanft frommen Lieder wirkte er durch seine Erbauungsbücher, insonderheit durch den „christlichen Seelenschatz,“ ein Werk, das ehedem sich in der Handbibliothek fast jedes deutschen Bürgers befand. Sein Leben stimmte zu seinen

---

*) S. das angeführte Werk von Amarantes über den Pegnitz-Orden S. 862.

**) Ausdrücke wie „allerliebstes Jesulein,“ so wie andere liebkosende, der kindlichen ja kindischen Sprache sich nähernde Diminutiven sollten weniger befremden, als durch die Gesinnung, aus der sie hervorgingen, erklärt werden. Man soll sie durchaus nicht nachahmen, aber auch nicht vorlaut verspotten. — Vgl. Herders Vorrede zum Weimarischen Gesangbuch.

Schriften und deren Styl, und selbst spätere Schriftsteller, z. B. Cober und Wetzel, nennen ihn das höchste Muster eines Geistlichen.

§. 22.

Hans Aßmann, Freiherr von Abschatz,

geb. 1646 zu Wörbitz in Schlesien, gest. 1699 als Landeshauptmann in Liegnitz.)

Ein ausgezeichneter Staatsmann, den der mäßig gesinnte, selten lobende Kaiser Leopold I. mit besonderm Wohlwollen behandelte. Seine Gedichte zeigen von wenig Fantasie, aber von reinem Gefühl, das in einer reinen Sprache sich ausdrückt. Es ist erfreulich zu sehen, wie die Fülle und Pracht, in der er, durch seine Aemter genöthigt, gelebt zu haben scheint, sogar nicht störend auf sein Gemüth wirkte, denn nie ist er beredter als wenn er die höhere Idee ausspricht, in der er allein gedeihen mochte. Er war so wenig um Dichterruhm bemüht, daß er während seines Lebens von seinen Gedichten nur eine Auflage von hundert Exemplaren für Freunde veranstaltet haben soll, weshalb sie sehr selten geworden sind. Ihr Werth ist sehr ungleich, die besseren finden sich in manchen älteren Schlesischen Gesangbüchern, z. B. das bekannte „Nun hab' ich überwunden."

§. 23.

Erasmus Franciscі, mit dem wahren, aber fast ganz unbekannt gebliebenen Namen Finx,

(geb. 1627 zu Lübeck, gest. 1694 zu Nürnberg.)

Er bekleidete nie ein öffentliches Amt, sondern lebte durch seine schriftstellerische Thätigkeit. Seine historischen Schriften tragen die Mängel ihrer Zeit, waren für die Unterhaltung des größern Publikums berechnet und fanden so

großen Beifall, daß er sich leider dadurch zur Vielschreiberei verführen ließ. (Mehrere derselben findet man verzeichnet in Kochs Compendium.) Mehr als durch diese Unterhaltungsschriften, die jedoch unter vieler Spreu auch manche befruchtende Körner enthalten, ist sein Andenken gesichert worden durch seine geistlichen Schriften und Lieder. Ihre große Anzahl ist allerdings lästig; wer aber zu suchen versteht, wird einige lebenvolle Lieder finden und insonderheit das Talent bemerken, mannichfaltige, bald unscheinbare, bald wichtige Zustände des Lebens in genauer Beziehung zu dem Christenthum darzustellen, z. B. in dem Liede: „Wittwen-Trost.“ Leider tragen auch bei ihm die Büchertitel den Stempel süßlicher Geschmacklosigkeit, z. B. „geistliche Goldkammer der Bußfertigen, Gott verlangenden und Jesus-verliebten Seelen,“ Nürnberg 1675. Doch ist billig, sich ein für allemal in diese Ungebühr zu ergeben, da der Schluß davon auf den Inhalt zum Glück nicht immer zutrifft.

§. 24.

Schon früher fanden wir einige fürstliche Personen in dem edlen Bemühen, durch christliche Gesänge sich selbst und andre zu erbauen. Wir könnten noch gar manche hinzufügen, wenn ein edles Bemühen allein entschiede; hier aber wo auch der glückliche Erfolg und die Dichtergabe in Anschlag gebracht werden soll, sind wenigstens noch folgende edle Frauen jenes Standes zu nennen:

Anna Sophia, Landgräfin von Hessen-Darmstadt,

(geb. 1638, gest. 1583 zu Quedlinburg als Aebtissin.)

Ihre geistlichen Gedichte sind lautere Ergießungen eines überzeugten Herzens, gehoben zu demüthiger Freude in

Gott, ächte Zeugen weiblicher Zartheit, z. B. das Lied voll gottinniger Ergebung:

Rede, liebster Jesu, rede,
Deine, Magd giebt Acht darauf u. s. w.

§. 25.

Emilie Juliane, Gräfin zu Schwarzburg-Rudolstadt,

(geboren 1637, gestorben 1706)

gehörte zu den musterhaftesten Frauen ihrer Zeit, geistreich-fromm und stets bemüht für das Wohl ihrer Unterthanen. Das Dichten geistlicher Lieder war bei ihr zu einer schönen Gewohnheit geworden, aber zu einer solchen, wie unser Goethe das Leben selbst eine schöne freundliche Gewohnheit nennt. Unter den 587 Liedern, welche sie hinterlassen, sind allerdings viele schwache; doch findet sich eines, das in die Reihe der vorzüglichen gestellt zu werden verdient und stets gestellt worden ist. Es ist das allbekannte: „Wer weiß wie nahe mir mein Ende," das wenige Jahre nach seiner Erscheinung schon in fast allen deutschen Kirchen gesungen, in mehrere Europäische Sprachen, und auf sechs verschiedene Weisen in das Lateinische übersetzt wurde. Da sie bei keinem ihrer Gedichte ihren Namen genannt hatte, so wurde erst durch die ihr zu Ehren gehaltene Leichenpredigt bekannt, daß sie Verfasserin jenes Liedes sei; doch trat einige Jahre später Georg Michael Pfefferkorn (geb. 1646, gest. 1732 als Superintendent zu Tonna bei Gotha) mit der Behauptung auf, er sei der Verfasser. Jetzt erhub sich von vielen Seiten ein Streit, welcher fast zwei Jahrzehnte dauerte, und über den wir wohl ein wenig lächeln

dürfen, wenn wir auch im Allgemeinen die Nicht-Unwichtigkeit desselben zugestehn. Man sprach förmlich von einer Rudolstädtischen und Pfefferkornschen Parthei, man hörte Zeugen ab und behandelte die Sache wie einen großartigen Prozeß, ja von Rudolstädtischer Seite ward die Angelegenheit fast wie eine Staatssache angesehen. Schamelius, Olearius, Schreber u. s. w. schrieben theils für Pfefferkorn theils für die verstorbene Gräfin, und Wetzel stellte zu drei verschiedenen Malen in den drei ersten Theilen seiner Liederhistorie die Gründe jeder Parthei zusammen, und schließt dann jedesmal mit der feierlichen Bemerkung, es lasse sich hienieden nicht mehr mit Gewißheit entscheiden und werde erst in jener Welt ans Licht kommen, welches Wort ihm indessen von einem der heftigeren Streiter sehr übel genommen ward. Pfefferkorn selbst schwieg bald ganz. Er hatte seine Autorschaft lediglich in einem Privatbriefe behauptet, dann in einem zweiten wiederholt, wollte aber nichts darüber drucken lassen. In jedem Falle ist die größere Wahrscheinlichkeit auf Seiten der Gräfin, denn abgerechnet die einstimmigen Aussagen mehrerer Männer und Frauen, die ihr sehr nahe gestanden, fand sich auch das Blatt, auf welches sie mit eigener Hand das Gedicht geschrieben, nebst ihrem Namen und dem Tage der (vermuthlichen) Verfertigung, 17. Sept. 1686 *), welches Document noch jetzt in der Kirchenbibliothek zu Gera aufbewahrt wird. Uebrigens ist und bleibt allerdings unbegreiflich, wie ein unbescholtener und als Liederdichter wenn auch nicht bedeutender, doch zu seiner Zeit geschätzter Geist-

---

*) Dieser Umstand ist fast entscheidend, da Pfefferkorn selbst erklärt hatte, er habe das Gedicht im October des genannten Jahrs verfaßt.

licher dazu gekommen sein sollte, sich ein fremdes Lied zuzueignen, so daß man fast, um niemanden zu kränken, sich versucht fühlen möchte zu glauben, daß beide, ohne von einander zu wissen, dieselbe Gedanken in ziemlich gleiche Verse gebracht hätten.

§. 26.

Weniger berühmt als Emilie Juliane ist ihre Verwandte:

Ludämilia Elisabeth, Gräfin zu Schwarzburg-Rudolstadt,

(geboren 1640, gestorben 1672)

auch ist die Zahl ihrer geistlichen Gedichte um mehr als die Hälfte geringer; aber sie ist reicher begabt, und es herrscht in einigen ihrer Gesänge eine Lieblichkeit und Frische, die frei von aller Künstlichkeit einen reinen Genuß bietet. Das Christenthum hat, wie es soll, ihr die gehörige Klarheit und den schönen Muth zur Fröhlichkeit gegeben, es scheint ihr eine große Freude gewesen zu sein, sich selbst und andere zur Freude aufzufordern, und so sind manche ihrer Lieder demüthige Triumphgesänge geworden; z. B.

Ich will fröhlich seyn in Gott,
Fröhlich, fröhlich, immer fröhlich,
Denn ich weiß in aller Noth,
Daß ich schon in Gott bin selig.
Weil der Freudengott ist mein,
So kann ich wohl fröhlich seyn.

In den vier folgenden Versen wird jeder Einwurf gehoben, der von den äußeren Hemmungen im Leben gegen diesen Gedanken hergenommen werden könnte, und das Lied endigt sich mit dem gelassenen Ton:

Laß mich fröhlich leben hier,
Fröhlich seyn in allem Leide;

Hilf mir fröhlich sterben dir,
Gieb mir bald die Himmelsfreude!
So bleibst du, die Freude, mein;
Da, da will ich fröhlich seyn.

Zuweilen geht sie (etwa wie Sibylle Schwarz) mit kindlichem Herzen in das genaueste Detail ihrer harmlosen Freuden, erzählt wie sie zu Haus nicht bleiben könne, da die schöne Sommerszeit sie in's Grüne treibe, da Gottes Wunder-Güte aus jedem „Gräselein" scheine, und wie sie mit wahrer Lust „wild und zahm Vieh springen" sähe und Obst und Honigsaft schmecke. Ja sie wagt es, (denn was darf man nicht wagen bei wahrhaft harmlosem Herzen?) den lieben Gott selbst wie einen ehrwürdig-freundlichen, anmuthig gesprächigen Hausvater reden zu lassen:

Kommt, kommt und sammlet nun!
Erd', Wasser, Luft und Feuer
Soll dienen euch auch heuer,
So viel euch nützlich ist.

Ich mache euch viel Freude,
Ich decke euren Tisch,
Nach Nothdurft ich euch kleide,
Schenk' Wein, Bier, Brodt, Fleisch, Fisch
Und will für alle Gaben
Ganz nichts nicht mehr sonst haben,
Denn eure Lieb und Treu.

Das ist freilich nur Kindeslallen; wie oft aber hat wohl der Mensch, wenn er zu Gott und von Gott redet, mehr als das? Der gewiß am wenigsten, der mehr zu haben glaubt.

Ungern breche ich ab; doch werde noch erwähnt, daß sie, die so manche kleine reine Freudenhimmel in sich hatte und zu schenken wußte, als verlobte Braut starb, ein Umstand, der vielleicht eben so rührend als — beruhigend sein möchte.

§. 27.

Michael Kongehl,

(geb. zu Kreuzburg in Preußen, gest. 1710 als Bürgermeister in Königsberg.)

Er war ein Mitglied des Pegnitzordens unter dem Namen Prutenio. (Siehe das angeführte Werk von Amarantes S. 438. ff. wo aber weder Geburts- noch Todesjahr angegeben worden ist.) Nicht so wohl selbstständige Kraft als die Liebe für seinen vortrefflichen Landsmann Dach, am meisten aber ein im Allgemeinen reger Geist und feurige Vaterlandsliebe haben ihn zur Poesie geführt. Unter seinen Schriften ist manches ganz ungenießbar, manches sogar fast unerklärlich, indem er z. B. im Jahr 1675 einen „Doppelsieg des römischen Kaisers wider den überwundenen König aus Frankreich" besingt. Der Geschichtforscher weiß aber leider von einem solchen Doppelsiege in dem genannten Jahre gar nichts, und würde sich schon sehr freuen, wenn er nur einen einfachen zu berichten hätte. So würde ihm auch „das von dem ungerathenen Sausewind verfluchte und verfluchte Kriegsleben und der unschuldig beschuldigten Innocentien Unschuld" (1676) keine sonderliche Stelle unter den Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts verschaffen; wohl aber einige seiner geistlichen Lieder, unter denen sich „So bleibt dennoch ein gut Gewissen das schönste Kleinod von der Welt," und das Weihnachtslied: „So bist Du nun zugegen du Heiland aller Welt" *) sehr vortheilhaft auszeichnen. Auch

---

*) Dieser Gesang ist in dem angeführten Werke S. 242. ff. abgedruckt worden. Vgl. ferner über ihn: Wetzels Liederdichter, Th. II. S. 50., die betrübte Pegnesis, S. 357.; Neumeisters Dissertation, S. 41 und 62., und Omeisens Anleitung zur deutschen Reim- und Dichtkunst, S. 55. — Welcher Reich-

die Aufmunterung zum Leidenskampf: „Nur frisch hinein! es wird so tief nicht sein“ u. s. w. verdient die Aufnahme in die christliche Anthologie, die ihr auch geworden ist. Nachahmung Dach's ist freilich nicht zu bestreiten, aber es ist doch keine sklavische; sondern wie etwa ein minderer doch immer noch tüchtiger Mann von einem höhern Freunde in freier Liebe manches Gute annimmt.

§. 28.

Wilhelm Petersen.

Dieser Mann, durch gute und böse Gerüchte halb gekannt und verkannt, bald übermäßig geschätzt, bald vorlaut geschmäht, hat, als er sich dem Greisenalter näherte, sein eignes Leben beschrieben (Halle 1717) und uns dadurch ein Werk geschenkt, das trotz einzelner Irrthümer die es enthält, für die Geschichte der religiösen Bildung der Deutschen jener Zeit höchst wichtig genannt zu werden verdient. — Da ich hier nicht in das Einzelne gehen darf, so möge mir vergönnt sein, auf die Charakteristik zu verweisen, die ich früher von ihm und seiner Gattin gegeben habe. (S. Frauentaschenbuch für 1820.)

Wohl aber muß in diesem Werk des Umstandes gedacht werden, daß in jener Selbstbiographie ein natürlich freier, doch meistens wohlgemessener Styl herrscht, gleich weit entfernt von Lohensteins ermüdender Geschweiftheit und Lassenius gezwängter Kürze, und daß Petersens Beschreibungen und Darstellungen genau und deutlich sind, zuweilen sogar mimische Lebendigkeit haben, Vorzüge deren bekanntlich nur

---

thum an Nachrichten über einen Dichter vom etwa dritten Range, und wie dürftig sind oft die Quellen über das Leben und die Werke der größeren und größten!

sehr wenige deutsche Prosaisten seiner Zeit sich rühmen dürfen. Undeutlich ist er nur da, wo es die Natur der Sache mit sich bringt, d. h. wo er gewissen schwärmerischen Fantasien und abstrusen Halbgedanken nachhängt, die in sich selbst dunkel, kein Licht vertragen können. — Als Dichter ist er insonders durch seine „Stimmen aus Zion," so wie durch einige Lieder im ältern Hallischen Gesangbuch berühmt geworden; aber auch seine Psalmen, obwohl in sogenannter ungebundener Sprache, zeigen ihn als einen Mann von trefflichen Anlagen und feurigem, starkem Gefühl. — Es ist, wie bereits angedeutet worden, durchaus nicht zu verhehlen, daß er einige schwärmerische und unhaltbare Ansichten hegt; aber den Namen eines Schwärmers im Allgemeinen verdient er nicht, denn jene einzelnen Irrthümer stehen nur wie etwa eine unangenehm bunte, stets den Einsturz drohende Decoration um ihn her, haben aber die Gesundheit seines innern Kerns nicht ergriffen. Das erkannte auch Lessing, der bereits 1759 im ersten Theile der berlinischen Literaturbriefe (bei Gelegenheit der Anzeige eines neuern süßlich und seicht-schwärmerischen Buches) Petersen ein gerechtes Lob giebt. Dennoch ist der bleischwere Fluch, der durch die häufige Wiederholung der Benennung „Schwärmer" auf ihm lastet, dadurch nicht ganz hinweg genommen worden, indem bekanntlich die Liebhaber des Bequemen, — und ihrer sind unsäglich viele — nichts leichter finden, als durch jenes einzige, so oft unverstandene Wort die Charakteristik selbst solcher Männer, die ungleich größer sind als Petersen, zu vollenden. Sie sagen es, sagen es noch einmal, wiederholen es und wiederholen das Wiederholte wiederholentlich, und gehen dann mit etwas faulem Lächeln ab, welches die ergötzte Menge dann für einen Sieg erklärt.

§. 29.

Johanne Eleonore Petersen,

(die Gattin des vorigen, aus der altadlichen Familie von Merlau, geb. am 20. April 1644, gest. um 1720.)

Das beste Kunstwerk, welches sie geliefert, ist ohne Zweifel ihr Leben selbst, das uns deutlich zeigt, wie eine stille heitere Gelassenheit, die allein auf religiösem Grunde ruhen kann, selbst das von außen her einschreitende ungünstige Geschick zwingen kann, sich doch stets nur in reiner, nie in verzerrter Gestalt zu zeigen, sollte es auch noch so tiefe Schmerzen mitbringen. (Ich habe deshalb für nützlich gehalten, ihr Leben, das sie selbst geschrieben [1718] für unsere Zeit zu bearbeiten, auf welchen im Frauentaschenbuch 1820 mitgetheilten Versuch ich hier verweisen darf.) Als Schriftstellerin ist sie bekannt geworden durch die „Herzensgespräche mit Gott" (erschienen etwa 1691) und durch ihre Selbstbiographie. Diese letztere zeigt, dem größern Theile nach, eine mild kräftige, und, wenn ich so sagen darf, eben so vornehme als kindliche Darstellungsgabe, so daß wir manche einzelne Erzählung wahrhaft gelungen nennen müssen. Da sie indessen ihren Gatten noch an Tiefe übertraf, so zeigt sich auch das einzelne Mystische und Schwärmerische bei ihr gleichfalls noch tiefer, und um deswillen vielleicht auch für weniger geübte Leser: gefährlicher. Aber auch bei ihr blieb der Kern des Geistes gesund und unangetastet, und wir stehen nicht an, sie selbst zu den bedeutendsten Erscheinungen ihrer Zeit zu zählen, so wie denn auch, wie schon gedacht, ihre Sprache sich sehr rühmlich von dem Styl ihrer Zeit unterscheidet. Sie hat ihr Leben stets als ein heiliges Geschenk des Himmels betrachtet, dem man die höchste Aufmerksamkeit und Sorgfalt in der Ausbildung widmen soll, und des-

halb ist ihr auch grösstentheils gelungen, es würdig und genau zu beschreiben.

§. 30.

Philipp Jakob Spener,

(geb. zu Roppoltsweiler im Ober-Elsas 1635, gest. 1705 als Consistorialrath und Probst an der Nicolaikirche zu Berlin.)

Vielleicht hätte man erwarten können, diesen Mann, dem der Name des Edeln um so mehr gebührt, je weniger er selbst Ansprüche darauf machte, an der Spitze aller dieser Schriftsteller zu finden, unter denen so manche sich von seinem Geiste nährten; allein es scheint wohl gethan, ihn, der nie sich voran drängte, auch hier bescheiden mit und neben den anderen wandeln zu lassen. Sein reines Leben, fleckenlos in so weit das Leben eines Menschen so genannt werden darf, hier auch nur kurz zu erzählen, muß ich mir versagen, da hier der Reichthum des Stoffes leicht zu weit führen könnte, so wie denn auch sein Andenken in manchen zugänglichen neueren Büchern und auch von mir selbst (im ersten Theil der freundlichen Schriften) erneuert worden ist, worauf ich die günstigen Leser verweise.

Wie Johann Arnd, mit dem er überhaupt einige Aehnlichkeit hat, sah er sich einer seltsamen und in mancher Hinsicht verworrenen Zeit gegenüber. Manche Theologen waren wie verhärtet und erstarrt in den Formen, und übten in ihren Gemeinen, oft wohl gar in ganzen Gauen, eine fast päbstliche Gewalt aus. Der starre Buchstabe, dessen Todtsein Paulus und Luther so siegreich enthüllt hatten, war nur zu häufig herrschend geworden, Gefühl und Fantasie wurden als unstatthaft verwiesen und Verstand und Vernunft gingen in schweren Ketten. Was in solchen Verhältnissen Spener Treffliches geleistet, darüber bedürfte es

eines eigenen Buches, und ein solches fehlt allerdings noch. Hier aber werde bloß bemerkt, daß Spener auf eine fast wunderbare Weise wirkte, und zwar am meisten durch sein ganzes Leben, dessen schöne Kinderreinheit sich selbst dem Blöden oder gar dem Uebelwollenden deutlich zeigte. Es gewährt einen ganz eigenen rührenden Anblick, wenn wir uns ihn den fein fühlenden, zartgesinnten, fast jungfräulich reinen Mann in so manchen widrigen Verhältnissen und rohen Umgebungen vorstellen, die er jedoch am Ende fast alle besiegte, weniger durch Wort und Schrift als durch den sich stets gleich bleibenden sanften Grundton seines ganzen Lebens, so daß wir hier zu der lehrreichen und freudigen, durch die Geschichte oft bewährten Bemerkung gelangen, wie doch die „Macht des Gelinden" so groß sei.

§. 31.

„Weniger durch Wort und Schrift" hieß es so eben und so verhält es sich allerdings. Fast alles was Spener geschrieben, giebt Zeugniß von gründlicher Gelehrsamkeit, feinem und richtigem Urtheil und edler Gesinnung; dennoch ist der schreibende Spener bei weitem nicht der vollständige, so überaus mächtig wirkende, wie die Geschichte ihn zeigt. Seine Prosa ist, wie auch sonst wohl schon gerügt worden, mitunter schleppend, und mit Worten überfüllt; doch sollen wir nicht vergessen, daß diese Wortfülle doch immer tüchtige Gedanken umhüllt und keinesweges als rhetorischer Kunstgriff gemeint sei, denn jede Geziertheit ist sehr fern von ihm. Sein Herz ist so voll von dem, worin es Freude und Beruhigung gefunden, daß der Mund stets davon übergeht. Er möchte so gern alle Menschen überzeugen, daß er fast kein Ende finden kann, doch in diesem Kein-Ende-finden-können übertritt er freilich eines der Haupt-

Gesetze der Redekunst. Aehnliches gilt von seinen Gedichten, in denen überall frommer Eifer, ungetrübtes Gefühl, doch keine wahrhafte Poesie waltet. Niemand war aber auch bescheidener als er im Leben, und am bescheidensten wenn er sich als Schriftsteller dachte. Um so gerechter sollen wir gegen ihn sein.

Schließlich möge noch erwähnt werden, daß nach Spee unser Spener vielleicht als der Erste genannt werden soll, der sich den Hexenprozessen widersetzte, wie immer gelind und vorsichtig urtheilend; doch nicht selten um desto siegreicher. Das that er bereits in den siebziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts; man hat es aber, wie es scheint, fast vergessen, und alle Ehre auf Thomasius übertragen.

§. 32.

Gewöhnlich stellt man folgende Autoren als die merkwürdigsten Schüler Speners dar:

Christian Knorr von Rosenroth,

(ein Schlesischer Freiherr, geb. 1636 gest. 1688)

war ein Mann von trefflichen Kenntnissen in den verschiedenartigsten Wissenschaften, von glühender Fantasie, aber auch geneigt zur Mystik und Alchymie. Die letztere Neigung theilt er mit fast allen Fürsten und Gelehrten des siebzehnten Jahrhunderts; doch hat man bekanntlich von jeher in den Geschichtbüchern einzelne Autoren wie durch Decimation herausgehoben, um sie apart zu bestrafen, während die anderen glücklich durchschlüpften. Rosenroth ist unter den getadelten besonders übel angeschrieben. Seine Gedichte leiden theilweise an einer gewissen fantastischen Ueberschwänglichkeit; doch finden sich auch einige wahrhaft sinnige und herzliche, so wie er denn überhaupt als ein gutes Gegen-

gift der freudemordenden Verwesungsdichter, wie sie oben geschildert worden, anzusehen ist. Nur schlage man das Verdienst eines Gegengiftbringers, wenn er nur das und weiter nichts ist, auch nicht zu hoch an.

§. 33.

Weniger Tiefe, aber auch weniger Mystik, weniger Fantasie, aber noch mehr Herzlichkeit und Popularität finden wir bei

Joachim Neander,

(geb. 1610 zu Bremen, gest. daselbst 1680 als Prediger.)

In ihm scheint eine wahrhafte Gesangeslust gewesen zu sein, und selbst ein gemäßer Rede-Vortrag einiger seiner Lieder, klingt fast wie Gesang, z. B. das bekannte: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.“ Man hat ihm den Vorwurf gemacht, daß er es mit der Prosodie nicht nur nicht genau nehme, sondern fast noch ärger dagegen sündige als manche seiner singenden Zeitgenossen und Mitbrüder. Mir scheint das nicht so, und obwohl ich ihn nicht frei sprechen kann von einigen prosodischen Mängeln, so möchte doch auch bei seiner Sylbenzählung und Messung mitunter ein wirklich musikalischer Sinn gewaltet haben. Woher man bei ihm den Vorwurf der Mystik genommen hat, würde schwer zu begreifen sein, da er, wie gesagt, überall Popularität erstrebt, wenn wir nicht wüßten, daß jene Ausstellung, im Munde gar vieler, nichts weiter bedeutet, als daß sie doch auch etwas sagen möchten was in der Ferne aussieht, als wäre es etwas; oft aber nichts weiter heißt, als daß man den getadelten Mann doch nicht im Halbschlummer lesen kann, welches man billig auch nicht verlangen sollte.

§. 34.

Johann Caspar Schade,

(geb. am 13 Januar 1666 zu Kündorf im Hennebergischen)

wurde 1691 Prediger in Berlin, schaffte 1697 die bisher gebräuchliche Privatbeichte und Absolution eigenmächtig ab, erregte dadurch große Bewegungen nicht bloß in seiner Gemeine, sondern auch überhaupt in der protestantischen Kirche und starb, nach langen körperlichen und geistigen Leiden, zu Berlin am 25. Jul. 1698. Ich habe die Geschichte dieses Mannes, der bisher fast überall auf die heillloseste Weise verkannt worden, im ersten Theil meiner freundlichen Schriften (Seite 79 bis 103) ausführlich mitgetheilt, worauf ich den Leser, der sich für solche Kämpfe und Siege interessirt, verweisen darf. Da man, wie bereits oben angedeutet wurde, durch eine gewisse unwillkührliche Scheu verhindert wurde, den großen sanften Spener mit den gewöhnlichen Schmähungen zu begrüßen *), so hielt man sich am meisten an dessen Schüler, und unter diesen vorzüglich an Petersen und Schade. Des erstgenannten robuste Natur konnte dergleichen wohl ertragen, und es nahm der Mann gewöhnlich, wenn auch nicht gerade mit Vergnügen, doch mit Gelassenheit, vier bis sechs seiner Gegner vor, (einem Einzelnen antwortete er selten) die er dann guten Muthes bei Seite schob. Nicht also Schade, dessen zartes Herz, von der frühsten Jugend auf durch schwere innere Kämpfe ohnehin verwundet, die ganze Rohheit und Gemeinheit seiner Gegner kaum

---

*) Mayer, Schelwig und einige andere machen jedoch hier eine Ausnahme. Sie fragten nichts nach Speners vornehm zarter Natur, sondern schalten mit munteren Kräften auch auf ihn los. Etwas, meinten sie, hafte ja doch wohl.

zu fassen vermochte. Von gekränkter Eitelkeit oder verletztem Stolze kann bei ihm wie bei jedem ächt christlich gesinnten Menschen nie die Rede sein, ja es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß er von der Eitelkeit kaum den sehr nöthigen klaren Begriff hatte, wohl aber ist hier die Rede von einem fast leidenschaftlich menschenliebenden Herzen, das eben in dieser Liebe verletzt worden ist und an dieser Verletzung stirbt.

§. 35.

Das beste Wort über ihn sagt Spener: „Es sei der selige Mann gewesen wie ein Faß voll Most; wo man dasselbige anbohret, so quillet der Most daraus; allein dergleichen geschehe von ihm (Spenern) nicht, er fühle sich oft sehr dürre, und gleichsam wie ein Klotz.“ Also erzählt es der Freund beider, der verdienstvolle Freiherr von Canstein. Spener selbst bedarf wohl kaum einer Vertheidigung seiner selbst gegen ihn selbst, da seine Demuth, Stille und Gelassenheit den erbaulichsten Anblick gewährt. Indessen findet sich überhaupt nicht selten, daß der edlere Mensch seine Anforderungen an sich selbst übertreibt, indem er selbst das seiner ganzen innern Wesenheit Widerstrebende von sich verlangt. Aber die Eiche kann nicht sein wie der Palmbaum oder (in Beziehung auf Schade) wie die Cypresse, und der Palmbaum und die Cypresse nicht wie eine Eiche. Das individuel Gute kann nur sich selbst gleichen.

Schade hat sowohl durch seine Persönlichkeit als durch seine Schriften gewirkt. Diese sind unter dem Titel „Herrn M. Joh. Caspar Schadens geistreiche und erbauliche Schriften,“ in vier Bänden zu Leipzig erschienen. Mehrere einzelne Aufsätze unter denselben hatten bereits 1720 die 13te Auflage erlebt, ein Umstand, der allerdings sehr wichtig ist,

da er uns zeigt, wie sehr der Verfasser sowohl mit seinen trefflichen als mit seinen einzelnen schwärmerischen Gedanken die Zeit traf.

§. 36.

Wenn wir nun in Spener und den besten seiner Schüler den geistreichen und milden Pietismus hauptsächlich theoretisch und nur individuell praktisch ausgebildet finden, so erblicken wir denselben in August Herrmann Franke, lediglich und im Allgemeinen praktisch gebildet, und in ununterbrochener Wirksamkeit erziehend; die Kindheit und Jugend der Zeitgenossen berücksichtigend und einen festen Sitz und Schule gründend.

Franke,

(geb. zu Lübek den 12. März 1663, gest. am 8. Junius 1727)

hat seinen großen Ruhm nicht durch einzelne Schriften erreicht, sondern durch die Einheit seines ganzen Wesens, durch die unantastbare Sicherheit seines Handelns, und durch den bescheidenen nie gelähmten Heldenmuth seines kindlich klaren Glaubens. In letzter Hinsicht steht er da wie ein kindlicher Held aus fernen Jahrhunderten, aus jener Zeit, wo noch die christliche Begeisterung ächt und feurig waltete und kein Zweifel die reine Thätigkeit in der Hingebung des eignen Willens an den göttlichen lähmte. Ueber sein Leben und seine Wirksamkeit fehlt es so wenig an Nachrichten, daß ich mir erlassen darf sie zu wiederholen, doch werde hier auf die verschiedene Art hingedeutet, mit der von diesem größten Glaubenshelden seiner Zeit, späterhin nicht selten die Rede gewesen. Manchen war der ganze Mann unheimlich, denn ohne innere Glaubensthätigkeit und ohne rechten

Glauben an den Glauben fanden sie sich hier doch gewissermaßen in dem historischen Gebiete desselben. Was Franke geleistet stand und steht doch nun einmal als sichtbare Erscheinung so glänzend da, und die Nützlichkeit der von ihm gestifteten Anstalten kann so wenig geläugnet werden, daß man ihm doch einiges Lob ertheilen mußte. Kaum aber war das ausgesprochen, so wurde es auch schon wieder beschränkt, man verzieh ihm allenfalls seinen Glauben, aber vermochte doch ein gewisses, für die sogenannte Vornehmheit berechnetes Lächeln über denselben nicht zu unterdrücken, und schrieb viel lieber das Gelingen auf Rechnung des „Glückes" und der günstigen „Zufälle," bei welchen Worten übrigens von Adam an bis heute sich noch kein Mensch etwas klar vernünftiges gedacht hat, am wenigsten aber diejenigen, die mit dem Zufall und dem Glück den „Glauben" schlagen wollen. — Besser gesinnte haben wenigstens eine gewisse lächelnde Wehmuth nicht unterdrücken können, eine Empfindung die freilich nahe genug liegt.

§. 37.

Dafür haben aber auch andere mit übler Keckheit dem Manne fast alles Verdienst abgesprochen, weil er, wenn auch nicht selbst ein „Kopfhänger," doch eine Art von Kopfhänger-Schule veranlaßt habe. — Hat man aber erst einmal ein solches rohes Wort aufgegriffen, so hält sich der Rohe und Flache leicht und gern daran, und meint, die Untersuchung sei nunmehr nicht weiter nöthig. Auf Franke selbst paßt wohl kein Ausdruck weniger als der angeführte, da bei ihm Kopf und Herz stark und aufgerichtet waren, innig vertraut mit den göttlichen Dingen wie mit der menschlichen Bedürftigkeit in den zeitlichen und räumlichen Verhältnissen. Wer wie er bei dem Auffinden von vier Tha-

lern und sechszehn Groschen in der Büchse für arme Kinder, mit freudiger Ueberraschung ausrufen kann: „Das ist ein ehrlich Kapital, davon muß man etwas rechtes stiften; ich will eine Armenschule damit anlegen," der muß wohl einen sehr freudigen Muth haben; wer aber dann am Schlusse seines Lebens in äußerlicher Beziehung folgendes Resultat hinterläßt: Das Pädagogium bestand aus 152 Personen; in der Schule wurden 2125 Kinder von 130 Lehrern und 8 Lehrerinnen unterrichtet; im Waisenhause wurden 134 Waisenkinder, 255 Studenten und einige hundert arme Schüler gespeiset; bei der Haushaltung, Meierei, Krankenpflege, Buchhandlung, Druckerei und Apotheke wurden 53 und bei den Anstalten für das weibliche Geschlecht 29 Personen unterhalten — dem werden wir wohl auch eine sehr freudige Beharrlichkeit nicht absprechen dürfen. Daß späterhin manche süßliche Schwärmer und trübsinnig verworrene Halbchristen sich nach ihm nannten, oder nach ihm genannt wurden, bedeutet nichts weiter als die Thorheit oder den Leichtsinn jener Namengeber *).

§. 38.

Wer Franke genau kennen lernen will, der lese das Werk: „Segensvolle Fußstapfen des noch lebenden und wal-

---

*) Es ist wahrscheinlich, daß manche und zwar mir sehr werthe Leser meinen werden, diese Rechtfertigung Franke's gegen den Vorwurf der Kopfhängerei sei überflüssig, worauf ich indessen erwiedern muß, daß ich in dieser Hinsicht vielleicht reicher an Erfahrungen bin, was man mir schwerlich beneiden darf. — Das Christenthum ist nicht bloß die Religion der höchsten Heiterkeit, sondern der Wonne und Glückseligkeit, und jede schwache Trübseligkeit liegt außerhalb seines Gebietes. Dies erkennend sollen wir aber auch wachen und sorgen, daß nicht gemeiner Leichtsinn — der sein fades Lächeln für Freude hält, und seine Ideenlosigkeit für Lebensgewandtheit — Kopfhängerei suche, wo nur Innigkeit und Sinnigkeit zu finden ist.

tenden liebreichen und getreuen Gottes," u. s. w. von August Herrmann Franke, Halle, 1709. — Ja man könnte fast sagen, daß der bloße Titel die Richtung seines Gemüthes bezeichnet. Wir haben eine einfach köstliche, tüchtig beruhigende, zum Sprüchwort gewordene Rede, daß „der alte Gott noch lebe," völlig gleichbedeutend mit jener: „Christus gestern und heute und in alle Ewigkeit." Es kommt bloß darauf an, ob wir aus dieser Rede immer wahrhaften und vollendeten Ernst machen, sie in Saft und Blut verwandeln und alle Wurzeln und Adern unsers Lebens befruchten und durchglühen lassen. Bei Franke war dies der Fall, und so wurde er was er war.

Seine Beziehung auf geistliche Liederpoesie näher zu bezeichnen, würde um so überflüssiger sein, da wir in ihm selbst gewissermaßen ein erhebendes und beruhigendes Glaubensgedicht finden, den Rhytmus seines ganzen Lebens.

Da es schwer ist, auf ihn einen gleichgesinnten und gleichbedeutenden Zeitgenossen folgen zu lassen, so möchte vielleicht zweckmäßig sein, die farbige Mannigfaltigkeit der Zeit bedenkend, einen sehr verschiedenartigen auftreten zu lassen, damit der Geschichte auch in dieser Hinsicht ihr Recht wiederfahre.

§. 39.

Erdmann Neumeister,

(geb. am 12. Mai 1671)

zu Uchteritz, einem Dorfe bei Weißenfels, wo sein Vater als Schulmeister in großer Armuth lebte. Bis zu seinem vierzehnten Jahre zeigte der Sohn nicht die mindeste Neigung zum Studiren, wurde aber dann von einem desto größern Eifer ergriffen, erhielt bald nach der Universität eine Predigerstelle nach der andern, bis er endlich nach Hamburg

berufen wurde, welche Stadt er nie wieder verließ. Er feierte daselbst 1747 sein funfzigjähriges Amtsjubiläum und starb im sechs und achtzigsten Lebensjahre am 18. August 1756. Er gehört zu den berühmtesten und rüstigsten Theologen und Kritikern seiner Zeit, aber in diesen Sphären sehen wir ihn fast immer nur als geharnischten Polemiker, der über steten äußeren oft ungerechten Kämpfen den innern Sieg (d. h. die Milde der Kraft und die Kraft der Milde) zu erwerben vergessen zu haben scheint. Mit dem Buchstaben Luthers — viel mehr hatte er nicht von ihm — und mit einer schweren Wucht von Gelehrsamkeit bewaffnet, glaubte er fast in jedem ausgezeichneten Katholiken, Calvinisten, oder sogenannten Theosophen, Enthusiasten, Mystiker, Pietisten u. s. w. einen Feind zu erblicken, und er griff sie fast alle auf der Kanzel wie in Schriften mit Heftigkeit an. Unter der großen Zahl derer, gegen die er kämpfte, nenne ich hier nur Böhme, Gichtel, Felgenhauer, Frankenberg, Petersen, Schaarschmidt, Graf Zinsendorf u. s. w. Bei manchen dieser theils todten, theils lebenden Gegner einzelne Irrthümer aufzudecken, konnte nicht sonderliche Mühe kosten; andern ist er in keiner Hinsicht gewachsen; ja es ist ihm leider das Verständniß seiner Gegner oft gar nicht aufgegangen. Ihm ist fast schon genug, daß sie nicht gänzlich denken wie er, und da er fest überzeugt ist, stets Recht zu haben, so folgert er, daß alle die auf einem andern Wege begriffen sind, Unrecht haben müssen; wenigstens kenne ich nicht einen einzigen Fall, wo er eingeräumt hätte geirrt zu haben. Leider ist diese widerwärtige Art zu polemisiren nicht mit ihm zu Grabe getragen worden; sondern es sind der Erben viele gewesen, die sich derselben bemächtigt haben. Daß er fest und unerschütterlich war, würde ich ihm gern rühmend nachsagen, hätte er nur nicht

stets den unermeßlichen Reichthum der Menschennatur verkannt, und alles nach sich als dem höchsten theologisch-kritischen Muster messen wollen.

Ein genaueres Urtheil über seine theologischen Schriften kann hier nicht gefordert werden; aber als Dichter geistlicher Lieder war er gleichfalls sehr thätig. Was er in dieser Hinsicht leistete, ist gewiß wohlgemeint, aber ihm fehlt gänzlich Fantasie, Milde, tiefere Herzensfreudigkeit u. s. w. Er ist fast durchweg starr, oder wild schnaubend, oder matt prosaisch. In dem Werke: „Zugang zum Gnadenstuhl Jesu Christi" (Weißenfels 1717), welches fast alle seine geistlichen Gedichte enthält, ist wenig ausgezeichnetes, doch verdienen unter diesen wenigen die Lieder „Jesu meine Freude," „Von Gott will ich nicht lassen," so wie in seiner „geistlichen Bibliothek" (Hamburg 1720) die Lieder „Ach wie betrübt sind fromme Seelen" und „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir" genannt zu werden. Es wohnt Leben in ihnen und so haben sie sich auch bis heute in unsern Gesangbüchern erhalten. Selbst der bloße Buchstabe Luthers hat ihm hier geholfen.

§. 40.

Zu welcher Plattheit er aber herab sinken kann, ließe sich mit gar vielen Belegen darthun; doch sei es genug an der Bemerkung, daß er Luthers großartiges Lied „Erhalt uns Herr bei deinem Wort" im achten Verse also schließen läßt:

Gieb daß unser Lebenslauf
Von Herzen fromm und nie dabei
Kein pietistisch Wesen sei,

welches sich besonders im Gesang seltsam ausnehmen mag, wenn man sich denkt, daß hier Gott selbst mit dem Namen

der verhaßten Sekte vertraut gemacht wird, und die armen Mitglieder derselben in ihren Kirchenstühlen zittern.

Was Neumeistern für uns die meiste Wichtigkeit giebt ist die auch in diesem Werke nicht selten angeführte Dissertation über die deutschen Poeten des siebzehnten Jahrhunderts. Er hat fast vierhundert derselben, nebst den Werken, die er für die hauptsächlichsten hielt, angeführt, und hier ist ihm Dank zu sagen, indem er uns auf manche Schrift hingewiesen hat, welche ohne ihn vielleicht jetzt in undurchdringlicher Nacht liegen würde. Daß unter jenen von ihm aufgezeichneten Hunderten auch gar viele verkehrte, höchst armselige Reimer sind, versteht sich von selbst und kann wenigstens nicht ihm zugerechnet werden; desto größern Tadel verdient er aber für die Ungerechtigkeit und die schalen Witzeleien, mit denen er alles verfolgt, was er für katholische mystische Poesie hält, so wie er auch unglücklicher Weise für Scherz und Humor gar keinen Sinn zu haben scheint. Trifft es sich nun gar, daß ein talentvoller Humorist noch vollends ein Katholik ist, so wird sein Zorn zur gemeinen Wuth, z. B. bei Abraham a Sancta Clara. Diese Fälle abgerechnet ist sein Urtheil oft nicht ganz unwichtig, denn es ist eine bestimmte Aeußerung der Zeit, und es findet sich nur selten ein kritischer Zeitgenoß, der sich höher schwingen wollte als er. Auch fehlt es nicht an Lobpreisungen seines „scharfen Kiels," der jedoch Hoffmannswaldau unendlich rühmt.

Die Schrift erschien als Magister-Dissertation zuerst 1694, wurde mehreremale aufgelegt, und zuletzt 1708. Späterhin zog Neumeister ganz seine Hand von ihr zurück, weil der Verfasser, der eigentlich nie eine Idee von dem wahren Wesen der Poesie gehabt hatte, nunmehr als berühmter Geistlicher die ganze sogenannte weltliche Dichtkunst verwer-

fen zu müssen glaubte. Daher ist jene Dissertation auch selten geworden *).

§. 41.

Benjamin Schmolke,

(geb. 1672 zu Braustorf im Fürstenthum Liegnitz; gest. als Pastor Primarius zu Schweidnitz am 12 Febr. 1737.)

Seiner Zeitgenossen viele betrachteten ihn mit besonderer Exaltation, und nannten ihn (verworren genug) bald den schlesischen Opitz, bald den schlesischen Rist, wodurch freilich gar nichts gesagt wird. Mein eignes Urtheil über ihn ist ganz einfach. Er ist fast unerschöpflich, aber nicht tief; voll Liebe, aber ohne bedeutende Kraft; sanft, aber nicht gediegen. Oft sind seine Lieder fast nur Seufzer von Wehmuth erpreßt, daher auch so häufig der Anfang mit „ach" z. B. „Ach ihr Seufzer eilt von hinnen," „Ach mein Jesus laß mich dir," „Ach was erblick ich Gnade," „Ach was seh ich! Jesus weinet," „Ach wenn ich nur im Himmel wäre." — Das Liederdichten wurde bei ihm zu einer — für ihn ohne Zweifel sehr erfreulichen; für den Leser aber mitunter drückenden — Gewohnheit, die sich nicht immer vom Mechanismus frei erhält; und vom Jahre 1704

---

*) Neumeister erklärt in seiner Jubelpredigt, daß seine Gemeine, obwohl er mitunter sehr streng, und manchem sogar hart scheinend, habe reden und handeln müssen, ihm dennoch stets gleichmäßige Liebe gewidmet. Ist dem also — und wir zweifeln nicht daran — so beweist dies zuvörderst viel Gutes von der Gemeine, und für ihn, daß er ein besserer Prediger und Seelsorger war als Schriftsteller. — Der wahrhaftig große Dichter ist immer ein noch größerer Mensch; der geringhaltige irrigzürnende, schlechte Autor versöhnt zuweilen wenigstens, oder auch oft, durch einzelne Tugenden in seinem ungedruckten Leben.

folgten sich die Sammlungen fast ohne Aufhören. Man kann aber nicht alle Tage dichten, und soll es deshalb auch nicht wollen. Die Titel seiner Schriften müssen heut zu Tage mit Recht befremden, waren aber ehedem sehr beliebt, und galten für geistreich und geschmackvoll, z. B.: „Das in gebundenen Seufzern mit Gott verbundene andächtige Herze" (1715), „Eines andächtigen Herzens Schmuck und Asche" (1716), „Schöne Kleider vor (für) einen betrübten Geist" (1723). — Selbst einen „geistlichen Pestweihrauch" (1706) ließ man sich wohl gefallen.

Bei so bewandten Umständen hatte der Leichtsinn mancher Neueren mit Schmolke leichtes Spiel; und da nun einmal der Leichtsinn, wie bekannt, das leichte Spiel am meisten liebt, so ließ er es auch sich nicht entgehen. So ist es gekommen, daß hie und da selbst der Name des wohlmeinenden Dichters fast zu einem Spottnamen geworden ist. Die Namen solcher seichten Spötter aber zu Spott machen soll man nicht, theils weil eine solche Widervergeltung unwürdig wäre, theils aber auch weil es der Mühe nicht werth ist.

§. 42.

Da wir gern von Luther ausgehen und gern zu ihm zurückkehren, so schließe ich diese Umrisse einer Geschichte der Geistlichen Liederpoesie der Deutschen von der Zeit der Reformation an bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, mit einem schönen und heitern Worte jenes theuren Mannes, das einfach und deutlich seine Ansicht ausspricht. Es befindet sich in der sogenannten „anderen und neuen Vorrede" zu dem von Luther herausgegebenen Gesangbuche und lautet also:

Der 96. Psalm spricht: Singet dem Herrn ein neues Lied, singet dem Herrn alle Welt. Es war im Alten Testament, unter dem Gesetz Mosis, der Gottesdienst fast schwer und mühselig, da sie viel und mancherley Opffer thun mußten von allem das sie hatten, beyde zu Hause und zu Felde, welches das Volk so da faul und geizig war, gar ungern, oder alles um zeitliches Genusses willen that, wie der Prophet Maleachi am 1 v. 10 sagt: Wer ist unter euch der umsonst eine Thür zuschließe, oder ein Licht auf meinem Altar anzünde? Wo aber ein solch faul unwillig Herz ist, da kann gar nichts, oder nichts Guts gesungen werden. Fröhlich und lustig muß Herz und Muth seyn, wo man singen soll. Darum hat Gott solchen faulen und unwilligen Gottesdienst fahren lassen, wie er daselbst weiter spricht: v. 10. 11: Ich habe keine Lust zu euch, spricht der Herr Zebaoth, und eure Speisopfer gefallen mir nicht von euren Händen, denn vom Aufgang der Sonnen bis zu ihrem Niedergange ist mein Name herrlich unter den Heyden, und an allen Orten wird meinem Namen Räuchwerk geopfert, und ein rein Speisopffer, denn groß ist mein Name unter den Heyden, spricht der Herr Zeboath.

Also ist nun im Neuen Testament ein besserer Gottesdienst, davon hier der 96 Psalm v. 11 sagt: Singet dem Herrn ein neues Lied! Singet dem Herrn alle Welt. Denn Gott hat unser Herz und Muth fröhlich gemacht durch seinen lieben Sohn, welchen er für uns gegeben hat zur Erlösung von Sünden, Tod und Teufel. Wer solches mit Ernst gläubt, der kanns nicht lassen, er muß fröhlich und mit Lust davon singen und sagen, daß es andere auch hören und herzu kommen. Wer aber nicht davon singen und sagen will, das ist ein Zeichen daß er's nicht gläubet und

nicht in's neue fröhliche Testament, sondern unter das alte faule unlustige Testament gehöret. (S. Luthers Werke, herausgegeben von Walch, Th. X. S. 1724).

---

§. 43.

Volksschauspiele.

Wir haben gesehen, daß die geistlichen Lieder die einzige Sphäre der Poesie waren, an welcher alle Glieder und Stände des Volks Antheil nahmen, so wie die Fürsten nicht minder; während fast alle andere Gattungen der Dichtkunst sich lediglich in den Händen der Gelehrten befanden. Diese sorgten deshalb am meisten, ja fast ausschließlich, nur den Gelehrten zu gefallen; um das Volk bekümmerten sie sich wenig oder gar nicht, oder sahen wohl gar in thörichtem Hochmuthe kalt auf dasselbe herab.

Wahr ist's: das Volk war im dreißigjährigen Kriege sehr verwildert, dann verarmt, und theilweise ein wenig eng prosaisch geworden; allein die robuste, gute Natur der Deutschen kann viel vertragen, und wird nicht leicht in ihrer Wurzel angegriffen, in welcher der Trieb nach Poesie und höherm freierm Leben nicht erstirbt, sondern stets und oft kühn genug sich Luft zu machen strebt. — Es entsteht deshalb hier die Frage: Wie stand es jetzt in dieser Hinsicht mit unserm Volke?

Die alten Volkslieder waren leider fast verhallt, und fast kein einziger Dichter des siebzehnten Jahrhunderts traf dafür den völlig rechten Ton, und in dem Volke selbst zeigte sich wohl mehr eine passive als active Liebe für jene Dichtungen, so daß nur wenige Lieder aus ihm selbst hervor gingen. Im Anfange des genannten Jahrhunderts erscheinen einige volksthümliche religiös polemische Lieder, katholisch

oder lutherisch gemeint, vielleicht gar einige sectirend calvinistische, späterhin einige Schlachtlieder von allen Partheien, zum Theil nicht ohne Werth, doch unvergleichbar mit Fischart oder Veit Weber. Nach der Mitte des 30jährigen Krieges gingen auch diese zu Ende, denn was hätte man besingen sollen? Die Siege der Schweden? Die Vortheile der Franzosen? Die Zerrüttung des Vaterlandes? Freilich wurde die letztere sehr oft zu einem Gegenstand der Gedichte genommen, aber Volkslieder konnten diese Klagen nicht werden, da hier ohnehin (nach Logaus Ausspruch) mehr von einem Beheulen als Besingen die Rede sein mochte. Späterhin als die Lähmung immer peinlicher eintrat, wie hätte da das Volk die Intriguen Ludwigs, die Siege Türenne's *), die Verwüstung der Pfalz, u. s. w. singen können? Man schwieg und duldete oder machte wohl einige Spottepigramme, die sich aber im Munde der Unterdrückten nicht sonderlich ausnehmen.

§. 44.

So fehlte überall der Volksstoff, und selbst in der schönern Siegeszeit im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts waren die Feldherren, unter denen die wackeren Deutschen siegten, zwar der Gegenstand gerechter Verehrung für alle, doch meistens keine Deutsche. Ludwig von Baden aber und sein Talent in Belagerung der Städte war nicht

---

*) Ich habe mich zuweilen umgesehen, ob nicht der tragische Tod des französischen Feldherrn bei Sasbach einen deutschen Dichter zu einem Liede begeistert habe, aber nichts gefunden als einige erbärmliche Reimereien, z. B.:

Der durch vieler Stücke Knallen
Hat dem edlen deutschen Land
Großen Schaden zugewandt —
Ist durch einen Knall gefallen. (!!)

popular poetisch genug, Leopold von Dessau, wie bekannt, der Poesie abhold, obwohl dennoch das Volk (zu dessen großer Ehre sei es gesagt) sich nicht durch seine Rauhheit abschrecken ließ, ihn nach Möglichkeit zu genießen; doch ist seine glänzendere Zeit erst später.

Was blieb nun dem Volke in so schlimmer Lage? und was für eine Poesie — falls dies Wort erlaubt ist — bildete es sich auf seine eigene Hand? Ich antworte: Das Drama, höre aber auch sogleich die Frage: Wo sind diese Volksschauspiele? und welche Verfasser weißt Du uns zu nennen? Ich kann darauf nur erwiedern, daß die meisten Stücke im Besitze der ehemals sehr beliebten und jetzt sehr seltenen Puppenspieler waren und zum Theil noch sind, daß sie aber im Herzen und Munde des Volkes lebten und längst — nicht mehr leben. Die Verfasser kann ich nicht nennen, und schwerlich hat man sie jemals gewußt; doch dürfte man zuweilen sagen, der Verfasser sei das Volk selber; wenigstens bei den Schauspielen vom Faust würde man das mit ziemlichem Grunde sagen dürfen. In früheren Zeiten haben sich die Schriftsteller wohl kaum darum bekümmert; die sogenannten Vornehmen gingen nicht in solche deutsche Schauspiele; die Gelehrten verachteten dieselben ungemein, sie wollten nicht umsonst sich in eine gewisse Schwerfälligkeit hinein studirt haben, und so angethan konnten sie sich auch unmöglich mit den treuherzigen, romantischen, oder derblustigen Stücken vertragen. Das Volk aber ging gern in die kleinen Puppenspielbuden, erfreute sich königlich an dem wohl verdienten Jammer des verlorenen Sohns, weinte gute und starke Thränen bei dessen Wiederaufnahme, und lachte mit allen inneren und äußeren Lachkräften über die Späße des gewöhnlich zwar ein wenig ruchlosen,

doch

doch naiven Kaspars, dessen etwanige schlimme Meinungen und Gefühle niemandem Schaden thun konnten, da der Besitzer derselben sie gar nicht für tugendhaft ausgab. Ob aber unter den Zuschauern viele sich um den Verfasser bekümmerten ist gleichfalls zu bezweifeln, denn vermuthlich glaubten fast alle, dergleichen Stücke könnten sie auch schreiben wenn sie nur wollten, eine Täuschung, die für die Stücke, welche sie hervorbringt, meines Erachtens viel Gutes bedeutete.

§. 45.

Gedruckt sind diese Volksdramen fast alle nicht worden, welcher Umstand auf mancherlei Weise zu erklären ist. Zuvörderst sind manche derselben wohl nur Skizzen, mitberechnet für die Laune des Prinzipals, welcher die Puppen sprechen läßt; aber auch die vollständig ausgearbeiteten massen sich durchaus nicht jene künstlerische Vollendung an, bei der jeder Zusatz und jede Auslassung vom Uebel ist. Es eilten daher die Verfasser nicht, sie alsbald unter Glas und Rahmen, das heißt unter die Presse zu bringen. Wollten sie es aber wirklich einmal, so fanden sich vermuthlich gar viele Schwierigkeiten; die Buchhändler waren entweder selbst erträglich gelehrte Leute oder hatten doch immer einige gelehrte Freunde an der Hand, die ihnen mit Rath und That bei der Wahl ihrer Verlagsartikel beistanden; wie übel aber diese Gelehrten auf solche ungelehrte unaristotelische Stücke zu sprechen waren, ist oben gezeigt worden. Sie lobten sich den Gryph und Lohenstein, obwohl auch mit diesen Aristoteles schwerlich würde zufrieden gewesen sein. Indessen ist auch nicht wahrscheinlich, daß die Verfasser solcher Schauspiele nach der Druckerpresse sonderlich trachteten, denn wer das große Glück genießt, alle vierzehn Tage oder alle vier

Wochen einmal zu einer erregten Menge von Hunderten reden zu können, mag allenfalls der gedruckten Buchstaben für sein Werk entbehren. Es lebt doch, und er freut sich daß es lebt, ohne der Nachwelt zu gedenken, die dann freilich zuweilen gerechte Klagen führt. — Freilich könnten auch noch jetzt manche dieser Stücke gedruckt werden, doch würde sich kaum dazu rathen lassen, denn so wie sie sich jetzt in den Händen der Puppenspieler befinden, sind sie durch manche spätere vorlaute Zusätze verschlimmert worden, oder so skizzenhaft und der Bühnendarstellung so sehr bedürfend, daß sie sich im Druck wohl nur mager ausnehmen würden. Endlich möchte sich auch wohl nicht leicht ein Puppenspieler finden, der seine Schätze herausgäbe und einige jener Männer haben sogar bei redlich Bittenden unartige Ironie vermuthet, indem sie gar nicht glauben konnten, daß so hochgebildete aufgeklärte Leute an Puppenspielen könnten Freude haben. Daß dem aber in der That so ist, konnte man insonderheit 1804 in Berlin sehr deutlich sehen, wo man in dem Puppentheater der Herren Dreher und Schütz aus Potsdam (die in einer Literargeschichte der Deutschen gar wohl genannt zu werden verdienen) fast alle Abend die geistreichsten Männer und Frauen, Philosophen, Dichter und Kritiker zu finden hoffen durfte.

§. 46.

Wenn deshalb meine sämmtlichen Vorgänger in der Geschichte der deutschen Poesie jener Volksschauspiele gar nicht gedenken, so ist dieses ein trauriger Mangel, dem ich bereits in früheren Schriften abzuhelfen suchte. Manches wird deshalb hier zu wiederholen, manches hinzu zu setzen sein.

Der Stoff jener Stücke ist theils aus der Bibel ent-

lehnt, theils aus dem bekanntern Theile der griechischen Mythologie, die aber stets mit großer Willkühr und modern fantastisch behandelt wird, theils aus der ältern deutschen Geschichte, da wo sie an die Legende streift, theils aus der mittlern, da wo sie in feindliche Berührung mit der neuern Bildung geräth. So besitzen wir eine alte Comödie: „Genoveva," in welcher die großartig rührende Geschichte ein wenig trocken und steif, doch nicht ohne Verstand durchgeführt worden ist. Die reine Tugend der Pfalzgräfin ist unumwunden und ohne Ziererei — gleichsam als müsse alles nur so sein, wie es denn auch so ist, — geschildert. Die fromme Liebe für Golo fehlt, denn darüber spricht die Legende nicht deutlich und der Verfasser fühlte keinen Beruf sie einzuflechten, obwohl sie allerdings nothwendig ist um die höchste Liebenswürdigkeit der Heiligen zu zeigen. Siegfried hat die Heftigkeit des Sinnes und die Beschränktheit des Verstandes, die ihm zukommt, recht wohl aufzuweisen; aber Golo ist leider nichts als ein koketter Sünder und forcirter Taugenichts, den nicht zu lieben keine Tugend ist. Als moralisches Gemälde ist das Stück (das wenigstens aus Einem Stücke ist) noch immer beachtenswerth, doch freilich durch den Maler Müller und Tieck längst gar sehr übertroffen, doch dürften gerade diese Männer am wenigsten verachtend auf dasselbe hinsehen.

§. 47.

Wir haben ferner: Don Juan, den Gegensatz des Faust, indem der Held nach außen hin zu Grunde geht, und sein inneres Wesen hingiebt für die ungenügenden Freuden der äußern Welt. Auf diesem Wege können natürlich die heillosesten Sünden nicht ausbleiben, und der alte Autor hat auch mit nichten verhüllen wollen den ganzen Gräuel

in einer solchen verderbten Menschenbrust. Don Juan ermordet hier so ziemlich alles was ihm unter die Hände kommt, wobei er sich nicht einmal die Mühe giebt sich zu entschuldigen, sondern die ganze Sache mit Scherz behandelt, in welchen dann auch Kasperl gar bald einstimmt. Ich weiß nur zwei interessante Gedanken aus dem Stücke anzuführen: daß Kasperl allein dem Herrn imponirt durch Scherzhaftigkeit und Gewandtheit, und die Scene mit dem Eremiten, in dessen Kleidung der Held den Octavio täuscht. Dieser sucht den Mörder im Walde und wird von Juan mit verstellter Stimme ermahnt, die Rache dem Himmel zu überlassen, wodurch er spottend die höhere Strafe selbst auf sich herabruft, da die Menschen mit ihm nicht fertig werden können. Das Stück ist nur skizzirt, und hat überhaupt etwas kaltes und trocknes in der ganzen Behandlung wobei vielleicht die Absicht des Verfassers war, der Sünde ja nicht einen romantischen Schein zu leihen. Das ist löblich; hätte sich aber wohl auf besserm Wege erreichen lassen.

§. 48.

Noch unter diesem Stücke steht: „die Stiefmutter oder der Burggeist," und ist unter allen vielleicht das unbedeutendste. Die Langweiligkeit der ganzen Anlage erinnert an sehr mittelmäßige Stücke der neuern Zeit, und ich würde es um deswillen auch für neu halten, wenn nicht einige andere Scenen voll ergötzlicher .... Albernheit, durch Kasperl hervorgerufen, auf eine frühere Zeit hinzudeuten schienen. Am Schlusse wird das Stück sogar rein — toll, indem der Ritter dem lustigen Bedienten aufträgt, den bösen Pflegesohn, der die schöne Stiefmutter, nach Art des Golo, verfolgt hat, mit einem so eben erfundenen (!) und von

benachbarten Mönchen ihm geschenkten Feuerrohr zu erschießen. Die gute Frau aber, welche keine Rache will, ladet das Gewehr selbst, und behält die Kugel zurück, so daß der jetzt reuige Sohn mit dem bloßen Schrecke davon kommt. Die Scene mag wohl eine gute Viertelstunde dauern, da Kasperl erst das Schießen lernen muß, und die Zwischenzeit durch Späße der verschiedensten Art ausfüllt.

Ich glaube nicht, daß das Stück früher hinauf zu setzen sei, als in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, ja wer weiß, ob nicht manche Mittelmäßigkeiten und Plattheiten desselben einen noch viel spätern Ursprung haben.

§. 49.

Ausgezeichnet ist dagegen das Schauspiel „der verlorene Sohn," über welches ich bereits vor mehreren Jahren ausführliche Nachricht gegeben habe. (S. die Schrift: „Leben uud Wissenschaft, Kunst und Religion," Berliu, 1807. S. 187 bis 204). Hier werde nur bemerkt, daß in dem genannten Schauspiel jene einfache und tiefsinnige, rührende und erfreuliche Erzählung einseitig doch gründlich aufgefaßt und in die fantastisch moderne Welt hinein verlegt worden ist. Das Recht so zu handeln wie der Dichter hier verfahren ist, scheint keinem Zweifel unterworfen, denn jene Geschichte ist ewig alt und ewig neu, und die Beziehung auf rein moderne Verhältnisse ist um so leichter, da die Zeit doch höchstens die Farbe der Sünde verändern kann; nicht sie selbst, so wie ja auch die Buße und Besserung stets nur Eine ist. Anziehend ist die harmlose und doch sehr wirksame Ironie, mit der der Dichter beide Brüder behandelt hat, löblich die Mäßigung mit der beide Eltern, insonderheit der Vater, dastehen; die Buhlerinnen sind sehr grell gehalten, erregen aber durch eine gewisse naivfrostige Ruchlosigkeit,

die sie auch wohl in einzelnen Monologen dem Publikum erzählen, wahren Schauder. Nicht minder gut ist das Verhältniß zwischen dem verlornen Sohn und Kasperle gedacht und theilweise auch durchgeführt, gerade in diesem Verhältnisse ist eine Tiefe, die der Verfasser vielleicht selbst nur schwach geahndet hat, während manche neuere Kritiker sie wohl gar ganz misbilligen möchten. Ergötzlich ist in der Scene, welche die Rückkehr des Sohnes vorbereitet, Kasperle's Erzählung von der hohen Würde die derselbe eine lange Zeit bekleidet habe. Er sei nämlich König geworden, aber über höchst wunderliche rebellisch murrende Unterthanen, deren Sprache, Sitten und ganze Lebensart sich mit nichten fein erweise, und zu deren Beherrschung ein besonders langes, eigen gestaltetes und nicht selten kräftig schwirrendes Scepter nöthig gewesen, bei welcher Erzählung die Mutter bedenklich schweigt; der Vater aber mit gehöriger Wehmuth und Majestät die ruhigen Worte ausspricht: „So wäre denn also mein Sohn „Hochmuth" ein Sauhirt worden." Am Schlusse des Stückes scheint eine fremde Hand mit gewaltet zu haben; wenigstens haben wir das „gemästete Kalb," welches der Vater zu schlachten befiehlt, vermißt. Der alte Verfasser hat sich gewiß nicht vor diesem klassisch gewordenen Thiere gescheut, während der neuere Bearbeiter wohl den verkehrten Gedanken hegen mochte, es könne der Rührung schaden.

§. 50.

Noch wäre hier von vielleicht funfzig bis sechszig solcher alten ungedruckten Schauspiele zu reden; allein der Raum dieses Werks verstattet nicht bei ihnen zu verweilen, wären sie auch (wie doch nicht ist) mir alle bekannt. Aber eine genaue Erwägung fordert das Volksschauspiel „Johan-

nes Faust," und es ist hier der Ort manches zu wiederholen, was ich bereits über dasselbe in dem zweiten Theil der freundlichen Schriften (S. 49 bis 80) mitgetheilt habe und worauf ich die genaueren Leser gern verweisen möchte. Es wird uns die Mittheilung dieser hier zusammengedrängten und theilweise verbesserten Ansichten auch in der Charakteristik des Goethischen Faust sehr zu Hülfe kommen, so wie überhaupt nicht zu zweifeln ist, daß dem vortrefflichen Dichter, dem tiefen Kenner deutscher Culturgeschichte, seine Vorgänger sehr wohl bekannt waren. — Um den ganzen Mythos von Faust, (vielleicht der Höchste, den je die Deutschen ersonnen haben) zu erschauen, scheint mir folgende Betrachtung unerläßlich:

Der Wege zu Gott giebt es für uns im tiefsten Sinne des Worts nur Einen. Es ist der durch den, der sich selbst die Wahrheit und das Leben nannte. Der Wege zum Untergang, oder, wie unsere Vorfahren sagten und wie ich keineswegs mich scheue mit ihnen zu sprechen, der Wege zum — Teufel giebt es unzählige. Dennoch dürfen wir zwei Hauptwege annehmen; der eine geht durch ein unbefriedigtes Streben nach innen hin, der andere durch ein unbefriedigtes Streben nach außen hin in den Abgrund. Der letzte Weg wird am häufigsten betreten, denn die Welt lockt durch tausend Töne und Farben, und es bedarf eines bedeutenden Aufgebots der Kraft, um stets zu widerstehen. Unter denen, welche nicht widerstehen, giebt es nun aber auch einige, die gar nicht widerstehen wollen, sondern in unächter Halbpoesie wähnen, die Sünde, die doch ihrer ganzen Natur nach häßlich ist, zu etwas Schönem ausbilden oder in Morgenröthe und Blumenduft tauchen zu können. Also Don Juan, in welchem wir eine Seite des modernen Trauerspiels ausgesprochen glauben.

Die andere Seite findet sich in dem Zugrundegehen von innen heraus, und durch Innerliches. Der tiefere Mensch sieht bald ein, daß was da draußen ist, nur momentane Freuden, oft sogar nur halbe Beschwichtigung geben kann; und stolzer gesinnt, gräbt er nun in sich selbst und in der selbsteignen Weisheit nach der ewigen Quelle der Wahrheit und Beruhigung. Wohl findet er hier viel Herrliches und Köstliches, aber nichts was vollendetes Leben und vollendete Beruhigung geben könnte. Immer hochmüthiger geworden, häuft er jetzt eine irdische Weisheit auf die andere, und verachtend was das rein kindliche Gemüth in höherer Ahnung gefunden hat, geht er zuletzt unter in der Nacht, die er für den hellen Tag ansah. Also Faust, der, als ein durchaus vaterländischer Mythus, die höchste tragische Idee andeutet. Wir sollen keinesweges einen einzelnen Dichter nennen als Urheber dieser tiefsinnig allegorischen Sage, sondern wir dürfen gar wohl behaupten, daß das ganze Volk mit daran gearbeitet hat. Das Ganze des Faust zu erfassen kann numöglich allen gegeben sein; aber etwas Gutes hat sich vielleicht jeder mit Geist und Fantasie auch nur mäßig ausgestattete Deutsche schon aus dem Faust genommen.

§. 51.

Man sieht, daß Faust nicht ganz verstanden werden kann, ohne den Gegensatz im Don Juan zu erkennen, dessen Held, wie bereits angedeutet wurde, nach außen hin zu Grunde geht, da er sein ganzes Wesen an die ungenügenden Freuden der äußern Welt verschleudert. Indessen ist die Auffassung eines solchen extensiv Untergehenden, um aus ihm eine Tragödie zu bilden, nicht deutschen, sondern spanischen Ursprungs, und wenn auch die früheren deutschen Dichter ahndeten (was ich nicht mit Gewißheit behaupten

kann) daß eine solche Tragödie zum Verständnisse des den Deutschen eigenthümlichen Faust nothwendig sei, so behandelten sie dieselbe doch wie etwas fremdartiges mit minderm Geschick, und gleichsam nur auszugsweise. Sie wollten nur keine Lücke lassen und dramatisirten mit Mühe was sie lieber ganz verschwiegen hätten. Niemand konnte wohl damals ahnden, daß einst ein deutscher Tonkünstler mit einer zauberischen Kraft, wie wir sie sonst nur im Shakspear finden, den Don Juan hervorrufen würde.

Die deutschen Dichter fühlten sich dagegen bei dem Faust wie in ihrer Heimath, und er ist deshalb von jeher häufig und zuweilen gründlich und bedeutsam behandelt worden. Obwohl wir nun, wie alle wissen, durch Goethe eine fast vollendete Bearbeitung der großen Sage besitzen, so ist doch keinesweges überflüssig, zu betrachten, wie frühere Jahrhunderte diesen Stoff aufgefaßt haben; daher folgende einfache Mittheilung:

Faust sitzt in seinem Studierzimmer bei einem bedenklich großen Buche, und erklärt, er habe nunmehr sämmtliche Wissenschaften durchstudirt, aber er komme doch zu nichts Rechtem. Er wolle sich deshalb aus Desperation auf die schwarze Kunst legen; die werde doch helfen. Da ertönt von der linken Seite ein aufmunterndes Wort; aber von der rechten eine Ermahnung, ja bei dem Studium der Theologie zu bleiben. Faust erkennt gar bald, von wem die Stimmen; beharret aber bei seinem Vorsatze. Er tritt in den magischen Kreis und beginnt die Citation der Teufel. Sie erscheinen, und er thut an sie die bekannte Frage nach ihrer Schnelligkeit. Ihm genügt nicht, daß einer so rasch ist wie ein Vogel in der Luft, oder wie ein Pfeil, oder wie die Pest, sondern er wählt den der so schnell ist wie die Gedanken des Menschen.

§. 52.

Der Dichter hat genau gewußt, was er damit wollte, denn der in tieferm Sinne unbefriedigte Mensch, sollte er sich auch in tausend Fällen noch leidlich beschwichtigen können, wird doch stets bittern Haß empfinden gegen die hemmenden Schranken des Raumes und der Zeit. Er fühlt klar die Unendlichkeit des Geistigen in sich, aber auch die Enge und Armuth des irdischen Lebens; und da er die Religion verschmäht, die allein Beruhigung und Eintracht in diesen Kampf zu bringen versteht, so würde er selbst das schlimmste Mittel wählen, jene Schranken zu zerbrechen.

Man hat, wie bekannt, in neueren Zeiten jene Gedanken überbieten wollen, und Faust*en* d*en* Teufel wählen lassen, der so schnell ist wie der Uebergang vom Guten zum Bösen. Dadurch aber ist der ganze Standpunkt verrückt, oder doch undeutlich geworden, von dem aus wir die Stimmung des Helden betrachten sollen.

Faust wird unterbrochen durch den Famulus Christoph Wagner, der sich ganz so zeigt wie der innere Zusammenhang der Sage will: geleckt, geschniegelt, und die t*ie*f*e*re Eitelkeit des Herrn unbeholfen nachahmend.

Jetzt belebt sich die Scene auf eine lustige Weise, indem Kasperl in den öden Saal hinein tritt, und auf eine seltsame Weise seinem Unmuth Luft macht, daß es hier mit der Wirthschaft so schlecht bestellt sei. Er ist ein vacirender Bedienter und sucht einen neuen Herrn, will sich aber erst durch Essen und Trinken stärken, und staunt sehr, als er durch Wagner erfährt, daß hier kein Wirthshaus sei, wo man für Geld Speise und Trank bekommen könne; zeigt jedoch auch bald sein mildes Gemüth, indem er erklärt, daß, wenn es nicht anders sein könne, er auch wohl ohne

Geld eine gute Mahlzeit anzunehmen sich bequemen wolle. Wagner lächelt zart über den einfältigen ungelehrten Menschen, der doch so lustig ist, und da es bei ihm selbst nicht ganz ohne innere und äußere Langeweile abgehen kann, so wünscht er ihn als Diener beizubehalten. Aber Kaspar, in der Einfalt gründlich, fragt zuvörderst, ob denn auch er selbst ein Herr sei, und da er erfährt daß dem nicht also ist, versichert er daß er höchstens bei Faust dienen wolle, der, als ein Doktor, doch ohne Zweifel ein ganz anderer Mann sein werde wie das geschniegelte Wesen. Der Famulus läßt sich das gefallen.

§. 53.

Es kommt jetzt zum Contracte, der als Gegensatz zu dem bald darauf folgenden Vertrage zwischen Faust und Mephistopheles, nicht unbedeutend ist. Wagner bietet ihm jährlich zwanzig Goldgülden Lohn, aber Kaspar meint das sei zu wenig, und er könne sich nur einlassen, wenn man ihm sechs und dreißig Groschen jährlich bewillige. Wagner belehrt ihn, er thue sich ja selbst den höchsten Schaden, und ist gutmüthig genug, ihm nicht allein den Irrthum zu erklären, sondern ihm auch anzubieten: Zwanzig Gulden Lohn, und sechs und dreißig Groschen Trinkgeld. Kasperl aber verlangt mit der größten Entschiedenheit sechs und dreißig Groschen Lohn und zwanzig Goldgülden Trinkgeld, und nun erst sind die Schwierigkeiten bei dem Antritt des neuen Amtes beseitigt. — Ist hier nicht wirklich, bei aller anscheinenden Kinderei, einige Ironie im Hintergrunde?

Als Kasperl allein ist, blättert er neugierig in Fausts magischem Buche, bemerkt aber leider mit Betrübniß, daß er es in der Kunst zu lesen zu keiner besondern Stärke ge-

bracht habe. Er stößt einige rührende Klagen aus über das Unglück nichts sonderliches gelernt zu haben, entschuldigt sich aber mit dem Umstande, daß seine Großmutter, die ihn in der schweren Wissenschaft unterrichtet habe, bereits in seinem neunzehnten Jahre gestorben sei, so daß er viel zu früh, in noch zu zarter Jugend das Studium habe unterbrechen müssen und unmöglich mit allen Buchstaben bekannt sein könne.

Endlich ist er doch so glücklich, ein paar recht wichtige und seltsame Wörter heraus zu buchstabiren; und sieht sich belehrt, daß wenn man die Teufel citiren wolle, man nur „Berlik" zu rufen habe; doch müsse man „Berluk" sagen, wenn sie wieder weg sollten. Die bequeme Sache gefällt ihm ungemein, und da er nun auch den magischen Kreis gefunden, den er anfangs für ein Schneidermaaß gehalten, so stellt er sich in denselben und übt das eben erlernte Herrscherwort. Es geräth zum Bewundern und eine Menge Teufel schweben zu ihm nieder. Die seltsame Wissenschaft, oder vielmehr nur der pikante Duft derselben, hat auch auf ihn schon einigen Einfluß gehabt, und er erstaunt nicht sehr, sich mit einemmale in so befremdlicher, unheimlich peinlicher Gesellschaft zu sehen. Er findet das alles sehr natürlich, da er nun einmal jene schweren Worte gefaßt hat. Er fragt die Teufel nach ihrem Namen, ihrem Alter, ihren Geschäften, hat besonders seine Ergötzung mit einem freundlichen handhohen Teufelchen, das doch schon 889 Jahr alt ist, und giebt ihm den Trost, es könne noch ein tüchtiger Kerl aus ihm werden, wenn es sich nur hübsch angreife. Endlich aber wird er völlig muthwillig und neckt und ärgert die Teufel auf mancherlei Weise; ja, von dem magischen Kreise beschützt, wagt er sogar zu seiner Gemüthserheiterung einige der kleineren Teufel ein wenig — zu schlagen.

Und indem er schnellzüngig mit den beiden Wörtern wechselt, zwingt er sie zu eben so raschen Hinauf- und Herunterfahren, so daß die armen Geisterchen fast ein Gegenstand des Bedauerns werden. — Es versteht sich indeß von selbst, daß am Schlusse des Akts doch auch er ein wenig geneckt wird; doch so daß wir für sein eigentliches Heil nicht sonderliche Ursache zu fürchten haben.

§. 54.

Jetzt kommt nun die Zeit, wo Faust sich näher mit dem Teufel einläßt, und die Bedingungen angiebt, unter denen er das Bündniß mit ihm abzuschließen bereit ist. Die ersten beziehen sich nur auf Eitelkeit und — Besiegung des Raumes und der Zeit. Höchst wunderbar und tragisch bedeutsam ist die Bedingung, daß der Vater der Lüge ihm auf jede Frage die Wahrheit sagen soll. Es wird ihm alles gewährt, und nun ist Faust bereit zu unterschreiben; aber unbeholfen bei aller Wissenschaft, will er erst Dinte bringen lassen, worüber der Teufel lächelt und erklärt, dazu bedürfe es seines eignen Blutes. So ritzt er ihm denn die Ader der Hand auf, und Faust bemerkt mit Erstaunen, daß das hervordringende Blut die Buchstaben H. F. bildet, welches er als den Zuruf seines Schutzgeistes: Homo fuge (Mensch fliehe!) erklärt. Jetzt bemächtigt sich seiner ein ängstliches Gefühl, das sogar in körperliche Schwäche und halbe Ohnmacht übergeht. Die Nähe des Bösen bringt diese Empfindung hervor, aber bei dem schon halb Verlorenen auch nur diese unfruchtbare körperliche Angst.

Mephistopheles ahndet die Nähe des Schutzgeistes und muß auf einen Augenblick weichen. Jener schwebt herab, und warnt mild und ernst den Schlafenden; aber es ist zu spät, denn mit der Kraft, die durch den Schlaf wiederge-

kehrt, ist auch der traurige Muth wieder da, sich mit der Hölle einzulassen. Die Unterschrift steht fest, der Teufel erscheint von neuem, und von der linken Seite her schwebt wie in Schwefeldunst gehüllt ein Rabe herab, nimmt die unglückliche Verschreibung in den Schnabel und fliegt damit zurück, um sie dem Fürsten der Hölle (hier Pluto genannt) zu überbringen. So ist alles geschehen was der Böse gewünscht, und wohl berechnet auf Fausts Gemüthsart, die um so schwächer ist, weil er sie für überstark hielt.

§. 55.

Ich finde in alten Schriften, daß andere Bearbeitungen des Faust diese Scene sehr verschieden hatten. Faust muß auf eine furchtbare Weise der Gnade Gottes und dem Verdienste des Erlösers entsagen, ein Verlangen, das, ausgesprochen, gar wenig Klugheit bei dem Teufel voraussetzt. Ferner darf in keinem Falle dergleichen auf eine Volksbühne gebracht werden, und wir stimmen deshalb vollkommen den berlinischen Geistlichen bei, die sich am Schlusse des siebzehnten und zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts der Darstellung dieser nur zu heftig wirkenden Scene widersetzten, und deshalb eine eifrige Bitte an Friedrich III. ergehen ließen, die auch Philipp Jakob Spener unterschrieb.

Kehren wir zurück zu unserm Faust, in welchem, wie wir erzählt haben, jene große Scene so einfach und besonnen angelegt und geordnet worden ist. Der Teufel hat nun die Hauptsache erreicht die er erreichen wollte, und läßt sein Opfer nicht mehr zu Athem kommen. Der Dichter giebt uns hier abermals einen tiefen Gedanken voll rein christlicher Ironie. Faust mit der ganzen Kraft der Hölle belehnt, weiß doch nichts anders mit ihr anzufangen, als wie ein reisender Wunderdoktor, sich schnell an den Hof ei-

nes italienischen Herzogs zu versetzen, der so eben Hochzeit gehalten hat. Er will dort als ein Tausendkünstler angestaunt werden und mit raffinirter Eitelkeit anfangs seinen Namen nicht sagen, um, wenn er, der schon jetzt berühmt ist, ihn endlich ausspricht, ganz im süßesten Lobesweihrauch wandeln zu können. Das ist alles was er für jetzt will, und dafür hat er seine Seele hingegeben!! —

§. 56.

Nach so großem tragischen Ernst ist Kasperl, der nun die Scene wieder einnimmt, eine angenehme Erscheinung. Er klagt, es sei in diesem Hause nicht mehr auszuhalten, denn in jeder Ecke ließen sich Teufelchen sehen, aber er klagt nur scherzhaft, denn ihm macht doch die Sache Spaß, und mehr als Spaß will er nie. Er hat sich nur obenhin eingelassen mit den bösen Geistern, weil sie ihm pikant-lustig erscheinen, und da sie noch immer keineswegs seine Herren sind, so glaubt er ohne sonderliche Gefahr wagen zu dürfen, sie ein wenig zum Besten zu haben. Gefährlich im Allgemeinen bleibt ein solches Spiel immer, und das hat der Dichter auch angedeutet; doch durfte er als Dichter nicht minder andeuten, daß die Teufel denn doch auch etwas — dumm sind, und selbst von einer beschränkten aber gesunden Natur sich beherrschen lassen, wenn der beschränkt-behagliche Mensch nur nicht zu entschiedenem Bösen sich mit ihnen einläßt, und überhaupt nichts Böses will. Das Böse ist nämlich, seiner ganzen Natur nach, traurig und düster, und schon um deswillen hat ein fröhlich scherzendes Gemüth weit weniger von ihm zu fürchten, als ein übererusthaftes und melancholisches — Es wird Kasperln endlich eröffnet, daß sein neuer Herr ihn mit nach Welschland nehmen will, doch soll er nicht verrathen wer sie seien.

§. 57.

Die Scene verwandelt sich in einen Vorsaal bei dem italienischen Herzoge. Ein Kammerdiener, mit dem vornehmen Namen Karlos tritt auf, und hält einen in das Allgemeine hingehenden Monolog, wird aber plötzlich sehr erschreckt durch die Erscheinung Kasperls, der durch die Luft geflogen kommt. Karlos vermuthet mit Recht, daß eine Conversation mit einem Manne, der selbst der Luft zu gebieten vermag, interessant sein müsse, und beginnt deshalb sogleich seine Anfragen. Kasperl, der, wie alle porösen Naturen, nicht schweigen kann, versichert, daß er sehr wohl zu schweigen verstehe, und niemand von ihm herauskriegen werde, daß er Kasperl heiße, aus Deutschland komme u. s. w. und begreift die Seltsamkeit des Kammerdieners nicht, der ihm erwiedert, daß er es nun ja doch erfahren habe. Der Spaß ist rein natürlich und gut; aber sehr veraltet, woran jedoch — der Verfasser des Faust nicht schuld ist, sondern einige funfzig Lust- und Schauspiele der neuesten Zeit, die Aehnliches haben.

Den Namen seines Herrn aber will er nun durchaus nicht sagen, läßt sich jedoch bewegen ihn mimisch darzustellen, indem er dem Karlos die geballte Faust zeigt. Jetzt wird der Kammerdiener ungemein höflich, denn von jenem deutschen Wundermanne hat auch er gehört, und bittet den Kasperl ihm für ein gutes Trinkgeld doch einige Proben von seiner Kunst zu geben, da er ohne Zweifel bei einem solchen Herrn Bedeutendes müsse gelernt haben. Kasperl, ohne alle Verlegenheit, fragt ihn, ob es ihm etwa gelegen sei, wenn er augenblicklich hier ein großes Gewässer hinströmen lasse, das sie beide verschlinge, oder ein ungeheures Feuermeer heraufrufe, das sie beide verzehre. Der Kammerdiener

ner versichert mit Angst, daß er keinesweges mit so großen Gedanken umgehe, sondern mit einem zierlichen Gesellschaftsstück schon zufrieden sei. Er wünscht nur etwas Neues zu sehen. Kasperl springt hüpfend und neckend um ihn herum, und fragt ihn alle Augenblicke, ob er noch nichts gesehen habe, und da Karlos verneint, so versichert er endlich ehrlich, daß er durchaus nichts gelernt habe und nichts machen könne; und wenn der Kammerdiener etwas sehen wolle, so müsse er es selber machen. Damit läuft er ab.

Es erscheint jetzt der Herzog mit seiner Gemahlin, die von einer Hofdame begleitet wird. Sie unterhalten sich sehr zierlich und feierlich von den Lustbarkeiten, welche zu Ehren ihrer Vermählung veranstaltet worden sind, und die Herzogin, da sie noch neue Feten vorschlagen soll, bittet sich endlich, die Ergötzlichkeiten von neuem anzufrischen, ein Feuerwerk aus: worin wir abermals das siebzehnte Jahrhundert zu erkennen glauben, in welchem prachtvolle Feuerwerke als die höchste aller menschlichen Lustbarkeiten zu gelten schienen. Der zärtliche Gemahl bewilligt dies billiger Weise augenblicklich; hört jedoch von seinem Kammerdiener, daß noch ganz neue Divertissements sich hoffen lassen, indem der weltberühmte Doktor Faust angekommen sei. Man schickt dem Kasperl nach, doch dieser hat sich in der Angst versteckt und ist nicht zu bewegen zurück zu kommen, da er überall Menschen fürchtet welche Kunststücke von ihm verlangen, die er doch nun einmal nicht machen kann. Da wird der Herzog, dem, witzigerweise, der Dichter keinen Namen gegeben hat, einigermaßen böse, und von sehr menschlicher Neugier getrieben, entäußert er sich auf einige Augenblicke seiner irdischen Hoheit und Grazie, und setzt dem Kasperl selber eilig scheltend nach.

§. 58.

Bald darauf tritt Faust ein, und wird von der allein zurückgebliebenen Herzogin mit Auszeichnung aufgenommen; leider aber durchaus nicht um seiner selbst willen, sondern abermals um der — Kunststücke willen, die er machen kann und soll. Der Dichter hat diesen Gedanken nie ausgesprochen, wohl aber klar in Handlung gebracht.

Nur Faust ist so ganz in Eitelkeit ertränkt, daß er gar keinen Unterschied mehr zu machen scheint zwischen sich und den — Kunststücken. Er zeigt sich steif und galant und hoch entzückt über die große Ehre, daß die Herzogin von ihm gehört hat und ihn einen berühmten Mann nennt. Die Dame aber hat nicht sonderliche Lust, sich mit ihm selbst zu unterhalten, sondern geht sogleich zu der Frage über, ob er Geister citiren könne. Darauf ist ihr ganzer Sinn gerichtet, was bei einer Neuvermählten wohl befremdlich und bedrohlich erscheinen könnte; es tröstet uns indessen, daß sie vorhin doch noch freundliche Theilnahme für das zu hoffende Feuerwerk gezeigt hat.

Faust bittet, sie möge nur befehlen und sie ist auch nicht sparsam im Befehlen, sondern fordert nach einander die Erscheinung des Simson, des Goliath, des Salomon und der Judith, bei welcher letztern der kunstreiche Doktor, außer dem Kopfe des Holofernes, noch das ganze Assyrische Lager mit in den Kauf giebt, so wie er denn auch nicht vergißt die Geschichte jedes einzelnen Erscheinenden nach besten Kräften auszulegen. Es thut ihm wohl sich reden zu hören, und vollends hier zu der zwar anonymen, doch überaus hohen Dame.

§. 59.

Sei's durch Reflexion, oder sei es durch allgemein poetischen Takt; genug der Dichter hätte kaum zweckmäßigere

Personen erscheinen lassen können als diese oben genannten, die man in gewisser Hinsicht wohl etwas anbrüchig nennen kann, da sie durch geistige oder körperliche Ueberkraft die stille heilige Andacht des Gemüthes in sich störten. Bei Simson und Goliath versteht sich das von selbst, doch daß der kleine David mit erscheint, halte ich für einen spätern Zusatz. — Bei der Judith ist die mangelnde Weiblichkeit und Liebenswürdigkeit zur Erklärung des Räthsels hinreichend, so wie beim Salomon die Erinnerung an manches gar seltsame Wort, das dem weisen Manne doch auch entfallen ist, und an einige auch in späteren Zeiten noch sehr gelesene und gefeierte Kirchenväter, die dem in Glück und Klugheit prangenden Könige die — Seligkeit absprechen, ein Urtheil, das auch die altkatholische Kirche sanktionirt hat.

Die Dame ist überaus zufrieden mit so ausgezeichneten Beweisen von wohl erlernter schwarzer Kunst, und wünscht den Künstler sogleich ihrem Gemahl als den viel berühmten Deutschen Doktor vorzustellen. Faust aber bittet, es nicht zu thun, sondern ihn noch unerkannt sein zu lassen. Er wolle dann auch bei Tische ganz absonderliche Kunststücke machen, und es sollten zum Beispiel plötzlich die Gläser an einander hüpfend klingen, und kein Mensch rathen wie das möglich sei. Dann werde man doppelt erstaunen, wenn es endlich heiße, der Doktor Faust sei unter ihnen und habe alles das Große verrichtet.

Der eben noch den Geist Salomons vor sich sah und die ganze Geschichte desselben mittheilte, hat jetzt schon Raum für kindische Albernheiten, denn der Eitelkeit ist alles recht, das Große wie das Kleine, wenn nur der Weihrauch nicht fehlt.

§. 60.

Aber die ganze Herrlichkeit nimmt ein baldiges und klägliches Ende. Als Faust der Einladung zum Mittagsmahl folgen will, verrennt ihm plötzlich der böse Feind den Weg und meldet ihm, fast wie ein guter Freund, daß bei diesem Gastmahl, auf welches er sich so gefreut, ein Giftbecher auf ihn warte und daß dem Helden nichts weiter übrig bleibt, als nach einigem Hin- und Herreden mit Mephistopheles davon zu fliehen und zu fliegen.

Es drängen sich hier einige zweifelnde Gedanken auf, die jedoch alle etwas Interessantes und ironisch Tragisches haben. Zuvörderst: Warum ist der Herzog so sehr böse auf den armen Doktor? und wie kann er, auch beim höchsten Zorne, seine Zuflucht zu solch' einem Mittel nehmen wollen? Missgönnt er dem Faust die Audienz bei der Gemahlin? Fürchtet er wunderlicher Weise wohl gar, daß dessen berühmter Name sie bethören werde? oder hält er ihn jetzt mit einemmale für einen boshaften Zauberer, gegen den ihn jedes Mittel erlaubt dünkt, um die Welt nur so schnell als möglich von dem Ungethüm zu befreien? oder ist er gar eifersüchtig? oder ist er bloß im Allgemeinen tyrannisch launenhaft, daß er so plötzlich den Mann morden will, dessen Bedienten er noch so eben nachlief? Der Dichter hat ohne Zweifel alle diese Fragen vorhergesehen, aber nicht für gut gefunden sie mit deutlichen Worten zu lösen. Das Beste scheint uns deshalb anzunehmen, der italienische Herr sei allerdings eine unsittliche hypochondrische Person, und der Dichter habe sich nicht gescheuet, ihn in der Wahl der Mittel boshaft erscheinen zu lassen, da ja obendrein die Scene in Welschland ist, wo insonderheit die früheren Deutschen Gift und Dolch genugsam hatten kennen lernen.

Noch könnte man hier fragen: Ist nicht das Ganze ein vom Teufel ersonnenes Märchen? Aber ich antworte schnell und sicher darauf mit einem bestimmten Nein; denn wir sollen in keinem Falle den wahrhaft tragischen Gedanken verlieren, daß der des Mannes Leib retten will und wirklich rettet, der die Seele auf ewig verderbt hat.

§. 61.

Jetzt ist der arme Kaspar, den der egoistisch eitle Faust fliehend vergessen hat, in dem unheimlichen Welschland ganz allein. Er jammert und klagt auf die rührendste und lustigste Weise, und um nur schnell dem traurigen Gefühl der Einsamkeit zu entgehen, citirt er einen — Teufel. Es erscheint ein überaus kleiner, zierlicher, weichherziger — böser Geist, den Kaspar fast freudeweinend und zärtlich umarmt.

Selbst der Teufel scheint — gerührt, verspricht ihm schnell nach Deutschland zu schaffen, und räth ihm, sich dort um die Stelle eines Nachtwächters zu bewerben. Kaspar dankt herzlich für das ehrende Zutrauen, versichert aber viel zu bescheiden er könne nicht singen, und schöpft Trost aus der Antwort, daß man in Deutschland die Nachtwächter nicht zu zwingen pflege, besser zu singen als sie — vermöchten. Er wiederholt sich die entscheidende Antwort um sie ganz zu fassen, und läßt sich dann das Fuhrwerk vorführen, das der kleine böse Feind für ihn bestimmt hat. Es ist eine Art von Sopha, und auf demselben ruht ein schönes junges Frauenzimmer, von welcher der erstaunte Kaspar erfährt, es sei seine Schwester. Die Sache ist ihm interessant, doch will er nicht mit der Dame fahren. Es zeigt sich ein zweites Sopha, auf welchem abermals ein Frauenzimmer liegt, deren Anblick Kasparn noch mehr er-

freut; befremdend aber ist des kleinen Teufels Nachricht, das sei seine Großmutter, denn es muß betrüben, daß die arme Frau, die ohne Zweifel bei Kaspars Erziehung und der schweren Anweisung zum Lesen (ohne alle neuere Methode) viel Mühe gehabt haben mag, nun in der Hölle schmachten soll *). Aber Kaspar wundert sich nicht sonderlich, ja er scheint es ihr fast, obwohl er es nicht ausspricht, zu gönnen, da er sich vielleicht der qualvollen Stunden erinnert, in der ihn die Frau zu der gefährlichen Wissenschaft der Lektüre leiten wollte. Genug: Kaspar hat Gesellschaft gewünscht, aber diese ist ihm doch nicht recht, und er besteigt zuletzt einsam das seltsame Fuhrwerk, das ihm das schwarze Wesen vorführt.

Man sieht, die ganze Scene ist mit großem Muthwillen behandelt und das wäre gar schön, denn außer dem ächten Ernst ist nichts so sehr zu lieben als der frischflatternde Humor. Indeß kann ich eines nicht billigen: — der Teufel, der denn doch in jedem Falle streben muß, Kasparn, den er schon zur Hälfte hat, ganz zu besitzen, giebt ihm hier offenbar einen guten Rath, indem er ihn zur bürgerlichen Thätigkeit ermahnt, durch die er allein gerettet wird. Einen guten Rath aber kann Mephistopheles nie geben und der Dichter darf auch im höchsten Muthwillen dessen Natur nicht vergessen.

Mir ist deshalb wahrscheinlich, daß hier eine fremde Feder mit gewaltet hat, und daß in irgend einer frühern

---

*) Weniger bedauert man die Schwester, denn man hat sie früherhin nicht kennen gelernt. Klar ist übrigens die Intention des Dichters: die ganze Familie Kaspars hat sich mit der Hölle familiarisirt, und indem man dem lustigen Gesellen die Hauptmitglieder in angenehmer Gestalt zeigt, soll auch er immer mehr schlimmes Vertrauen gewinnen.

Handschrift Kaspar jenen guten Plan selbst faßt, da ihm das unheimliche Getreibe seines Herrn bald genug gefährlich scheinen mußte. Ein beschränkt lustiger Mensch wie Kaspar sieht von der Sünde wenigstens das Finstere, und da ihm das zuwider ist, so schickt er sich wenigstens zu einer gewissen Gattung von halbschieriger Solidität an, bei der sich doch eher einiger Spaß hoffen läßt.

§. 62.

Rasch ist die Zeit, und die Jahre verrinnen wie Wolkennebel. So sind auch die dahin gegangen, die Faust sich in dem traurigen Bündnisse bedingen durfte, und so sehen wir ihn zu Anfange des fünften Aktes matt und traurig und in sich gekehrt. Wir finden ihn in Deutschland und in einer ihrer größeren und fröhlicheren Städte; aber auch das liebe Vaterland kann den nicht erfrischen, der mit sich selbst zerfallen ist. Er bereut; aber auch seine Reue ist dunkel und unzulänglich, doch hinreichend um den Teufel zu beunruhigen. Er tritt zu ihm und fragt gleichsam mit sanftem Vorwurf, warum er sich denn jetzt gar keine Freuden und Herrlichkeiten mehr ausbitte; bei der Trübseligkeit komme doch nichts heraus. Faust verweigert jede sinnliche Ergötzung, sondern erinnert ihn an jenen Punkt des Contraktes, ihm stets die Wahrheit zu sagen und thut dann die große Frage: „Kann ich noch zu Gott kommen?“ an den Teufel, der scheu und zitternd sich so gefragt zu sehen, endlich ein leises „Ich weiß nicht“ hervorstammelt, Faust wiederholt die Frage, und der Befragte flieht zitternd vor der Strafe seines Ober-Herrn (Pluto), wenn sich die Seele des schon verloren geachteten dennoch von ihm losreißen sollte.

Faust kniet jetzt im Gebet nieder, und fast könnte man wagen wieder für ihn zu hoffen, als plötzlich der Teufel

in Gesellschaft einer ausnehmend schönen und reichgekleideten Dame zurückkehrt. Es sei, so läßt er sich vernehmen, die schöne Helena, die er ihm zuführe als Eigenthum; und Faust, der anfangs nicht hören will, unterbricht endlich sein Gebet mit den thörigten Worten: „Nun ansehen kann ich sie ja wohl.“ Aber im Ansehen entzündet sich die verworrene Seele von neuem, und bald darauf führt er die schöne Gestalt ab, unter dem Hohngelächter des Feindes, dessen Beute er nun auf immer ist. Nicht lange so kehrt er zurück, verzweifelnd, daß die Schöne, als er sie an seine Brust drücken wollte, sich in eine gräuliche Furie verwandelt habe.

Man könnte fragen: Ist Faust nicht zu schwach hier geschildert worden? — Es kann beim ersten Blicke so scheinen; bei näherm Anschauen nicht. Die schönste aller lebenden Jungfrauen der Stadt hätte ihm der böse Geist ohne Gefahr versprechen können; er wäre ungerührt geblieben; aber Helena! die berühmteste aller Frauen Griechenlands, um derentwillen ein zehnjähriger Krieg geführt wurde, und von der er, der gelehrte Mann, hundertmal im Homer gelesen und im großen Hörsaal declamirt hat — die reizt die Neugier, die Wißbegierde sogar, und — die Eitelkeit. Und er will sie ja nur ansehen! — das ist alles in der Ordnung und der Dichter hat recht wohl gewußt was er damit wollte.

§. 63.

Jetzt ist alle Hoffnung für Faust verloren, und um ihn und in ihm wird es immer dunkler. Es schlägt neun Uhr und eine sehr ernsthafte Stimme von oben her ruft ihm (in lateinischer Sprache) zu: „Bereite dich.“ Er fühlt die Bedeutung des Wortes zitternd nach, und im irren Halbgebete verliert er sich im Hintergrunde.

Da erhebt sich plötzlich, ungesehen aber wohl gehört, im Innern eines vorstehenden Hauses eine Scene, die recht eigentlich aus der Welt herausgenommen ist, die sich, als Gegensatz der wahren, die wirkliche nennt. Wir vernehmen die wohlbekannte Stimme Kaspars, der des Herumschweifens müde sich in dieser Stadt niedergelassen, und in der That den Nachtwächterdienst, leider aber auch eine böse, überaus zänkische Frau bekommen hat. Es ist erst neun Uhr, doch hat sie sich bereits zur Ruhe begeben, und es ist ihr zuwider, dem lieben Mann die Laterne anzuzünden, die er doch bei seinem Berufe nöthig hat. Kaspar erscheint endlich, ruft die Stunde ab und singt ein Lied, das uns wenigstens hinlänglich zeigt, es habe aller Zank mit der verdrießlichen Ehefrau doch nicht sonderlich gewirkt auf seine Fröhlichkeit, was allerdings viel sagen will. Er ist immer noch der Alte und will schlechthin nichts zu schaffen haben mit dem Ernst des Lebens.

Als er abgegangen, kehrt sein unglücklicher Herr auf die Bühne zurück, und unter seiner wachsenden Verzweiflung tönt die unbekannte Stimme von neuem in lateinischer Sprache: „Du bist angeklagt.“ — Das Wort könnte ja selbst den guten Menschen schrecken, denn wie so manches Fehlers, wie so manches Vergehens ist auch der sich bewußt; und wenn wir uns nun denken, daß jede sündige Stunde, gleichsam lebendig geworden, jetzt die Anklage erhebt vor Gottes Gericht, so darf ja auch wohl der Bessere fürchten. Doch die Geprüften wissen dann an Wen sie sich zu halten haben, und daß unser Glaube dann wie ein heiliges geflügeltes Kind empor schweben wird zum Thron des ewigen Vaters, demüthig und still flehend um Gnade, da wo allein Gnade zu bitten ist, und wie dann tröstend das Wort der Verheißung sich erfüllen wird. — Nicht so

Faust. — Er hat ja allem entsagt, was Trost bieten kann, und so steht er nun schauderhaft einsam und verlassen da, hingegeben an das Verderben, das er selbst auf sich herauf gerufen.

§. 64.

Es schlägt zehn Uhr und Kaspar beginnt von neuem den lustigen Streit mit seiner unlieben Gattin, der aber diesmal gefährlicher ist, denn der Frau kommt jetzt noch ein Etwas zu Hülfe, das mit einer entsetzlichen Baßstimme ausruft: „Mutter! der Vater stört mich immer im Schlafe.“ Da erschrickt selbst Kasperle und bittet demüthig die Mutter, doch ja dem Kinde einen guten Hirsebrei zu bereiten, damit es ihm, dem Vater, nur vergebe. So hat der arme Mann sogar zwei Herren: die Frau und das Kind, und wir könnten ihn fast bedauern, wenn er es uns nicht sogleich unmöglich machte durch neu hervorströmende Lustigkeit, die bei ihm unantastbar ist. Ein wenig Strafe aber durfte ihm der Dichter nicht erlassen; denn wer sich so lange mit den Teufeln geneckt hat muß billig erfahren, daß man auch das nicht ohne Gefahr thun kann.

Er singt abermals die Stunde ab, die seinen Herrn der Hölle näher bringt; und da er abgegangen, erscheint von neuem der Unglückliche, der nun die dunkle Stimme rufen hören muß: „Du bist gerichtet.“ — So ist also kein Rückgang mehr möglich, denn das Urtheil ist gefällt und, wenn auch noch nicht ausgesprochen, doch dem ahndenden Geiste völlig klar. Jetzt erscheint abermals Kasperl um die eilfte Stunde abzurufen, die schon angeschlagen hat, und er stößt in der Dunkelheit der Nacht auf den verzweifelnden Herrn.

Als ich das Stück zum erstenmale sah, warf ich mir

während des ganzen letzten Aktes die Frage auf: Wird der Dichter den Faust und Kasperl jetzt zusammen kommen lassen? Ich zweifelte, da allerdings ein geheimer Schauder in dem Gedanken liegt, daß der lustige Bediente dem armen Herrn die Stunden der Nacht zusingt ohne ihn zu sehen; oder ich erwartete wenigstens, daß, wenn sie sich erkennen würden, dieses Zusammentreten nur ein augenblickliches und wortloses sein werde, da freilich jedes pathetische Wort hier unangenehm und störend sein dürfte.

Der altdeutsche Dichter hat an alles das nicht gedacht, sondern ganz gelassen die Sache auf seine Weise angegriffen. Kaspar schreit laut auf, als er den Herrn wieder sieht; nimmt sich aber gar nicht Zeit zu tragischen Gefühlen, die ohnehin seine Sache nie gewesen sind, sondern des bedingenden Lebensdranges sogleich gedenkend, fordert er — den rückständigen Lohn für drei Monate.

§. 65.

Die Forderung hat ihre völlige Richtigkeit und ist wichtig, weil sie uns nochmals deutlich macht, wie so über alle Maaßen wenig der arme Eitle von der entsetzlichen Verbindung mit dem Bösen gehabt. — An Geld hat er gar nicht gedacht, und wenn wir ihn auch tadeln müssen daß er sogar des Dieners vergessen hat, so rührt uns doch der Gedanke, daß er, ausgerüstet mit der ganzen Macht der Hölle, dennoch niemals durch Habsucht geleitet wurde. — Vielleicht wollte der Dichter auch nebenbei andeuten, daß der Teufel in der That ein armer ist, und daß nicht bloß der Himmel, sondern auch die Erde mit ihrem Gold und Silber Gotte gehört.

Faust erkennt die Schuld an, aber ganz verloren sucht er sich jetzt noch durch eine überaus unbeholfene

List — gleichsam die letzte Convulsion der Verzweiflung — zu retten. Er bittet Kasparn um dessen Kleider, wofür er ihm die seinigen zu geben verspricht, und will ihm weiß machen, das sei nöthig, um das Geld für ihn zu holen. Er spricht in der Angst reinen Unsinn und Kaspar merkt auch sogleich, daß er ihn betrügen und dem Teufel Gelegenheit geben will, sich zu irren und den Diener statt des Herrn abzuholen.

So ist denn auch der letzte Plan gescheitert, sich von dem Bösen zu befreien. Eine Stimme ruft: „Du bist auf ewig verdammt!“ und nach einem kurzen verzweifelnden Monologe (in gereimten Versen) fällt der Arme in die Gewalt der finstern Welt, die er selbst freventlich in das heitere Leben herauf gerufen hat.

Kaspar erscheint von neuem um die Mitternachtstunde abzurufen, und fühlt sehr sinnlich an dem Schwefeldunst, daß eine Macht der Hölle hier gewesen ist; läßt aber, wie die rein personificirte Posse, die ganze Sache gar nicht wirken auf sein Herz. Er ist sicher, da er ja in seinem Berufe ist, und auf den Berufswegen dem Menschen eigentlich nie etwas Böses begegnen kann; und, gefühllos-lustig wie er nun einmal ist, bedauert er bloß, daß er diese gute Gelegenheit versäumt habe, einen Gruß an seine Großmutter aufzutragen. Sonst ficht ihn die Sache durchaus nicht an, sondern er singt sein fröhlich Lied wie sonst.

Hier endigt sich das Stück, denn die Neckereien, die Kaspar jetzt noch mit einigen halb verirrten Teufelchen sich erlaubt, halte ich mit Entschiedenheit für einen spätern Zusatz, der sehr unnütz und störend ist.

§. 66.

Ich habe für sehr nöthig gehalten bei diesem Drama so lange zu verweilen, theils weil ich in ihm den Mittelpunkt

aller damaligen deutschen Volks-Dramen zu finden glaube, theils weil früherhin von anderen Literarhistorikern dieser ganze höchst wichtige Abschnitt übergangen worden ist. In welche Zeit jener Faust fällt, kann weder nach Jahren, noch nach Jahrzehnten bestimmt werden, sondern wir können nur sagen, daß der großartige Stoff desselben sehr häufig variirt, das deutsche Publikum während des gesammten siebzehnten, so wie im ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts, von der Bühne herab in Anspruch nahm. Hier ist deutsche dramatische Kunst, die eigentliche Nationalkunst jener Zeit, nach der man so häufig vergeblich sich umsieht. Die Mängel dieser Nationalpoesie sind klar; aber ihre Vorzüge sollten es billig auch sein. Nicht selten Sinnigkeit, zuweilen sogar Tiefsinn in der Idee der Dramen, einzelne Charaktere glücklich angelegt und durchgeführt, gute Ahnung des eigentlichen Wesens der Romantik; aber viel Ungeschick im technischen Bau der Stücke, in der Farbengebung für das Einzelne, besonders im Dialog, der meistens hart, steif und langsam sich fortbewegt.

Von den während jener Zeit gedruckten Schauspielen hat uns Gottsched ein genaues Verzeichniß gegeben; viel mehr als einen Katalog findet man freilich nicht in seinem „nöthigen Vorrath;“ aber auch als solcher ist jenes Buch wichtig. Die meisten jener Schauspiele deuten an, daß man im Geschmack zwischen Alt-Frankreich und Neu-Frankreich und Italien, zuweilen auch, doch selten, nach Spanien hin schwankte. Moliere gab uns nur seine Possen, — allerdings sein Bestes — aber die Uebersetzungen waren meistens steif und unbeholfen, und die mimische Kunst, so wie das muntere Extemporiren mußte helfen. Italien lieh uns seinen Gherhardi, dessen Intriguen deutlich und dessen Witz derb genug war, um die versammelte Menge zu

erfreuen. Leider aber sind fast alle jene gedruckten deutschen Komödien des siebzehnten Jahrhunderts so überaus selten geworden, daß meistens nur mit Vermuthungen über sie gesprochen werden kann, denn leider ist auch der ganze große Vorrath, den Gottsched mit der größten Mühe und Kostenaufwand gesammelt hatte, und welcher nach seinem Tode ein Besitzthum der Weimarischen Bibliothek wurde, durch den bekannten unglücklichen Schloßbrand mit vernichtet worden.

§. 67.

Als eine rein deutsche Erfindung, doch im Gegensatz der Volksschauspiele, mögen hier genannt werden: die sogenannten Wirthschaften, kleine dramatisch epigrammatische Scenen, die an den deutschen Höfen und von den Höfen selbst aufgeführt, durch Kleiderpracht, Decoration und Musik imponirend, eine der beliebtesten Vergnügungen abgaben. Der Gedanke der ihnen zum Grunde liegt ist einfach und gut. Man denkt sich das Leben als ein Jahrmarktsfest, an welchem alle Nationen Theil nehmen, und wo durch muntere Fantasie selbst Vergangenheit und Gegenwart eins geworden sind, so wie auch die Verhältnisse des Raumes nicht geachtet werden. Ein Scheerenschleifer stellt die privilegirte lustige Person vor, dem erlaubt ist, jedem Einzelnen etwas witziges zu sagen, wobei wir jedoch keinesweges behaupten wollen, daß er stets im Stande gewesen sei, sich dieser Erlaubniß zu bedienen. Meistens entschied nämlich das Loos, wem die Rolle zugetheilt werden sollte, und wie oft mochte es sich zutragen, daß gerade ein höchst ernsthafter Mann, dem nicht immer der genügende Vorrath von Witz gegeben war, mit diesem pikanten Amte auf einige Stunden behelligt ward. In solchen Fällen half

zuweilen der Hofdichter aus, wie z. B. Besser dem Minister Dankelmann, einem bekanntlich sehr verdienstvollen, aber fast zu ernsthaften Manne, der sich in die Verlegenheit gesetzt sah, jene lustige Rolle zu übernehmen. Bessers Gedichte, so wie ein bekannter Brief von Leibnitz über die Wirthschaft zur Geburtstagsfeier des Kurfürsten Friedrich (zu Charlottenburg 1699) geben über dieses Analogon der Komödie einigen Aufschluß: doch ist derselbe nur mangelhaft, da beide wie von einer bekannten Sache reden, die zu erklären sie nicht erst nöthig finden. Nähere Nachricht ließe sich vielleicht nur aus den Papieren der — Fürsten und Grafen schöpfen, welche einst die Hauptrollen spielten; doch möge wenigstens im Vorbeigehen erwähnt werden, daß auch Leibnitz keinesweges ein bloßer Zuschauer war, sondern besonders in der Rolle des pralenden Zahnarztes vielen Beifall erhielt. — Nur eine ungesicherte Autorität hätte dabei zu fürchten gehabt; nicht Er.

§. 68.

Dem schnellern Fortschreiten des recitirenden Schauspiels schadete der Umstand, daß das größere Publikum fast ausschließlich durch die Opern angezogen ward. In der That finden wir im Anfange des Jahrhunderts eine ganz besondere Liebe, ja fast Leidenschaft für dieselben, deren prachtvolle Aufführung besonders in Hamburg *) und Wien, ja selbst in dem beschränktern Weißenfels sehr bedeutende Summen wegnahm.

---

*) Selbst der bekannte französische Lustspieldichter Regnard, der auf seiner großen Reise über Hamburg kam (1681) findet die dortige Aufführung der Oper Alceste sehr gut. Dem stolzen, an Paris gewöhnten Fremden dürfen wir dabei wohl trauen.

Es ist nicht unwichtig jene Neigung bis auf ihre Quellen historisch zu erforschen. Die erste Oper, welche in Hamburg gegeben wurde, hieß: „Der erschaffene und gefallene Mensch" (vom Jahr 1678). Das Ganze, sowohl Musik als Text, war noch sehr roh und ungeschickt, obwohl man eine Menge Engel und Teufel, so wie den Himmel und die Hölle als glanzvoll entscheidende Decorationen aufgeboten hatte, um dem Kunstwerke nachzuhelfen. Wirklich siegte der Reiz der Neuheit und wir finden nun in fortlaufender Reihe der Jahre die Opern vor allen andern dramatischen Dichtungen in den wohlhabenden Städten Deutschlands herrschend. Es ist ungemein, welch eine Fruchtbarkeit hier waltet, die zu belegen wir nur einige der berühmteren großen Singspiele der damaligen Zeit anführen wollen: — „Orontes," in welchem man schon den Tanz, und zwar von personificirten Winden, Liebesgöttern, Bildsäulen u. s. w. zu Hülfe nahm, Sejanus, Michal und David, Andromeda und Perseus, (voll unendlich langer Recitative und Arien, denen fast die gesammte heidnische Götterfülle zu Hülfe kommen mußte) die Maccabäer, Don Pedro, Aeneä des trojanischen Fürsten Ankunft in Italien, in welchem der Dichter, vielleicht nicht ohne divinirende Ironie gegen die Mehrheit unserer heutigen Tragödien, das Fatum selbst auftreten ließ, damit man doch endlich einmal diesen tiefsinnigen Begriff, von dem so oft die Rede ist, von Angesicht zu Angesicht erschauen möge. Die Musik hielt das Stück aufrecht, welches sonst wohl weder Venus noch Cupido, noch Vulkan, noch die Cyklopen würden vermocht haben, — Alceste, aus dem Französischen übersetzt, mit Musik von Franke, Sein-Selbstgefangener, Charitinne (der Text von Elmenhorst) Diocletianus, die Geburt Christi (vielleicht die merkwürdigste Oper von allen, da es kaum begreiflich ist, wie jemals ein

Dich-

Dichter den erhabensten und heiligsten Gegenstand zu einer fantastischen Oper habe verarbeiten können) Theseus, aus dem Französischen übersetzt, mit Musik von Strunke, Crösus (von Lukas von Bostel) Cara Mustapha, von demselben. (So beliebt also waren die Opern, daß selbst ein Hamburgischer Rathsherr dergleichen schrieb.) Xerxes, Thalestris Königin der Amazonen, Tamerlan und Bajazeth, Diogenes Cynicus, Carolus Magnus, die Zerstörung Jerusalems, in zwei Theilen, Achilles und Polyxena (Musik und Text französisch) Sigismund, Gänserich, Narcissus und Hermione u. s. w. (Man vergleiche: „Die Opern," ein Lustspiel in fünf Aufzügen von St. Evremont, übersetzt und für die deutsche Bühne eingerichtet von Gottsched, in dessen Schaubühne Th. II. S. 106. ff., wo eine ausführliche, und in historischer Hinsicht nicht ganz unwichtige Abhandlung über die von ihm so sehr gehaßten Singspiele zu lesen ist).

§. 69.

Weit entfernt in Gottscheds und Bodmers unmusikalische, seichte Klagen über die Liebe zu den Opern einzustimmen, finden wir in ihr einen wahrhaft anziehenden Charakterzug des Deutschen, dessen an sich sehr löbliche Hinneigung zum metaphysischen Denken nothwendig endlich zur Gemüthsverarmung führen müßte, wenn er nicht stets für sein Gefühl eine Heimath in der Musik fände, ein Gedanke der hier nur angedeutet werden kann, aber wichtig genug ist um einmal genau ausgeführt zu werden. Die Dichter, im Leben wie in ihren gewöhnlichen Gelegenheitsreimen sehr gebändigt, beengt und zahm, flüchteten sich mit all ihrer Fantasie in die Oper; wenn aber träumerische Halbpoeten wie Feind, Postel, Elmenhorst, Bressandt u. s. w. das thun, so bringen sie freilich gar häufig Hyperfantaste-

reien oder auch Albernheiten an den Tag, was indessen immer eher zu verzeihen ist, als die vollendete Langweiligkeit ihrer sogenannten correcten Nachfolger der nächsten Zeit, denn bei einer solchen erlahmt selbst die Musik und kann nichts daraus machen. — Ein Volk aber, das es endlich bis zu einer Zauberflöte und Don Juan gebracht hat, sollte immer nur mit gutmüthiger Ironie auf die Wiege jener Werke zurücksehen — ich rede hier von den Werken im Ganzen, deren Eindrucke keine einzelne Unbeholfenheiten im Texte schaden können — Werke, die, beiläufig gesagt, — Shakspear am besten verstehen würde, so wie wir gleichfalls ihn leichter verstehen werden, wenn wir mit Mozarts Geiste vertraut sind.

Der berühmteste Operncomponist der damaligen Zeit war Reinhard Keyser, Meklenburgischer Kapellmeister (geb. 1673, gest. 1739). Sein Talent war allgemein, selbst im Auslande anerkannt, und in Hinsicht der Fruchtbarkeit ist ihm vielleicht kein Componist gleich gekommen. Außer einer großen Menge von Oratorien und andern Kirchenmusiken, schrieb er 116 Opern, und nach der Versicherung mehrerer seiner berühmtesten Zeitgenossen, z. B. Mattheson's und Scheibe's, hat er sich in allen diesen Werken niemals wiederholt. Der Erstgenannte rühmt Keysers Musiken Melodie, Freiheit, Reichthum und Leichtigkeit nach, lobt ihn als einen Mann von den tiefsten Einsichten in die musikalische Wissenschaft sowohl als in das Technische und Mechanische derselben, und nennt ihn zuletzt geradezu den ersten Operncomponisten in der Welt, ein Ausdruck, den auch Hasse von ihm gebraucht. — Und dennoch ist er jetzt fast ganz vergessen; ein Umstand, der selbst für den, welcher sich nicht leicht mehr über deutsche Vergeßlichkeit der eignen Schätze wundert, in einiges Staunen setzen könnte.

§. 70.

Die äußerlichen Verhältnisse des deutschen Theaters waren theils sehr ungünstig, theils sehr günstig. In erster Beziehung gedenken wir abermals der Verachtung, welche die meisten deutschen Fürsten ihm bewiesen, und fügen den noch wichtigern Umstand hinzu, daß die gesammte protestantische Geistlichkeit — vergessend, daß ihr großer Führer Luther so mild geurtheilt hatte, — das Theater haßte und verfolgte. Wo sie irgend konnten, sprachen sie diesen Haß auch auf der Kanzel aus und bezeichneten das Schauspielhaus gewöhnlich als eine „Satanskapelle," welchem bösen Ausdrucke dann noch gar manche fulminirende Beiwörter hinzugefügt wurden. Wir haben einige Beispiele, daß sie in ihrem Zorn so weit gingen, den Pöbel aufzuregen, der dann in Einer Nacht die leicht gebaute Bude, besonders wenn der verhaßte Thalientempel in der Nähe einer Kirche stand — niederreißen mußte. Man fürchtete in dieser Hinsicht selbst die Strafe der Obrigkeit nicht, die ja auch bekanntlich so viel als irgend möglich das gute Verhältniß zu den Geistlichen aufrecht zu halten suchte. Aber man ging noch weiter, und verweigerte manchen Schauspielern das Abendmahl, selbst wenn diese in Krankheit und Sterbensgefahr demüthig darum bitten ließen: — ein Geschick, welches bekanntlich der brave und gelehrte Schauspieler, Magister Velthem in Hamburg (1692), und der Lustigmacher (Courtisan) Schernitzky in Leipzig erfuhr, bis endlich über den erstern sich ein milderer Prediger in der Vorstadt erbarmte. — — Doch auch die bürgerliche Welt als solche zeigte sich den Schauspielern außerhalb der Bühne nicht geneigt, man hegte manche traurige Vorurtheile gegen sie, und der Zutritt in die geselligen Kreise der Bürger und in-

sonderheit der Frauen war ihnen im ganzen siebzehnten Jahrhundert, so wie in der ersten Hälfte des achtzehnten wohl nur selten und mit wenigen Ausnahmen geöffnet.

Dennoch darf auch hier von einer günstigen Seite die Rede sein. Unter allem äußern Elend, das einem Künstler überhaupt, besonders aber einem Mimen begegnen kann, ist eine etwanige Sattheit des Publikums wohl das betrübendste und lähmendste; von einer solchen indifferenten Stimmung aber fand sich damals bei den Deutschen auch nicht die leiseste Spur, das Publikum zeigte lebhafte Theilnahme, und erhielt sich rege, wobei noch der Umstand förderlich war, daß man das Theater nur selten *) genießen konnte; dann aber auch als köstliche Würze. Die Schauspieler wanderten und gefielen sich im Wandern, denn überall sah man sie gern und brachte zu ihrem Spiel das gute Talent mit, redliche Thränen zu vergießen und helltönendes Lachen vernehmen zu lassen. Niemand fühlte sich zu vornehm oder zu faul, seinen Beifall durch Klatschen zu erkennen zu geben. War eine Schauspielergesellschaft einmal in dem guten Rufe, daß sie einen tüchtigen Heldenspieler, vor allen aber einen jovialen Courtisan, Pickelhering oder Hanswurst habe, so ließ die Bürgerschaft sie bereits an der Gränze des Stadtgebiets ehrenvoll empfangen und bewirthen, und der Magistrat kam ihnen nicht selten gleich mit Geschenken entgegen. Fast immer findet sich dieser bei den

---

*) So wissen wir aus den erhaltenen, obwohl nicht immer ganz vollständigen Nachrichten, daß selbst in dem reichblühenden Leipzig gewöhnlich nur während der Messen gespielt wurde. Im Jahr 1712 ward während der ganzen Oster- und Michaelismesse nur Eine dramatische Trilogie aufgeführt: „Balacin," „Chaumigrem" und „Banise," und in der Neujahrsmesse desselben Jahrs finden wir nur die einzige „Ariadne."

Streitigkeiten mit den Geistlichen (in so weit er es bei steter Schonung alter Rücksichten vermochte) auf Seiten des Theaters, und mochten jene auch noch so sehr klagen, so bewirkten sie doch nichts weiter als den gewöhnlichen Befehl, daß sich die Komödianten vor allen Gotteslästerungen hüten, und die lustige Person sich einigermaßen moderiren solle. Auf das erste wurde, wie billig, sehr gehalten; mit dem letztern aber nahm man es nie genau, ja man würde nicht einmal gern gesehen haben wenn Hanswurst sich hätte geniren wollen.

§. 71.

Von den deutschen Schauspielern jener Zeiten sind indessen fast nur Namen übrig geblieben, und selten nur treten einige literarisch oder überhaupt lebendig hervor. Von der ganzen Treue'schen Gesellschaft, (der ersten von allen, der Zeit nach) wissen wir nicht das geringste, und die späteren: „Denner," Licenciat „Rademin" (der Mann soll sich auch um Regelmäßigkeit bemüht haben) „Salzhüter," „Geißler," „Hubert," gehen fast gespenstisch-farblos an unserer Fantasie vorüber, während „Judenbart" und „Elendsohn" dieselbe fast verletzen können; doch gereicht es zum Trost, daß der Kurfürst von Köln dem Elendsohn auf dem katholischen Hofe zu Schwalbach ein Denkmal in schwarzem Marmor errichten ließ.

Die lebendiger hervortretenden sind Magister Velthem, dessen Gattin und vor allem Stranitzky. Velthem war aus reiner Liebe zur Kunst Schauspieler geworden, ein Mann von trefflichen Kenntnissen in den neueren Sprachen, ja sogar im Spanischen, welches damals selten getrieben wurde. Er übersetzte viel oder skizzirte wenigstens übersetzend, verdeutschte im eigentlichsten Sinne das Fremde und hatte besonders eine große Geschicklichkeit, in

jedes Stück, es mochte angelegt sein wie es wollte, den Hanswurst hinein zu tragen, denn ohne diesen guten scheckigen Gesellen konnte nun einmal das deutsche Publikum nicht wohl sein. Zu Velthems Zeit waren besonders beliebt: die sogenannten Haupt- und Staatsactionen, über welche fast sämmtliche Literaturhistoriker mit stattlichem Hohn gelacht haben, ohne jedoch eine Erklärung hinzu zu fügen. — Jene Actionen sind wahrhaft deutschen Ursprungs und ganz für den deutschen Charakter geeignet. Die Liebe für das sogenannte Reintragische war selten, aber der angeborene Trieb zum Romantischen wollte reiche Nahrung, so wie nicht minder die Lust an der Posse, welcher gerade bei den nachdenklichsten Gemüthern am regsten zu sein pflegt. Indessen giebt es noch eine dem Deutschen ganz eigenthümliche Hinneigung, welche sich bei allen diesen Gattungen nicht völlig befriedigt fand, es ist die zum Ernst im Allgemeinen, zur Feierlichkeit, bald zur Breite, bald zur sentenziösen Kürze und — Geschweiftheit. Dafür erfand man jene sogenannten Haupt- und Staatsactionen, zu denen die historischen Theile des alten Testaments, Griechenland und Rom, die Türkei u. s. w. fast nie aber Deutschland selbst den Stoff bot. (Nur Karl der Große machte zuweilen eine Ausnahme, brachte aber fast nur den Namen, sehr selten eine Physiognomie mit, da die Dichter selbst nicht recht einig waren über ihn.)

§. 72.

Hier erscheinen die Könige und Fürsten mit ihren goldpapierenen Kronen auf dem Haupte sehr trübe und traurig, und versichern das mitleidige Publikum, es sei nichts schwerer als regieren, und ein Holzhauer schlafe viel besser; die Feldherren und Officiere halten vortreffliche Reden, und erzählen von ihren großen Thaten, die Prinzessinnen sind,

wie billig, höchst tugendhaft und, wie nicht minder billig, erhaben verliebt gewöhnlich in einen der Generale, wobei jedoch große Sorge waltet, es werde der königliche Vater darauf bestehen, daß auch sein Eidam von königlichem Geblüte sei. Indessen erquickt die Hoffnung, der treffliche Held werde noch mit seinem gewaltigen Schwerdte sich selbst ein Königreich erobern — sein guter Freund, der Dichter, schafft es ihm leicht — und sodann das Vaterherz erweichen können. Desto weniger beliebt sind bei diesen Poeten die Minister, welche gewöhnlich schlimm gesinnt und mit schwarzem oder wenigstens grauem Charakter behaftet erscheinen. Bei diesen schwer gemalten Bildern kam den Poeten vielleicht der Haß gegen Richelieu und Mazarin zu Hülfe; denn wie sie sich diese Feinde dachten, so schilderten sie ihre geheimen Komödien-Räthe, und mit wahrem Vergnügen setzten sie dieselben im fünften Acte nicht ohne Schimpf ab, wozu die Armen in der Wirklichkeit keine Macht hatten. Da waren sie höflich, bescheiden und demüthig genug. — Es versteht sich übrigens von selbst, daß auch in diesen Stücken der alles parodirende Narr nicht fehlt und auch nicht fehlen durfte, da der einseitig breite Ernst, isolirt gedacht, nothwendig hätte ermüden müssen.

Hanswurst als die personificirte dem ganzen Menschenleben inne wohnende Spaß-Seite hat überall Zutritt, und wer wie Hamlet „mit seines Geistes Augen" sehen kann, sieht ihn auch alle Tage, und am meisten bei feierlichen Gelegenheiten. Diesen Gedanken scheinen auch die altdeutschen Dichter gehabt zu haben und öffnen jener verkörperten Idee deshalb überall die Thüren. Hanswurst, dem als Hofnarrn freie Rede und Zutritt gegönnt wird, versichert die Könige, deren Sorgen er nicht begreift, sie hätten ein wahrhaft excellentes Leben, und mit den Sorgen sei es nicht

weit her; er stört die Prinzessin in ihrer zarten Wehmuth und wird dafür sehr angefahren, erhält aber am Ende Vergebung, da die Treffliche zuletzt selbst einsieht, daß man doch nicht immer wehmüthig sein könne. Den bösen Ministern sagt er arge Derbheiten, die ihnen sonst keiner sagen darf und über die das Publikum sich doch so sehr ergötzt; im Kriege hat er die Falstaffsche Theorie der Ehre, aber der Dichter kommt ihm gewöhnlich zu Hülfe, indem er mit verdoppelter Ironie gewöhnlich das blinde Glück den Hanswurst begünstigend darstellt. Der clown und fool ist den Personen des Stücks oft sehr lästig; aber sie können die verkörperte Idee der Parodie, die, als solche, ja unsterblich ist, schlechthin nicht los werden, sie glauben den Narrn weit zu übersehen, übersehen ihn auch wirklich oft, und trösten sich mit diesem Gedanken, so wie mit der Macht ihn zu schelten und zu züchtigen *).

§. 73.

Haben wir nun jener Idee der Haupt- und Staatsaction ihr Recht widerfahren lassen, dann (aber nur erst dann) wollen wir laut gestehen, daß wohl fast alle diese Stücke in der Ausführung an den mannichfaltigsten Mängeln und nicht selten an gänzlicher Geschmacklosigkeit leiden. Doch auch das kann uns nicht hindern, sie wenigstens über die Stücke zu setzen, durch welche sie verdrängt wurden,

---

*) Daß übrigens der deutsche Hanswurst in der Erscheinung nicht selten, ja sehr oft, roh, allen Anstand verletzend, zuweilen auch wohl geradezu gemein gewesen sei, ist durchaus nicht zu bezweifeln. Hier ist aber hauptsächlich von ihm als poetischer Idee die Rede, und diese Idee ist es die leider sehr häufig verkannt worden, weshalb es der Mühe gar wohl werth war, sie genau zu betrachten.

ich meine die durch die Bodmersche und Gottschedsche Schule, oder später durch die Kritik eines Löwen oder Sonnenfels erzeugten, denn von diesen letzteren läßt sich fast immer sagen, daß sie von Anfang bis zu Ende ideenlos, dürr und langweilig sind, ein Fluch, der doch wenigstens jene Actionen nicht drückt.

Die Frau Velt'hem (gewöhnlich nach guter alter Sitte die Velthemin genannt) verdient eine lobende Erwähnung, weil sie die Ehre ihres Standes gegen einen vielvermögenden Magdeburgischen Prediger, J. J. Winkler, der auf der Kanzel und in Schriften die gänzliche Unzulässigkeit der Komödien behauptet hatte, in einer denkwürdigen Gegenschrift eifrig verfocht. Wir müssen insonderheit die Mühe anerkennen, mit der die rüstige Frau die Zeugnisse vieler berühmter Theologen für die Komödien hier zusammen getragen hat, wohl wissend, daß gerade diese Testimonia am besten gegen die Blitzeschleudernden Kanzelredner helfen konnten. — Auf dem Titelblatt nennt sie sich „Prinzipalin der königlich polnischen und kurfürstlich sächsischen Hofkomödianten;" aber in Sachsen selbst fand sie, wie es scheint, keinen Verleger, denn wir erfahren ferner auf jenem Blatt, daß die Schrift von den „hochfürstlichen Meklenburgischen Hofkomödianten" zum Druck befördert sei, und zwar zum zweitenmal 1711. (Wann zum erstenmal, weiß ich nicht.) Der Verleger hat nicht nur seinen Namen, sondern auch den des Druckorts verschwiegen. So gefährlich schien es, einen Geistlichen zu verletzen, selbst wenn man ihm die Zeugnisse andrer Geistlichen entgegen setzen konnte.

§. 74.

Joseph Anton Stranitzky, unter allen der Berühmteste — obwohl man weder sein Geburts- noch Ster-

bejahr angeben kann — studirte zu Breslau und Leipzig, ward Mitglied der Velthemschen Gesellschaft, und zeichnete sich insonderheit als Hanswurst durch extemporirenden Scherz und kecke Laune aus, so daß man ihn sogar zuweilen den „Schöpfer des Hanswurst" genannt hat. Ohne Zweifel mit Unrecht, denn jenes seltsame Wesen hat überhaupt keinen andern Schöpfer als die Neigung der Deutschen, den feierlichen irdischen Ernst, den er sehr liebt, zu parodiren, weil er ihn liebt, und um ihn stets frisch zu erhalten. — Um das Jahr 1708 finden wir Stranizky als Schauspieldirektor zu Wien, doch mag dieser Umstand seiner Reiselust keinen Eintrag gethan haben. Seine äußeren Verhältnisse scheinen oft sehr günstig, oft aber auch ärmlich gewesen zu sein; das letztere vielleicht durch eigene Schuld, da der muntere Mann vom Theater her nur zu sehr gewohnt sein mochte, sich mit dem Ernst des Lebens zu necken, der dann wohl zuweilen das Wiedervergeltungsrecht übte.

Was den Stranizky seinen Zeitgenossen zum Liebling machte, ist größtentheils verhallt; für uns lebt er nur durch zwei Bücher: 1) „Ollapotrida des durchgetriebenen Fuchsmundi," u. s. w. 1711, ohne Angabe des Druckorts. Dieses Buch enthält in 66 Kapiteln eben so viel dialogisirte Scenen, in denen der Verfasser seine Satire theils gegen allgemeine, theils besondere Zeit-Thorheiten und Sünden ausläßt. Der Dialog ist ziemlich rasch, an Laune und einzelnen drolligen Einfällen fehlt es nicht, hin und wieder ist sogar Anlage zu humoristischer Charakterdarstellung sichtbar, so wie auch der Stand des Verfassers ihm zuweilen zu Hülfe kam, das Mimische der Personen durch Worte auszudrücken. Oft aber schadet auch wohl das mimische Talent ihm als Schriftsteller, denn wenn auch er das Mangelhafte des Wortes auf der Stelle durch jene Kunst ersetzen konnte, so bleibt den-

noch jene Mangelhaftigkeit in sich selbst ungerechtfertigt. An Stoff ist das Buch gleichfalls nicht reich; — er selbst mochte vielleicht reicher sein und nur durch Rücksichten gehemmt werden — denn hier finden wir fast nur die gewöhnlichen Ingredienzen des ältern Lustspiels, die heirathslustigen Frauenzimmer, jung und alt, spitzbübische Lakayen, Kupplerinnen, betrogene bornirte Väter u. s. w. kommen zu häufig vor, und der Verfasser scheint den größten Theil seiner hier mitgetheilten Welt- und Menschenkenntniß aus Abrahams a Sancta Clara Predigten und Schriften geschöpft zu haben. Der ist ihm das höchste Ideal, dessen Geschichten erzählt er nach, dessen Witz macht er sich zu eigen, ja er schreibt mitunter ganze Seiten und Blätter aus ihm ab, und, seltsamer übler Weise, ohne ihn zu nennen. Einzelne Dialoge haben indeß wirkliches Leben, z. B. der sechs und vierzigste: „Fuchsmundi als ein Verliebter redet mit einem Schneider auf dem Weg," in welchem der fantastisch Verliebte zu dem müden Wandrer, der so gern den rechten Weg nach Ulm finden möchte und alle Ausrufungen falsch deutet, wie etwa eine einzelne gute Scene aus einem tüchtigen Lustspiele erscheint.

§. 75.

2) „Hanuß Wurst" mit der guten, stets jungen Unterschrift „gedruckt in diesem Jahr." Hier ist der Verfasser ganz in seiner Sphäre und zuweilen spaßhaft und drollig genug; doch steht auch dieses Buch ohne Zweifel tief unter seinen Leistungen als Schauspieler, wobei wir noch bedenken wollen, daß zwar der Witz und Humor sich gar köstlich im Drucke ausnehmen, der bloße Scherz und Spaß aber (viel mehr hat Stranizky nicht) oft des lebendigen Gesichts, der fröhlichen Gebehrde, des ausdrucksvollen

Tons und des begünstigenden Moments bedarf. — Wie sehr der Verfasser sich in Wien gefallen habe, und wie sehr er gestrebt die erworbene Gunst der Einwohner sich zu erhalten, zeigt er besonders in dem Abschnitte seiner Schrift: „Hannß Wurst, Neu angekommener Passagier aus dem Affen-, Schlaraffen- und Wurm-Land, wie auch aus dem Mond nacher Wien.“ Hier — um doch eine Probe seines Styls zu geben — heißt es: (S. 56) Verfügte mich nacher Wien, langte auch glücklich alldorten an, sahe daß es noch an dem alten Orth stunde, verwunderte mich über den Pracht der Gebäuen, über den Zulauff des Volks, meisten aber über die ausbündige Höfflichkeit des großen Adels, ich dachte bei mir selbsten: Wien ist doch die Fürstin des Teutschen Pracht, die Nähr-Mutter großmächtigster Monarchen, die Vormauer der Christenheit, die Cron der Europäischen Städte, der Schauplatz aller Seltsamkeiten, man mag alle Länder- und Reiß-Beschreibung durchgründen, so wird niemand was bessres als Wien darin finden. Zu Wien giebt es allerhand neue Sachen, bald etwas zu weinen, bald wieder etwas zu lachen, in denen Gewölbern sieht man die kostbahriste Waaren, auf der Gassen die propresten Wägen herfahren, darinnen sitzen in schönster Zier die vornehmste Damen und Cavalier, die Kellner lauffen in Wirths-Häusern die Stiegen auf und ab; seynd gantz behänd und flüchtig, in auffschreiben und Zechmachen gantz richtig, was man thut begehren das bringen sie von Hertzen gern, mit lauter Reverentzen tragen sie Brättl Vögl und Fisch nach Verlangen auf den Tisch. Da heißt es: Was beliebt? was schafft der Herr? ein paar saubere Carminädl, und sonsten was mehr? Die Innwohner zu Wien seynd höfflich und fein, weit anderst als die im Schlaraffen-Land seyn, dahero gedachte ich bey mir selbsten: Adio Schlaraffen und Wurm-

Land, wie auch ihr Papagey und Affen, mit euch hab ich hinführo nichts mehr zu schaffen, du Kayser in dem Mond gehab dich wohl, sobald der Mond wird wieder voll, will ich deine Städt; Wälder und Auen mit einem Perspectiv von Wien aus beschauen, doch gib ich gewiß den Brieff darfür, der Wurstl reiset nimmer zu Dir. Wie ich nun einen festen Entschluß gemacht, meine Reisen dieses Jahr völlig zu beschließen, also befehle mich allen, sowohl hoch- als niedern Stands-Personen (die dieses mein weniges Wercklein lesen) in beharrliche Gnad und Gewogenheit, mit unterthänigster treuherzigster Anwünschung eines beständigen gesund — fried- und freudenreichen Neuen-Jahrs, sammt schuldigster Dank-Abstattung, gegen alle Diejenige welche sich (?) bißhero gewürdiget, durch dero ansehnliche Gegenwart, als Sternen des Wienerischen Horizont, unser armes Theatrum zu beleuchten, mit Bitte, daß sie mich hinführo aus ihrem Gnadenbuch nicht gar auslöschen, sondern als einen mündesten Diener noch ferner aufzeichnet lassen wollen, wie ich dann in dieser Hoffnung verbleibe u. s. w.

Auch das Titelkupfer, obwohl roh gearbeitet, ist nicht ganz unmerkwürdig, es stellt den Hanswurst in seiner wahren, nicht eben bunten Tracht dar, mit der Rechten die spitze Mütze schwingend und mit der Linken den breiten hölzernen Säbel fassend. Er scheint eben tanzen zu wollen, und sein stattliches obwohl melancholisches Gesicht *) verräth dennoch Behaglichkeit und Laune. Es ist vermuthlich Stranitzky's eigenes Portrait.

§. 76.

Die Schauspieler, welche um und neben Stranizky standen, oder auf ihn folgten als er (vermuthlich aus Ar-

*) Daß dunkle Schwermuth nicht selten mit greller Laune wechseln könne, dürfte wohl nur wenigen Lesern neu sein.

muth) seine Gesellschaft entlassen mußte, verschwimmen fast alle in dämmerndem Nebel und nur wenige tauchen aus demselben auf. Ein gewisser Quoten machte mit seiner deutschen Gesellschaft selbst in Copenhagen viel Glück, mußte aber endlich in Holberg's Hände fallen, der ihn und alle seine Komödien durch den „Ulysses von Ithaka" schlug, oder vielmehr geschlagen zu haben glaubte. Diese treffliche, ja fast einzig schöne Posse, eine Vorahnung von Tiecks „gestiefeltem Kater" und „verkehrten Welt," zeigt bei aller ihrer Trefflichkeit dennoch von Holbergs Irrthum, sobald wir sie als reine Satire ansehen sollen, wie er vielleicht wünschte, der als Dichter zuweilen mehr begeistert als wissend erscheint.

Ein gewisser Denner wich von Stranitzky's Hanswurst ab, neigte sich zum Arlequin (der Unterschied ist klar) und hatte das seltene Glück, selbst einem gekrönten Haupte, Georg I. Könige von England und Kurfürsten von Hannover, zu gefallen.

Im Brandenburgischen ist aus jener Zeit am berühmtesten geworden: Carl von Eckenberg; doch nicht sowohl wegen seiner Schauspielertalente, als wegen seiner ungeheuren Körperstärke. Diese, verbunden mit Taschenspielerstücken und den Seiltänzerkünsten seiner Frau, ließ die Mangelhaftigkeit seiner Schauspielergesellschaft übersehen, und er gewann nicht bloß Beifall, sondern auch Ehre und Reichthum *).

---

*) Davon ist in mehrern älteren Schriften die Rede, und mancher Notizenschreiber der damaligen Zeit schlug jammernd in die Hände, wenn er dem staunenden Publikum erzählte, daß Eckenberg mit acht und vierzig tausend Thalern nach Berlin gekommen sei, und sich hier für funfzehntausend Thaler ein Haus gebaut habe. So genau hatte man sich erkundigt, um sich selbst wunderlicherweise zu betrüben. Aber über die Schauspiele, welche er aufführte, ist fast nirgends eine Nachricht aufzutreiben. — Irre ich nicht, so ist der älteste Berlinische Komödien-

Der König von Dänemark verlieh ihm den Adel und Preußens Friedrich Wilhelm I. erfreute sich der gewaltigen Stärke und der fröhlichen Laune des Mannes; und, obwohl sonst dem Schauspiele abhold, machte er doch mit dem Eckenbergischen eine Ausnahme. Anders urtheilte die Prinzessin Wilhelmine, späterhin Markgräfin von Baireuth, die in ihren sehr wichtigen und theilweise sehr räthselhaften Memoiren häufige Klage führt über die „abscheuliche deutsche Komödie," die der König als das beste Vergnügen seiner sämmtlichen hohen Gäste betrachte. Das Urtheil der Markgräfin kann indeß um so weniger entscheiden, da sie ihre gänzliche Hinneigung zum gallischen Geschmack überall offenbart.

§. 77.

Noch sind unter den deutschen Schauspielern sehr berühmt oder vielmehr berüchtigt geworden: Reibehand und Kuniger. Der erste war durchgängig der Liebling der Menge, (eben sowohl zu unterscheiden von dem edlen Volk als von dem ausschließlich gemeinen Pöbel) wollte ergötzen um jeden Preis, und war nicht verlegen um die Mittel, da selbst sein bloßes Erscheinen als Hanswurst schon zur Lustigkeit anregte. Kuniger, mehrere Jahre später, ist bei den Kritikern noch verhaßter geworden *), weil er selbst in die sogenannten regelmäßigen Stücke, welche die damaligen Poeten (ungefähr von 1725 bis etwa 45) im Schweiß

---

zettel, der sich flatternd bis zu uns hinübergerettet hat, nicht älter als vom Jahre 1737.

*) Wer würde es glauben, wenn es nicht gedruckt zu lesen wäre, daß Löwen, noch in den sechsziger Jahren, auf Kuniger scheltend, das häßliche und unsittliche Wort hinzusetzen konnte: „Er ist, dem Himmel sei Dank, seit verschiedenen Jahren schon todt." (S. Löwen's Schriften, Th. IV., S. 32.)

ihres Angesichts theils aus dem Französischen übersetzten, theils aus eignen geringen Mitteln hervorbrachten, den Hanswurst eintreten ließ. Es scheint, der Mann habe sich durch solche Procedur gewissermaßen ein Hüttchen bauen wollen zwischen der Menge und jenen Poeten und Kritikern, aber er irrte gar sehr. Das Volk fand die Stücke langweilig und wurde nur durch die Lazzi der lustigen Person geweckt; die Poeten aber warfen ihm vor, er verderbe ihnen die Uebersetzungen und Originale, nicht bedenkend, daß diese ohne den Hanswurst vollends eine tödtliche Ermüdung hervorgebracht haben würden.

Die berühmte Neuberin wird in dem Gottscheden gewidmeten Abschnitte noch genannt werden. Hier stehe nur noch die Bemerkung, daß alles was bisher über das deutsche Schauspielwesen des sechszehnten und siebzehnten, so wie der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts mitgetheilt worden, nicht für befriedigend gelten kann, da es größtentheils nur Einzelnes oder gar nur Namen enthält, wobei noch obendrein höchst oberflächliche und deshalb höchst unersprießliche Bemerkungen und Klagen über die freilich nicht zu bestreitende Geschmacklosigkeit der Zeit, — Klagen, die leider häufig selbst auf die geschmackloseste Art vorgetragen werden — die Blätter füllen helfen. Nur Archive, Chroniken, alte Tagebücher u. s. w., zu diesem Zwecke durchforscht, würden über das Wesen jener künstlerischen Innungen mehr Licht verbreiten. In Ermangelung jener Nachrichten habe ich daher versucht, über das Wesen der Volksschauspiele, die bisher am miesten vernachlässigt wurden, mitzutheilen was ich vermochte.

---

§. 78.

§. 78.

Wenn sich in dem Abschnitte über die geistliche Liederpoesie viel Stoff zu gerechter Freude fand, und auch in dem darauf folgenden über das Volksschauspiel und die deutsche Bühne doch wenigstens zuweilen Geist, Talent und Originalität der Deutschen uns ansprachen, so werden wir mit einemmale wieder an die höchste Geschmacksverworrenheit erinnert, wenn wir auf irgend eine andere Gattung ihrer damaligen Poesie hinblicken.

Schon oben wurde bei Buchholz, Lohenstein, Anton Ulrich von Braunschweig, Bohse u. s. w. eine Charakteristik der deutschen Romane gegeben; doch bedarf es noch der Andeutung, daß man selbst von den in poetischer Hinsicht zwar höchst fehlervollen, aber gemüthlich gründlichen drei erstgenannten Schriftstellern in diesem Fache bald abwich, und die allerbequemste, doch für den Leser widerlichst staubige Landstraße einschlug. Man wollte nicht mehr fromm, gelehrt, pedantisch, schwerfällig auftreten, sondern galant, sehr galant, und über alle Maaßen galant; erreichte aber fast nichts als Seichtigkeit, die sich um so kläglicher machte, da sie selbst des gewöhnlichen Vorraths von Witz ermangelte, der ihr wohl sonst zu Hülfe kommt. Hier ist fast als Führer zu nennen:

Paul von Winkler,

(geb. 1630 zu Glogau, gest. 1679 zu Breslau.)

Diese Jahrszahlen, die ihn als Mitgenossen einer frühern Periode darstellen, können uns nicht irre machen, denn sein Roman „der Edelmann," — er liegt vor mir — erschien erst 1697, und wirkte als Spätling höchst ungünstig für den Geschmack, aber sehr günstig für den Nürnberger

Verleger. Da der Verfasser ein ausgezeichneter Geschäftsmann war, der in Wien, Regensburg und Paris unterhandelt hatte, so glaubte man in seinem Werke eine wahre Schatzkammer von Geist und Erfahrung zu finden; was aber wirklich sich zeigt sind: geistlose Charaktere, die sich jedoch sehr hoffährtig und aufgeklärt gebehrden, großes Bemühen sich zu französiren, heillose Urtheile über die alten Classiker, insonderheit über Homer und Aristoteles, obscöne Geschichten u. s. w. Dennoch fand man das alles ziemlich angenehm, und rühmte den Mann der selbst unter den heftigsten Schmerzen des Podagra noch so scharfsinnige Dinge habe schreiben können. Noch ist anzumerken, daß man eine geraume Zeit nicht einig werden konnte, wer das vielgelesene Buch verfaßt habe, und daß viele es sogar dem bekannten E. W. von Tschirnhaus beilegten, bis endlich an den Tag kam, wer der eigentliche Urheber sei.

Unter den vielen Nachahmern verdient der ungenannte Verfasser des Schlesischen Robinson (1723) vielleicht die erste Stelle. Der Held ist ein armer Edelmann, dem als Kind und Knaben jener Winkler beisteht, der aber nach dessen Tode bald hier bald dort sein Glück sucht und nicht findet. Er ist in Wien während der Pest, (1679) worüber er manches Traurig-Interessante — auch mehrere lange Recepte gegen die Pest — mittheilt, bei der Belagerung von Wien und dessen Entsatz (1683) fünf Jahre in Türkischer Gefangenschaft, dann im Kriege gegen Frankreich (1689) bei der Krönung des römischen Königs Joseph (1690), geht endlich auch zu Schiffe, kommt zu wilden Völkern, leidet Schiffbruch, und verläßt endlich nach Sturm und Ungewitter die ungünstige Welt. Der Herausgeber zeigt sich in der Vorrede als einen redlichen Mann, und bittet um Verzeihung, wenn er durch den Titel seines Buches die Hoffnung

auf eine wüste Insel, welche in seinem Roman nicht erscheine, erregt habe; tröstet sich indeß mit Recht, daß ja doch wohl Pest, Türken, Schiffbruch u. s. w. nicht minder schauerlich interessant seien als dergleichen Eilande. — An Fantasie und Bescheidenheit steht er weit über seinem Vorbilde Winkler; leider aber hat er sich nach dessen Anleitung so viel als möglich zu französiren gesucht.

§. 79.

Wie groß überhaupt die Zahl der deutschen Romane der damaligen Zeit gewesen sei, läßt sich schon aus dem Umstande schließen, daß der fleißige Sammler, Magister Schwab in Leipzig, (der bekannte Gehülfe Gottscheds) eine Bibliothek von mehr als anderthalbtausend deutschen Romanen aus dem siebzehnten Jahrhundert hinterließ, die als merkwürdige Seltsamkeit wohl verdient hätten zusammen zu bleiben, aber durch öffentliche Versteigerung zerstreut worden sind.

Vielleicht ist unter allen diesen das meiste humoristische und erzählende Talent in den lange übersehenen und vergessenen Abentheuern des Schelmuffsky, einem Roman, der durch heitern parodirenden Ton, stetes Necken mit sich und der Welt, Behaglichkeit und Fantasie, einzelne platte anstandwidrige Scenen fast vergessen läßt. Der Gedanke, eine kleine komische Geschichte (die von des Helden wunderbarer Geburt und der Ratte) und den häufigen Vortrag derselben zum Hebel der ganzen größern Erzählung zu machen, ferner einige Einzelnheiten, die Brüderschaft mit dem Grafen, der jener Rattengeschichte eine andere an sich gar nicht üble (von den selbst gefangenen und gebratenen Meisen) fruchtlos entgegen zu setzen sucht, der tröstliche Unterricht in der Rechenkunst, den der Held dem traulich wohlgesinn-

ten großen Mogul ertheilt u. s. w., alles das verkündet wahrhaftes Talent, das um so angenehmer hervorleuchtet, je seltener in jener Zeit wahrhafte Behaglichkeit sich zeigt. Da aber auch dieser Dichter, dessen Name noch immer nicht entdeckt worden, als Kind seiner Zeit, nicht ganz von ihren schlimmen Einflüssen befreit sein konnte, so dürfen wir uns nicht wundern, daß auch sein Witz sich zuweilen überspringt, und daß er, wie bereits angedeutet worden, einige Scenen mitgiebt, bei denen man nichts weiter thun kann als sie entweder ganz zu überschlagen oder schnell zu vergessen.

---

§. 80.

Wenden wir uns jetzt von der Betrachtung dieser einzelnen Theile der Poesie zurück zur Geschichte der deutschen Dicht- und Redekunst im Ganzen, so ist es an der Zeit, die Versuche zu würdigen, welche von einzelnen Männern und Frauen unternommen wurden, den Geschmack zu reinigen und das Publikum weiter auszubilden. Diese Versuche wurden theils mit bedeutendem Geist, theils wenigstens mit Kühnheit unternommen, und es ist deshalb wichtig, sie der Reihe nach aufzuzeichnen, wo sich denn aus der Charakteristik der Einzelnen ergeben wird, in wie weit das Streben gelang oder fehlschlug. Der erste, den wir hier zu nennen haben, ist:

Johann v. Besser,

(geb. zu Frauenburg in Curland am 8. Mai 1654, gest. 1729 zu Dresden.)

Ueber sein Leben, so wie über das seiner Gattin, habe ich an einem andern Orte *) genaue und ausführliche Nach-

---

*) S. Deutsche Abendunterhaltungen S. 195 bis 274.

richt gegeben, weshalb hier nur folgende Data zusammengedrängt werden mögen. Er ward berühmt durch die Tapferkeit, mit der er den mörderischen Anfall einer überlegenen Anzahl zurückschlug, trat in die Dienste des großen Kurfürsten, genoß während der fünf und zwanzigjährigen Regierung Friedrichs des Ersten eine Auszeichnung nach der andern (auch den Adel), ward von Friedrich Wilhelm I. seiner Dienste entlassen, und erhielt endlich eine Anstellung in Dresden, die aber dem Verwöhnten nicht zusagte. Sein Jugendleben war bedeutungsvoll und durch die reinste Liebe erhellt, seine männlichen Jahre glänzend, aber ohne Herzensbefriedigung, sein Alter kalt-umwölkt, genußleer und doch voll trüber Todesfurcht *). Mit diesen drei Lebensperioden halten seine poetischen Bestrebungen gleichen Schritt. Wohl finden wir in der ersten manches unreife Gedicht, doch nicht selten auch anziehende Innigkeit und Wärme, in der zweiten war Besser der völlige Hofdichter, stets um Pracht der Sprache bemüht, nach der äußersten Correktheit strebend, aber kühl, nicht selten sogar frostig und meistens Redensarten für Ideen ausgebend. Von den Erzeugnissen der letzten Periode kann eigentlich gar nicht die Rede sein, doch mag als seltsam trauriger Umstand bemerkt werden, daß er, der fast dreißig Jahre lang die poetische Thätigkeit wie ein vornehmes Handwerk und Erwerbmittel betrieben hatte, in den letzten zehn Jahren seines Lebens, trotz der größesten Anstrengung, kein vollständiges Gedicht, sondern nur ein paar mühselig zusammen gereimte unvollständige Blätter zusammen bringen konnte, obwohl sogar sein Amt ihm die

---

*) Von seinen letzten Jahren, wie sie uns Ulrich König schildert, gilt recht eigentlich das kräftige Göthische Wort: „er zehrt sich einsam auf in ungnügender Selbstsucht.“

Pflicht auflegte zu singen. — So ganz unfruchtbar und geistesdürr war der Unglückliche geworden, seitdem sein geliebter Gönner Friedrich I. gestorben.

§. 81.

Seine Gedichte galten noch in späterer Zeit größtentheils als Muster der Pracht und Correktheit; und der „sonnengierige Benister hoher Alpen" galt in vielen Lehrbüchern der Aesthetik als ein unerreichbares Bild des Adlers. Seine „Ruhestatt der Liebe" durfte man freilich nicht wohl in solchen Lehrbüchern loben, da der sonst größtentheils sehr sittliche Poet hier fast das Maximum von sogenannter witziger Unsittlichkeit erreicht hatte, aber ein großer Theil der sich vornehm nennenden Welt fand es vortrefflich und leider selbst auch — Leibnitz.

Wichtig bleiben manche seiner gereimten Schriften auch für uns, da sie einige Beiträge zur Culturgeschichte seiner Zeit geben, und insonderheit dem damaligen Hof- und Hauptstadtleben einen Spiegel vorhalten. Wahrhafte Gedichte finden sich in der ganzen Sammlung nur zwei; aber auch solche zwei, welche nie untergehen können. Beide fallen in seine Jugendzeit. Das eine hat die Ueberschrift „die blauen und die schwarzen Augen" — es findet sich in den angeführten Abendunterhaltungen, Seite 260 ff. — Das andere, gedichtet bei dem Tode seiner edeln Gattin (December 1688) hat nur 8 Zeilen und möge deshalb auch hier mitgetheilt werden:

Climene starb, und sprach im Scheiden:
Nun, Lisis, nun verlaß ich Dich,
Ich stürbe willig und mit Freuden
Liebt' Eine Dich so sehr als ich."
Ach, sprach er, mag Dich das betrüben?

Climene nur dein Tod ist schwer:
Kannst Du mich selbst nicht länger lieben,
Bedarf ich keiner Liebe mehr *).

§. 82.

Friedrich Rudolph Ludwig Freiherr von Canitz,

(geboren zu Berlin am 27. November 1654, gestorben daselbst am 11. August 1699.)

Er war unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen, Kammerjunker, wurde unter Friedrich III. (nachmaligem Könige Friedrich I.) „wirklicher" Geheimerath, und wegen seiner Geschicklichkeit selbst bei den bedeutendsten Staatsgeschäften in Thätigkeit gesetzt, wie er denn z. B. als Gesandter bei dem Congresse im Haag viel Umsicht und Treue zeigte. Reisen durch Frankreich und Italien und stete Verschickungen von Seiten des Hofes hatten ihm eine Gewandtheit gegeben, wie wir sie zu seiner Zeit bei den Deutschen nur selten wahrnehmen, und die Liebe zur Poesie, das Glück der Ehe **) und die treue Bewahrung der Freundschaft, erhielten ihm die schöne Wärme in einem reinen und starken Herzen.

---

*) Lessing war der Erste, der auf den Werth dieser köstlich einfachen Zeilen aufmerksam machte; (S. Literaturbriefe I. S. 377) doch wußte er den Verfasser nicht.

**) Seine Gattin ist die durch Schönheit, Frömmigkeit und Liebenswürdigkeit ausgezeichnete Doris, von der ich in den „milden Gaben," Berlin, 1817. (wieder abgedruckt in den „deutschen Abendunterhaltungen" Berlin 1822) ein kleines einfaches Gemälde zu entwerfen versucht habe. In der Mark und insonderheit in Berlin ist ihr Andenken auch jetzt noch nicht erloschen; so rein und mächtig war der Zauber mit dem sie gewirkt und bald öffentlich bald im Stillen gewaltet hatte.

Sein ganzes Leben ist bei weitem interessanter als seine Gedichte, in denen er nur schwache Strahlen von dem was er dachte und fühlte, zu geben vermochte. Nicht bloß die Zeit überhaupt, sondern auch seine Verhältnisse waren für die Poesie höchst ungünstig. Die Zeit wollte bekanntlich Lohensteinschen Schwulst und Hoffmannswaldausche Witzelei; das war freilich sehr traurig, doch war die Erinnerung an die alte bessere Zeit noch nicht ganz untergegangen; die sogenannte vornehme Welt aber wollte eigentlich gar keine deutsche Poesie mehr, weder gute noch schlechte. Sie wollte Französisches, nur Französisches, und da dies natürlicherweise nur Franzosen geben können, so beurtheilte sie den Werth aller andern lediglich nach dem Maaß, in dem sich Jemand jenem ausländischen Geiste näherte. Den deutschen Geist hatte man mit kleinlauter Verzagtheit gewissermaßen aufgegeben und von dem Französischen doch nur einen Schatten erhascht. Mehr war auch auf diesem Irrwege nicht zu erreichen, denn wenn die Unmöglichkeit Grade hätte, so dürfte man vielleicht die Unmöglichkeit, daß ein Deutscher sich gänzlich französischen Geist erwerbe, als die unmöglichste bezeichnen.

In Canitz war wirklich deutsche Feinheit; aber er hat dieselbe nie in ihrer ganzen Aechtheit ausbilden können, da er fast von lauter gallischen Tendenzen sich umgeben fand. Auch er hat seinen Geist leider bei dem gedankenarmen, oft genug die Poesie verhöhnenden Dictator Boileau in die Kost gegeben, und es ist schon viel, daß er sich doch wenigstens zuweilen frei fühlte. Sein schönes Gemüth rein auszusprechen — in so weit das überhaupt möglich — ist ihm nie gelungen; oder er hat es vielleicht auch nie gewagt, weil dies nun einmal (es ist traurig zu sagen) nicht Sitte war.

§. 83.

Wir finden bei ihm zuvörderst geistliche Gedichte. Sie zeigen ihn uns von einer schätzbaren Seite, als einen Mann, der ausgerüstet mit der Fähigkeit selbst die verwickeltsten Verhältnisse im äußern Leben leicht zu übersehen und zu überstehen, dennoch auf sich selbst nur mit Demuth hinsieht, der in dem Glanze des Lebens die Unhaltbarkeit längst erkannt hat, und seinen Sinn auf das Dauernde und Ewige lenkt. Einige dieser Lieder sind Morgen- und Abendbetrachtungen, ein Umstand, der selbst zu der rührenden Betrachtung veranlassen kann, daß ihm, dem vielbeschäftigten Manne, vielleicht nur die früheste und späteste Tageszeit zur Sammlung des Gemüthes sich darbot. Ausgezeichnete Tiefe haben diese Gedichte nicht, wenn wir sie mit einigen der früheren geistlichen Lieder vergleichen, aber sie sind rein und erbaulich, weshalb sie eigentlich wohl nur mit sich selbst verglichen werden sollen.

Bei den „Trauergedichten" bemerken wir ungern, daß der Schmerz des Dichters selten die rechten Ausdrücke findet, so wie auch bei den „galanten" Gedichten die charakteristische Farbe fehlt. Die Uebersetzungen aus Horaz und Boileau hätten wir gern entbehrt; allein es war nun einmal in der damaligen Zeit Sitte geworden, den geistreichen Römer und den hochmüthig armen, glattkalten Boileau in Eine Klasse zu werfen. Noch weniger geglückt ist das Fragment aus Juvenal, der dem deutschen Dichter gänzlich fern steht.

Desto besser steht es mit Canitzens poetischen Briefen und Satiren, nicht sowohl um deswillen was er in der Satire wirklich geleistet, als um deswillen was er in der-

selben hätte leisten können, wären ihm nicht überall Rücksichten in den Weg getreten. Sein „Tod des ungerechten Geizhalses," ist ehedem viel zu sehr bewundert, denn in der That finden sich nur negative Tugenden in demselben. Geiz und Habsucht sind für jeden rechtlichen Menschen, besonders aber für den Dichter, der gern frisch und fröhlich, frank und frei durch die Welt geht, so widerliche Laster, daß es sehr begreiflich ist, wenn wir fast bei ihnen allen, alten und neuen, satirische Ausfälle gegen jene sündhafte Geistesrichtung finden. Allein um deswillen ist es auch nicht ganz leicht, in dieser Hinsicht noch neu zu sein. Canitz hat hier einen unerfreulichen Mittelton zwischen Ernst und Scherz gewählt, und sich bei seinem Gemälde der gewöhnlichen Farben bedient, die wir alle schon genugsam und öfter als billig haben anschauen müssen. In der Satire auf das Hofleben hat sich der Dichter abermals mit den zu nahe liegenden Gedanken begnügt, indem er den Sylvander neben den Hofmann steif hinstellt, und beide einen Dialog führen läßt, der näher betrachtet nur aus drei Monologen besteht. Vermuthlich hätte Canitz bei seiner geistreichen Individualität, auch geistreich individuell bilden können; aber er vermied das, und sein Satyr blieb, wie Herder sagt, immer nur ein Lämmchen.

§. 84.

Dieses Lämmchen bewies sich am kräftigsten und am liebenswürdigsten in der Satire, welche die Ueberschrift hat: „von der Poesie." Hier zeigte die damalige Zeit so auffallende Uebelstände, daß Canitz bei seinem bessern Geschmack nicht leicht fehl greifen konnte; auch hatte er nicht nöthig, besondere Rücksichten gegen das nicht sehr mächtige und ungefährliche Völkchen der Pseudopoeten zu nehmen. So

erklärt er denn auch gradezu, daß seit Opitzens, Lohensteins und Hoffmannswaldau's Tode er nur den einzigen Besser für einen wahren Dichter zu halten geneigt sei, wobei ihn freilich das Gefühl der Freundschaft gar sehr täuscht. Manche Stellen in der genannten Satire, obwohl etwa um 1690 gedichtet, erregen auch jetzt noch ein ganz besonderes Interesse und mögen hier angeführt werden, auch um doch eine Probe von seinem poetischen Styl zu geben.

Wer itzt aus Pfützen trinkt, tritt in Poeten-Orden,
So daß der Helikon ein Blocksberg ist geworden,
Auf welchem das Geheul des wilden Pans ertönt,
Der seine Sänger-Zunfft mit Hasen-Pappeln krönt.
Vor Alters, wo mir recht, ward nie ein Held besungen,
Wenn er nicht durch Verdienst sich in die Höh geschwungen,
Und eine Redens-Art die göttlich sollte sein
Ward zu derselben Zeit den Sclaven nicht gemein.

Von manchem Dichter heißt es hier mit sehr einfältiger und frischer Wahrheit: er

Geußt solche Thränen aus, die lachenswürdig scheinen,
Und wenn er lachen will, so möchten andre weinen.

Der Schluß der ganzen Satire ist so charakteristisch wichtig, daß er hier, selbst als eine geistreich ausgedrückte literarhistorische Notiz mitgetheilt werden muß:

Fällt das Geringste vor in diesen Krieges-Zeiten
So dünkt mich hör ich schon die Wetter-Glocke läuten:
Ein Flammenschwangrer Dampf beschwärzt das Luftrevier,
Der Stral-beschwänzte Blitz bricht überall herfür,
Der grause Donner brüllt und spielt mit Schwefel-Keilen,
Der Leser wird betrübt, beginnet fort zu eilen,
Bis er in's Trockne kommt; weil doch ein Wolkenguß
Auf solchen starken Knall nothwendig folgen muß,
Und läßt den armen Tropff, der Welt zur Strafe, reimen

Wie ein Besessner pflegt in seiner Angst zu schäumen.
Geht wo ein Schul-Regent in seinem Flecken ab,
Mein Gott! wie rasen nicht die Dichter um sein Grab;
Der Tod wird ausgefilzt daß er dem theuren Leben
Nicht eine längre Frist als achtzig Jahr gegeben;
Die Erde wird bewegt, im Himmel Lärm gemacht,
Minerva, wenn sie gleich in ihrem Herzen lacht,
Auch Phöbus und sein Chor die müssen wider Willen
Sich traurig ohne Trost in Flor und Boy verhüllen.
Mehr Götter sieht man oft auf solchem Zettel stehn,
Als Bürger in der That mit zu der Leiche gehn.
Ein andrer, von dem Pfeil des Liebens angeschossen,
Eröffnet seinen Schmertz mit hundert Gauckel-Possen,
Daß man gesundern Witz bei jenem Läntzer spürt,
Den die Tarantula mit ihrem Stich berührt.
Was er, von Kindheit an, aus Büchern abgeschrieben
Das wird mit Müh und Zwang in einen Vers getrieben.
Die Seuffzer, wie er meint, erweichen Kieselstein
Die voll Gelehrsamkeit und wohlbelesen sein.
Des Aetna Feuer-Kluft muß seiner Liebe gleichen,
Und aller Alpen Eis der Liebsten Kälte weichen.
Indessen aber wird das arme Kind bethört
Und weiß nicht was sie fühlt wenn sie dergleichen hört;
Ja wenn ihr Coridon, gebückt vor ihren Füßen,
Der Klage Bitterkeit ein wenig zu versüßen
Nichts anders als Zibeth und Ambra von sich haucht,
Und sie kein Bibergeil zum Gegenmittel braucht;
So mag des Mörders Hand was ihm von seinem Dichten
Noch etwan übrig bleibt, auf ihre Grab-Schrift richten.

§. 85.

Nicht minder anziehend sind die poetischen Briefe, bei denen wir nur bedauern, daß wir ihrer nicht mehrere besitzen. Sie sind gerichtet an den in der Geschichte des grossen Kurfürsten einmal sehr stark auftretenden Eusebius von Brand *), den er nach seinem Landgute Blumenberg (zwei

*) Im Jahr 1671 entführte er einen der entschiedensten

Meilen von Berlin) einlädt und zwar auf eine ergötzliche, in das Detail mancher Familienverhältnisse gehende, Weise. So hin und her, doch nicht ohne Geist und Gemüth zu plaudern und zu scherzen, steht ihm vielleicht am Besten. Brands Antwortschreiben, das wohl nur aus Gefälligkeit für Canitz, gleichfalls in Reimen abgefaßt ist, geht eigentlich die Kritik nichts an, indem es nie für den Druck bestimmt wurde, und nichts weiter enthalten sollte als ein fröhliches Ja. Dennoch haben sich einige Literarhistoriker die Gelegenheit auf die allerbequemste Weise ein wenig zu spotten nicht wollen nehmen lassen.

Unter den „vermischten" Gedichten ist am berühmtesten geworden: die Feier der „Tabakspfeife," welches sogar den Herausgeber, Ulrich von König, zu dem entsetzlichen Gedanken veranlaßt hat, den gefeierten Dichter in einem Fuchspelze (er gesteht nämlich, daß er gern warm sitze, und selbst zuweilen in den Hundstagen sich dieses übernordischen Gewandes bediene) und mit einer kleinen dampfenden Pfeife im Munde, auf dem Kupferblatte darstellen zu lassen. Weit besser ist die wohlbekannte Fabel „die Welt läßt ihr Tadeln nicht," in welcher der Fabelton ziemlich glücklich getroffen.

Canitzens Tod galt mit Recht bei seinen Zeitgenossen und besonders bei seinen Landsleuten als ein öffentliches Unglück, denn Fürst und Volk hatten den thätigen geschickten und uneigennützigen Geschäftsmann geehrt, und den edeln

---

Gegner des großen Kurfürsten, den von Kalkstein, mit Gewalt und Geschicklichkeit aus Warschau. Die gutmüthige Ironie, mit der Canitz diese That betrachtet, ist so fein, daß sie, so viel ich weiß, noch nie öffentlich anerkannt worden; Ulrich König hatte keine Ahnung davon.

sanft gesinnten und gern alles zum Besten kehrenden Menschen geliebt. Seine Bescheidenheit als Dichter ging so weit, daß er nicht nur nie zu bewegen war, auch nur eine gereimte Zeile drucken zu lassen, sondern auch wahrhaft zürnen konnte, wenn etwas von seinen Poesien in der Abschrift sich weiter verbreitete als in dem Kreise seiner Freunde und Freundinnen. Desto vortheilhafter dachte das Publikum von ihm und es wurden nach Canitzens Tode, innerhalb neunzehn Jahren neun Auflagen seiner Gedichte veranstaltet: Die erste von Joachim Lange (!), und die neunte von dem trefflichen Freiherrn Karl Hildebrand von Canstein.

Die vollständigste und beste erschien indessen erst 1727, mit einer fast übertriebenen Sorgfalt besorgt von Ulrich von König, wodurch die von Bodmer (Zürich 1737) sehr entbehrlich wird. Die neueste ist vom Jahr 1765.

§. 86.

Ueber den Werth dieser Gedichte ist bereits im Verlauf dieser Charakteristik genau gesprochen worden. Fassen wir das Urtheil in wenige Worte zusammen, so wird es etwa also lauten: Canitz hat mehr negative Tugenden als irgend ein anderer deutscher Dichter seines Jahrhunderts, er ist ferner feinsinnig, gewandt, und dichtet in einer correkten rein fließenden Sprache; aber es fehlt ihm leider an ausgebildeter Originalität, Gedankenfülle, Ideentiefe und Fantasie, und so könnte man freilich wohl Blumen, Berge und Freiheit in seinen Gedichten vermissen. Leider hat er auch jener Mängel wegen nicht bedeutend auf seine Zeit gewirkt, und keinesweges die Geschmacksrevolution hervorgebracht, welche Deutschland damals so sehr bedürft hätte.

Indessen ist Canitz noch mit besonderer Achtung als Redner zu nennen. Als solcher hat er sich freilich nur

ein einzigesmal gezeigt, und zwar 1683 bei dem Todesfalle der Prinzessin Elisabeth Henriette, erster Gemahlin des damaligen Kurprinzen von Brandenburg Friedrich III.; allein diese einzige Rede steht hoch über fast allen Reden der damaligen Zeit. Leider will das nicht sehr viel sagen, aber es sagt doch etwas, das nicht verschwiegen werden möge. Die Sprache ist vermuthlich dem Seneca nachgebildet, der im siebzehnten Jahrhunderte mehr gelesen worden ist als heut zu Tage der Fall sein möchte. Manches was er glänzendes hat: imponirende Kürze, schlagende Gedrängtheit, anziehende Gedankenblitze hat Canitz von ihm zu erlernen gesucht, und einiges davon wirklich erreicht; leider ist aber im historischen Inhalte selbst manches ungenießbar. Auch ich zweifle durchaus nicht an den Tugenden jener Prinzessin, (und ich habe dieselben, in so weit es mir möglich war, in meiner Biographie Friedrichs des Dritten billig anerkannt) aber Canitz erhebt sie beinahe zu dem Range einer Göttin, kein Wort des Lobes genügt ihm, er baut gleichsam vor unsern Augen einen Thurm des Ruhmes und möchte ihn hinaufführen weit über die Wolken hin; aber der Erdboden vermag solches Gebäude nicht zu tragen und es stürzt aus den schwachen Fugen in sich selbst zusammen. In dieser Hinsicht ist Canitz das Kind seiner Zeit; dennoch möge ihm der Ruhm, in jener Zeit der Form nach, die beste Rede gegeben zu haben, unverkümmert bleiben.

§. 87.

Karl Gustav Heräus,

(geb. in Schweden, etwa gegen Ende des sechsten oder zu Anfang des siebenten Jahrzehnts des siebzehnten Jahrhunderts, gest. als Hofdichter zu Wien, mit dem Titel eines kaiserlichen Raths, 17°° (wer hebt diese Unbestimmtheiten in der Angabe?)

Er würde vielleicht vergessen sein, wenn er nicht durch einen seltsamen Irrthum, in welchem er befangen war, un-

ferm Lessing Gelegenheit zu einer kritischen Untersuchung gegeben hätte. Heräus stand nämlich in dem Wahn, der Erste zu sein, welcher in deutscher Sprache Hexameter und Pentameter hervorgebracht habe, wie er denn dies selbst, schon auf dem Titelblatt eines Haupt- und Staatsgedichts verkündet, das er 1713 zur Geburtstagsfeier des Kaisers Karl VI. verfaßte. Wie wenig klar er aber in dieser Hinsicht sah, zeigt schon die Aufschrift: „Versuch einer neuen Teutschen Reimart, (!) nach dem Metro des sogenannten lateinischen (!) Hexametri und Pentametri," und wie betrübend ist es, daß selbst ein Mann wie er so wenig Notiz von dem trefflichen Fischart genommen, daß er nicht wußte, wie dieser schon längst sich gefreut und zu beweisen gesucht hatte, „daß auch die deutsche Sprach süßiglich wie griechische springe." — Da nun aber Heräus einmal, wie gesagt, gleich auf dem Titelblatte sein Verdienst ausgerufen hatte, — dergleichen Schreien hilft bei der Menge — so glaubten ihm die bequemen Critici alle, bis endlich der zum Glück nicht bequeme Lessing die ganze Sache in das Reine brachte. (Literaturbriefe 1758.)

Heräus unbestreitbare Talente sind nie zu dem Ziele gelangt das ihm vielleicht früher vorschwebte, und da er sich stets fragen mußte, was wohl dieser oder jener Wienerische vornehme Mann zu seinen Gedichten sagen würde, so vergaß er darüber, die Musen und die Wahrheit selbst zu befragen, und so findet das alte Wort: „Rücksichten sind es die den Blick berücken," auch bei ihm eine traurige Bestätigung.

Zu seinem Lobe werde jedoch noch angeführt, daß er, der geborene Schwede, mit großem Eifer bemüht war, zu Wien eine deutsche Sprachgesellschaft einzurichten. Man findet seine Gedanken über diesen Gegenstand als Anhang

zur

zur zweiten Auflage seiner Gedichte, Nürnberg 1721, wiederabgedruckt in den „Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit“ St. II. Leipzig 1732, S. 269 bis 80.

§. 88.

Johann Valentin Pietsch,

(geb. 1690, gest. 1733.)

Ein Lobgedicht auf den Prinzen Eugen und dessen Sieg bei Temeswar, verschaffte ihm im Jahre 1717 nicht bloß eine Professur der Poesie zu Königsberg (doppelt ehrenvoll für ihn, da er auch Leibarzt war), sondern auch den fast allgemeinen Beifall der Deutschen. Jetzt brachte sein Amt mit sich, alljährlich das Krönungsfest Friedrichs I. und den Geburtstag des regierenden Königs Friedrich Wilhelms I. poetisch zu feiern, und er that dies stets mit der Gesinnung des guten Unterthanen, in einer mäßigen, correcten Sprache, die gegen den oft sehr überschwenglichen Inhalt auf eine eigene Weise absticht. Er gewann indessen immer mehr Fertigkeit und wandte deshalb seine Poesie sonst noch andern hohen Häuptern zu, z. B. dem römischen Kaiser, dessen böhmische Krönung er besang, der russischen Kaiserin und dem Könige von Polen; auch sah er den seltnen Erfolg, daß diese Lobgedichte mit Beifall aufgenommen und zuweilen reichlich belohnt wurden. Sein berühmtestes Gedicht „Karls des Sechsten im Jahr 1717 erfochtener Sieg über die Türken,“ in vier Abschnitten, dem sich noch zwei aparte Lobpreisungen des Prinzen Eugen anreihen, ist unvollendet geblieben, da ihn späterhin die Begeisterung zu verlassen schien, die er auch nie wieder finden konnte, obwohl ihm manche seiner Schüler — suchen halfen. In dem Gedichte selbst finden wir eine genaue Kenntniß des Kriegsschauplatzes

und einige gute Beschreibungen; aber es ermüdet auf die Länge, da das anfängliche Feuer bald nachzulassen scheint. — Seine ausführliche „Abbildung aller Leidensmartern und Todesqualen Jesu Christi," ein Gedicht von 102 eng gedruckten Seiten, in groß Quart, zeigt ihn als einen wahrhaft frommen und in einzelnen Parthien als einen streng denkenden und gemüthvollen Mann; doch läßt sich kaum begreifen, wie ein so endloses Werk jemals in Einem Strich habe aufgeführt werden können. Dies ist indeß ohne Zweifel der Fall gewesen, da unser großer Händel es in Musik gesetzt hat. Alle übrigen Gedichte Pietsch's sind, wie gewöhnlich, Verse auf Hochzeiten, Leichenbegängnisse u. s. w.

Es ist nicht zu verkennen, daß Pietsch stets eifrig bemüht war, der gesunknen Poesie seines Vaterlandes aufzuhelfen. Er fand, daß es Lohenstein an Geschmack gefehlt habe; aber er ehrte dessen sogenannten Reichthum an Realien, Bildern, Gleichnissen; ihm war die Seichtigkeit der meisten Weiseschen Schüler zuwider, aber er wollte sie doch auch nicht ganz verworfen haben, da sie zuweilen ganz artig und leicht reimten. So baute er sich denn gleichsam in der Mitte ein Haus, in dem und aus welchem die Poesie wie etwa eine ehrbare belesene Hausfrau spricht. Ausgezeichnet Positives finden wir bei ihm wenig; aber vor manchen Fehlern hat er seine poetischen Zeitgenossen gewarnt und behütet.

§. 89.

Er selbst scheint nicht um Ruhm bemüht gewesen zu sein; desto mehr aber sorgten seine Schüler, daß es ihm nicht an Lobpreisungen fehle. Gottsched, Pietsch's Schüler, hat im Jahre 1724 eine Sammlung Pietschscher Gedichte herausgegeben, und während seines ganzen Lebens sich zur eifrigsten Pflicht gemacht, seinen Lehrer über alle

Gebühr zu preisen, in welchem Geschäft er sich selbst durch den späterhin von mehrern Seiten einbrechenden Spott durchaus nicht irre machen ließ. Noch im Jahre 1744 erklärte er in der Vorrede zu Neukirchs Gedichten, das eigentliche goldene Zeitalter der deutschen Poesie sei gewesen als Canitz, Neukirch, Pietsch geblüht. Nicht minder eifrig war Johann Georg Bock, Königsbergischer Professor, dem wir eine möglichst vollständige Ausgabe von Pietsch's Gedichten verdanken, welche zu Königsberg 1740 erschien. Er sagt von den Schriften seines Meisters: „Sie sind so weit über viele Muster seiner Vorgänger erhöhet, daß man fast zweifeln sollte, ob die Poesie der Deutschen jemals bei den Nachkommen eine größere Vollkommenheit erhalten werde (!). Alles trifft hier zusammen was den Ausdruck erhaben macht; die Gedanken weichen niemals von dem Gewicht eines gesetzten Urtheils, sie erschöpfen fast alle Merkmahle der Sachen, und jede Abschilderung ist vermögend, das Herz der Leser aufzuschließen. Die innere Stärke zeiget sich mit der äußern Anmuth in einer so edlen Eintracht, daß man jene nicht genug bewundern und diese nirgendswo zärtlicher empfinden kann. Nimmermehr würden wir uns eines Fehlers entlästigen, wenn wir, aus einer verwerflichen Unbedachtsamkeit, solche Würkungen des Witzes der Nachwelt benehmen sollten, denen auch die größten Dichter unsrer Zeit ein Vorrecht zugesprochen u. s. w."

Ueberhaupt hat der Mann viel auf dem Herzen, welches er in der Vorrede an den Tag fördert, z. B. gegen manche der damaligen Kritiker, bei welcher Gelegenheit er endlich in folgende Zornesworte ausbricht: „Mit was Ungestüm fallen dergleichen Urtheilspächter den tiefsinnigen Lohenstein und einige von seinen Landsleuten an, schwärzen sie mit den gräßlichsten (!) Benennungen, schelten jeden

Ausdruck für schwülstig und aussätzig, vergessen sich selbst bei dieser Geringschätzung, daß sie ihrer schwindsüchtigen Schreibart wegen verdieneten an das Riesen-Gebürge geschmiedet zu werden (!!). Was würket ein solches Bezeigen anders, als daß die Gemüther gegen einander entbrennen und der wahre Zweck dabei ganz verloren gehet." — So weit also war es schon mit der deutschen Polemik gekommen, daß selbst gutmüthige und sanfte Schriftsteller (wie Bock sonst zu sein scheint) ihren Gegnern mit dem Riesengebürge drohten. —

§. 90.

Christoph Woltereck,

lebte bald zu Hamburg, bald zu Glückstadt, und ist wenig berühmt geworden, obwohl er es nicht minder, ja mehr verdient hätte als gar manche seiner Mitbrüder. Die Gesinnung welche aus seinen meisten Gedichten spricht ist eine ruhig ernste und fromme, doch liebt er auch, wie billig, Scherz und Witz, der ihm wenigstens zuweilen nicht abhold ist. In diese Reihe gehört er, weil er die widerliche Aufgetriebenheit des Ausdrucks haßt und stets bemüht ist um Correctheit der Sprache, die er auch fast immer erreicht. Es finden sich unter seinen Epigrammen manche, welche wahrhafte Anlage bekunden, obwohl er freilich weder Logau's blühenden Geist, noch Wernack's Schärfe besitzt. Was ihn am anziehendsten macht ist seine Individualität. Er ist, so viel wir durchschimmern sehen, arm, aber klagt nicht weichlich, er liebt seine Eltern herzlich, und spricht dies besonders am Neujahrstage mit rührender Einfalt gegen den Vater aus, denn die Mutter ward ihm früher genommen. Er schreibt poetische Briefe an den König von Dänemark

und andere Gönner, aber das Lob welches er ihnen ertheilt, ist wenigstens bei weitem nicht so extravagant als andere Poeten seiner Zeit es zu bringen pflegen; es geht ihm von Herzen, und wenn er gelegentlich um ein Amt bittet, so geschieht es mit geziemender Gelassenheit in einigen Schlußzeilen, welche wenigstens entfernt zu verrathen scheinen, daß er wußte, es solle eigentlich das Amt um den Mann bitten, nicht der Mann um das Amt. Es ist ihm ein hoher Ernst um reine Religiosität *), aber eben deshalb ist er auch ruhig und heiter, liebt die Menschen und scheint sehr gesellig. Diese letztere Eigenschaft begünstigt seine Neigung zum Epigramm, und die meisten seiner Sinngedichte möchten vielleicht gleich nachdem er irgend eine fröhliche, trauliche oder — unbehagliche Gesellschaft verlassen, geschrieben worden sein. In dieser Dichtungsart liebt er ganz besonders und viel zu sehr das Wortspiel, wofür er freilich leiden muß, daß zuweilen das Wort mit ihm spielt, und dem Gedanken eine kindische Hülle giebt. Ein sinniges Epigramm ist folgendes:

Die Hölle.

Brächt ein Verdammter nicht die Finsterniß hinein,
Die Hölle würde wohl ihm gnugsam helle sein.

Ein gutgemeintes aber kindisch klingendes auf Simon Dach:

Apollo eilt' einmal aus Königsberg heraus,
Die Musen-Schaar verschloß ihr schönes Götter-Haus,

---

*) Die bei weitem größte Anzahl seiner Gedichte ist biblischen Inhalts. Manche darunter verdienen Lob, denn sie sind wohl geeignet zu erbauen; im Ganzen aber sind sie nicht ausgezeichnet und ermangeln der höhern Begeisterung, weshalb wir dieser Gedichte auch nur im Vorbeigehen gedenken.

Und ließ, indem sie zog, ein Klag-Geschrey erschallen.
Verwunderst Du dich des? Ihr Dach war eingefallen.

Eine kleine Auswahl aus seinen Sinngedichten würde wünschenswerth sein; hier wo er nur charakterisirt und keineswegs allein sein Bestes gezeigt werden soll, mögen nur noch folgende drei kleine Gedichte mitgetheilt werden, die zugleich Zeugniß von seiner erträglichen Anlage zur Geselligkeit geben, da wenigstens das dritte — freilich ziemlich mangelhafte — offenbar aus dem Stegreif verfaßt ist:

Er soll ihr etwas besonderes sagen.

Ich soll, so wurde mir im Spiele vorgeschrieben,
Dir etwas seltenes von mir zu wissen thun.
Drum sag' ich, daß mich nicht zwölff Wörter lassen ruhn:
Ich muß, ich will auch gern, und darf dich doch nicht lieben.

Sie gefällt ihm nur in Einem nicht.

Du bist beredt und schön, und drum mein Sonnenlicht,
Dich krönet der Verstand, drum lieb' ich dich vor allen.
Doch eines, eines will mir nicht an dir gefallen:
(Ach daß ichs sagen muß) Dein Herze liebt mich nicht.

Sie will von seinem Anliegen auf eine verdeckte Art verständigt sein.

Ich soll Dir meine Wünsch' und Plagen,
Jedoch verdeckt in sieben Zeilen sagen?
Wohlan! so frag ich dann:
Was reimet sich zu „Sonnenschein"?
Oft besser mein als Dein.
Wenn man sich in Geduld will „üben"?
Gar schön das Lieben.
Was aber schickt sich auf „Jurist"?
Daß er verschlagen ist.

Was hält des Unglücks schnellen „Lauf“?
Ein wenig nur die Vorsicht auf.
Was reimt sich gut zu „wunderlich?“
Ich glaube Dich und mich.
Und endlich was gehöret auf „erdichtet?“
Ich weiß nicht ob gerichtet.
Gar recht, nun siehe doch wie artig Du gereimt:
Mein / Dein } Lieben, sprichst Du, ist auf { Dich / mich } gerichtet.

Ein günstiger Zufall hat mir Wolterecks eigenes Manuscript zugeführt, einen starken Quartband von 358 eng, aber sehr zierlich geschriebenen Seiten. Er beginnt mit dem Jahre 1701 und endigt mit dem 30. Julius 1714. Fast überall ist sehr sorgsam das Datum beigefügt, so wie überhaupt die ganze Handschrift von dem soliden, stets um Ordnung bemühten Sinne des Verfassers zeigt. Sein produktivstes Jahr ist 1711, und im nächst folgenden konnte er endlich seine „Holsteinischen Musen“ in 24 Bogen erscheinen lassen, die er, seiner eigenen Nachricht zufolge, an den König sandte. Sie scheinen günstige Aufnahme gefunden und dem wackern Manne ein Amt in Glückstadt verschafft zu haben.

§. 91.

Johann Christian Günther,

(geb. zu Strigau am 8. April 1695, gest. am 15. März 1723 zu Jena.)

Dieser Dichter, welcher in gar manchen früheren Literaturgeschichten eine seltsame Rolle spielt, indem er bald als ein ganz unreines unreifes Wesen verworfen, bald als ein leichtes Talent obenhin anerkannt, bald als verkehrtes Hyper-Genie u. s. w. hingestellt wird, erscheint bei näherm Anblicke als einer der reichstbegabten Dichtergeister, die irgend eine Zeit hervorgebracht

hat. Als solchen, doch auch mit seinen hervorstechendsten Irrthümern, versuchte ich ihn bereits in der Literaturgeschichte des 18ten Jahrhunderts, welche 1812 und 13 erschien, zu schildern, und späterhin schrieb ich die Geschichte seines Lebens ausführlich, wie sie in dem ersten Theil der freundlichen Schriften (S. 103 bis 131) zu finden ist. Möge man diese genauen Angaben entschuldigen, denn es muß mir daran liegen, daß diejenigen Leser, welche sich von Günther eine genaue ausführliche Kenntniß verschaffen wollen, einen bequemen Weg finden, der sie dann zu den Werken des Dichters selbst leitet. Hier werde nur folgendes Hauptsächliche mitgetheilt:

Günther hatte das große Unglück einer stets umwölkten Kinder- und Knabenzeit; denn nicht bloß Dürftigkeit erzog ihn, — die hätte ihn vielleicht gestählt, — sondern das Entsetzlichste was einem Kinde begegnen kann: gänzliche Gemüthlosigkeit und Liebelosigkeit. Das tieffühlende geniale Kind vermochte einen solchen Zustand nicht zu erfassen, und die Freude nirgends findend — jenes Element, in welchem das warme, von keiner Philosophie beschirmte Kindesherz allein gedeihen kann — ward es bald einer unendlichen Wehmuth hingegeben, die nur der Jüngling und der Mann zu bestehen vermag, weil er durch frühere Freuden und die spätere Wissenschaft und Kunst gestärkt, zugleich das Vermögen besitzt jenes Gefühl zu lindern. Das Leben erschien ihm wie ein ununterbrochener ungeheurer Kampf, und der Knabe hatte keine Waffen, sondern nur Thränen, Angst und die Zuflucht zu dem was ihm in der Poesie einzeln beruhigendes erschien. Aber er wagte in jener Zeit nur selten sich diese Freude zu erlauben, und es scheint bedeutend daß seine ersten Gedichte fast alle in lateinischer Sprache abgefaßt sind, gleichsam als habe er den Vater, der jede

Poesie haßte, — am meisten aus Lebensangst als Beschäftigung des Dürftigen, — durch den Gedanken beruhigen wollen, er dichte doch auch häufig in einer fremden und gelehrten Sprache, durch die ja bekanntlich Brodt genug erworben wird. Die Natur verlangt indeß ihre Rechte, und wie die Wehmuth dem tiefern Gemüthe eigenthümlich ist, so ist es der Muthwille und die Schalkhaftigkeit nicht minder, und es ist ein großes Unglück, wenn diese fröhlichen Genien in der Kinderzeit zurückgedrängt werden. Sie treten dann in späterer Zeit nicht selten in übler ja verzerrter Gestalt hervor, und wollen alle die ermattenden Thränen rächen, die dem harmlosen Kinde von engherzigen, übelgesinnten Erwachsenen abgequält worden sind. Die Rache aber hat nie erfreuliche Folgen, äußere sie sich auch wie sie wolle und affectire sie auch noch so sehr eine heitere Form.

Günther ist ein Beleg für diesen Gedanken. Mit heißem Durst genoß er überrasch die herrliche Freiheit der academischen Jahre; aber jener Durst ward bald fieberhaft; redliche Freunde und angesehene Männer, (z. B. Burkard Menke) erklärten ihm laut und gern seine bei weitem überlegenen Geistesfähigkeiten, und jetzt da er sein großes Talent deutlich einsah, ergrimmte er noch viel mehr über seine armselige, verkümmerte Knabenzeit. Er verlor die innere Andacht, die bescheidene Fröhlichkeit, endlich auch die unersetzliche Unschuld des Gemüths. Der Vater, der bis dahin eigentlich noch gar nichts für ihn gethan, und ihm auch die nothwendige geistige Lebensluft, die Liebe, versagt hatte, zürnte jetzt heftiger und verbot mit widrig-thörichter Strenge jede Beschäftigung mit der Poesie. Der Sohn versprach was er nicht halten konnte und eben deshalb nie hätte versprechen sollen, der Vater vernahm verworrene Gerüchte von

unordentlichem Leben, häufigem Versäumen der arznei-wissenschaftlichen Vorträge, Schulden u. s. w., warnte, drohete, schalt, und da das nicht schnell genug half, so zog er seine Hand ganz von ihm ab und belegte den Ueberlästigen mit der ganzen Schwere seines Fluches. Der Sohn bat und flehete, von Seelenangst ergriffen; aber der Vater blieb starr und fühllos, bis endlich ein entsetzliches Wort gegen den Vater über die Lippen des empörten Sohnes floh, wie es der Bessere selbst im schneidendsten Schmerze auch nur zu denken sich würde verboten haben. Es soll auch deshalb hier nicht wiederholt werden. Die Reue folgte bald, Vergebung flehend kniete der Sohn, lange Nächte lang, auf der ungastlichen Schwelle vor der verschlossenen Thür, bis endlich der Vater ihn mit Gewalt — die Sage spricht sogar von auf ihn gehetzten Hunden — vertreiben ließ.

§. 92.

Jetzt war der Stab über den unglücklichen Jüngling gebrochen, und er irrte unstät-verworren von Land zu Land, fast wie Kain der den ersten Mord beging. Würdige Männer und Frauen nahmen sich des Verlassenen an, unterstützten sein Talent und suchten ihn zu einer regelmäßigen Thätigkeit zu bewegen. Aber es war alles vergeblich, er hielt nirgends lange mehr aus, und bei verlornem Vertrauen zu sich selbst vermochte er auch nicht mehr zu glauben daß andere ihm noch vertrauten. Er trachtete nur noch nach augenblicklicher Vergessenheit, und fand diese in poetischen Ergüssen, in dem oft laut ausgesprochenen Stolze auf sein Dichtertalent und in dem stets vermehrten Genusse — geistiger Getränke, die doch am Ende für die geistigen Leiden nichts weiter geben können als eine kurze nächtliche Verhüllung, nach welcher sie desto schneidender zurückkehren.

Nach vielen nur durch Fantasie und Sinnlichkeit erzeugten Liebesverhältnissen, sollte endlich eine reinere Neigung seinem Herzen helfen und ihm auch zu einer bürgerlichen Existenz verhelfen; doch auch diese Hoffnung schwand bald, es war nichts Dauerhaftes mehr in ihm, und selbst den Stunden der bessern Exaltation folgte nur zu schnell Nüchternheit und Mistrauen in sich selbst und gegen die Menschen. Völlig erschöpft, gänzlich aufgerieben, oder, wenn man lieber will, ausgebrannt, starb er in einem Alter von nur acht und zwanzig Jahren weniger drei Wochen. Seine Leiche ruht vor dem Johannisthor von Jena. Die Kosten zu seiner Beerdigung mußten von seinen Landsleuten zusammen gebracht werden, denn er selbst hinterließ durchaus gar nichts.

Günthers Vater, welcher bei der ihm innewohnenden Gemüthszähheit noch im Jahre 1742 als ein und achtzigjähriger Greis lebte, hat folgende Beschreibung von seinem verstoßenen Sohne gegeben: „Mein Sohn war von mittelmäßiger Statur und wohlproportionirten gesunden Gliedern, wohl harmonirenden länglichten Gesichtes, von schwarzbraunen Augen und Haupthaaren, wiewohl er später eine blonde Perüque zu tragen pflegte, sein Angesicht hatte was annehmliches und reizendes an sich, daß er auch bald von Kindheit an und sonderlich bei seinem Studiren und erwachsenen Jahren jedermann gefiel. Dem Temperamente nach war er ein Sanguineo-Melancholicus.“ — So weit der Vater.

§. 93.

Die Natur hatte für Günther alles gethan um einen wahrhaftigen Dichter aus ihm zu bilden und in mancher Hinsicht war er auch ihr zu Hülfe zu kommen bemüht.

Lebhaftigkeit der Fantasie und des Gefühls, das Vermögen sich in fremde Situationen zu versetzen, Darstellungskraft im Allgemeinen, große Leichtigkeit der Sprache und des Reims, Anlage zum Witz und zur Ironie: das alles spricht fast überall aus seinen Werken; völliges Gedeihen aber finden wir fast nirgends. Bei dem großen Mangel an nationalem Stoff und dem mitleidwürdigen äußern Standpunkte der damaligen deutschen Poesie überhaupt, mußte auch sein Talent fast immer nur der Gelegenheit, und meistens nur der gewöhnlichen, dienen. Sein herrlicher Genius ward zuletzt zu einem gutwilligen Affen, an dessen Sprüngen man sich ergötzte, der Arme mußte seinen Flügeln die Federn einzeln ausraufen um sich nur einigermaßen warm zu halten, und die Lorbeerzweige, die seine Schläfe umwinden sollten, zur Erhaltung des Küchenfeuers gebrauchen. Daß er aber zu müssen glaubte, was der Mensch nie und unter keiner Bedingung muß, gereicht ihm, dem Menschen und eben deshalb auch dem Dichter, zu ewigem Tadel. Selbst für den gewöhnlichsten Spieß- und Pfahlbürger, wenn derselbe Hochzeit machte, taufen ließ oder etwa Stadtschreiber wurde, wußte er mit besonderer Geschicklichkeit und Schnelligkeit einen Triumphwagen zu bereiten, den der Mann gern bestieg, völlig überzeugt es gehöre ihm derselbe von Rechtswegen, weshalb es ihm auch in einer so schön erhöhten Stimmung auf einen Gulden nicht ankam, mit dem er den poetischen Triumphwagenverfertiger honorirte. In allen Fällen, wo bei Günther etwa gutmüthige Selbsttäuschung waltete, möge ihm, wie billig, verziehen werden; zuweilen aber ist es nur zu klar, daß er selbst sehr wohl wußte um die geputzten Lügen, welche er ausprach und daß er die Poesie zu einer blendenden Heuchlerin machte. Wehe aber dem der also zu verfahren nicht errörthet, denn selbst den Reichstbe-

gabten wird dann die Poesie verstoßen, sie, welche ja als höchste Schönheit auch die höchste Wahrheit ist. Was also fehlte unserm Günther? Nichts weiter als — die Hauptsache: ein geläutertes Gemüth, ein solches das die Menschen kennt und doch liebt, in dieser Menschenliebe Gott gefunden hat, und in ihm die klare und sanfte Lösung jedes Räthsels. Nur der innerlich beruhigte kann das bunte, unruhige äußere Leben mit anmuthiger Ironie nehmen, nur wer das ewige Ja in der Brust hat, begreift und übersieht den verneinenden Geist (vergl. Goethe's Faust) und nur wer des tiefsten philosophischen so wie des rein religiösen Ernstes fähig ist, kann wahrhaften Humor und heitern Witz haben.

§. 94.

Wollt ihr wissen wie Günther mit Gott umging? Fast immer wie mit einem allmächtigen, erbarmungslosen Tyrannen, gegen den er bald verzagt, bald trotzig thut; aber indem er doch am Ende nur sich verletzt, ähnelt sein Geschick fast dem der Medea der alten Bühne, die, um sich zu rächen, ihre eignen Kinder würgt; doch indem sie das tödtet was ihrem Herzen das theuerste war, ihr eigenes Herz verbluten läßt und nach und nach vernichtet. Deshalb sei ihm aber auch das höchste Mitleid gebracht und nimmer mische sich auch nur der leiseste Hochmuth in das Urtheil über den tief verletzten Jüngling. — Oft möchte seine Flamme gern zur reinen Opferflamme werden; aber wie kann es ihm gelingen, da er nicht vertrauenvolle Demuth mitbringt? Daher der oft seltsam ungeduldige Ton in manchen seiner geistlichen Gedichte, in denen er geradezu mit Gott hadert. Einmal geschieht dies auf eine Art, in welcher Bitterkeit, Erhabenheit und Demuth so seltsam ver-

mischt worden sind, daß die Stelle gar wohl werth ist hier mitgetheilt zu werden. In einem Gedichte an Gott (S. 64. der Ausgabe von 1742) klagt er zu Anfang, daß Gott so lange bleibe, daß er nicht wisse was er denken solle und Bett und Bibel voll weine. Der Sperling schlafe in hohlen Linden und finde Futter; nur Er nicht, dem Kummer und Armuth in Mark und Beinen wühle. Ihm helfe sein Talent nicht, und er könne in der Strafe, die über ihn einbreche, nichts sehen als — Grausamkeit, wobei er dann folgenden Vorschlag thut:

Versuch einmal und geh gelinder,
Vielleicht gewinnt es eher Frucht:
Ein scharfer Streich und langer Grimm
Macht oft die besten Herzen schlimm.

Er ist ferner freigebig im eigenen Lobe, und schreibt sich Langmuth, Wohlthätigkeit, Geduld und einen Glauben zu, der selbst im härtesten Wetter stehe. Endlich heißt es:

Geburt, Exempel, Noth und Jugend
Sind Ursach daß ich fehlen muß:
Wer geht wohl stets den Weg der Tugend?
Ich strauchle selber mit Verdruß,
Und bin nach schneller Reu und Leid
Der erste der mich straft und zeiht.

Was willst du mit dem Schatten zanken?
Beweis' an Stärkern deine Macht:
Wer wird dir in der Hölle danken?
Ach! hast du dies noch nicht bedacht?
Du kommst mit Donner, Blitz und Sturm!
Wer ist der große Feind? — ein Wurm.

Zuweilen überläßt er sich der offenbaren Verzweiflung, und wird dann als ein roh Hinwüthender fast krank in seinem Schmerz; häufiger aber ist seine Verzweiflung witzig,

und dieser Witz hilft ihm zuweilen über Momente hinweg, um ihn durch andere Momente von neuem und nur desto peinlicher zu verwunden.

§. 95.

Dieselbe Wandelbarkeit und Ungeduld bemerken wir in seinem Umgange mit Menschen. Bald erhebt er sie bis an die Wolken, jubelt laut bei ihren Festen, schraubt sich herauf zu krampfhaften Dithyramben, oder sinkt wohl gar zur gemeinsten Trunkenheit herab. Bald darauf sehen wir ihn wieder mit der feindseligsten Bitterkeit ihnen gegenüber stehen, und giftige Pfeile rauschen aus der wohlgeübten schleudernden Hand auf die Herzen, an denen er noch vor kurzem ruhete. Aber auch hier sei ihm Mitleiden geschenkt, denn wir sehen ihm an, welch' ein böses Element der Haß für ihn war, wie übel er sich in demselben befand, und wie so gern er immer hätte lieben mögen.

In der Liebe für das weibliche Geschlecht finden wir ihn bald tyrannisch heftig, ja wüthend, zuweilen roh, oft aber auch rührend durch die Wahrheit einer flammenden Empfindung. — Zeilen wie folgende:

In den Feldern will ich irren,
Und vor Menschen will ich fliehn,
Mit verlassnen Tauben girren,
Mit verscheuchtem Wilde ziehn,
Bis der Gram mein Leben raube,
Bis die Kräfte sich verschrein;
Und dann soll ein Grab von Laube
Milder als dein Herze sein —

nähern sich in Gewalt der Sprache und Empfindung den hinreißendsten Gedichten Bürgers an Molly, aber — o des Jammers in der ungeläuterten Brust! — auf diese herrliche

Strophe folgen augenblicklich zwei Zeilen, deren widrige Rohheit nicht einmal näher angedeutet werden darf.

Endlich im Verhältnisse zu sich selber ganz wieder die vorige stürmisch unbefriedigte Ungeduld. Er ist viel zu oft mit sich selbst beschäftigt und doch nie ganz im Klaren über sich selbst, bald betrachtet er sich und seine Fähigkeiten mit erhitztem Stolze, der nothwendig sein Gemüth und mithin auch jene Fähigkeiten schwächen mußte, bald kränkt er sich selbst durch ausgesuchte Härten und Ungerechtigkeiten; ja in der Verzweiflung zerpflückt er selbst mit feindlicher Hand seine einzige Freude, die Kränze die sein Talent allerdings verdiente. Liebenswürdig ist er nur in der Treue, die er doch für einige wenige aus der großen Schaar seiner Freunde und Bekannten bewahrte, und in den Momenten wo er reine Reue fühlt. Diese Momente sind jedoch nur selten, denn meistens weiß er sich durch witzige Sophistereien und durch den bittern Gedanken wie ungünstig ihn von der frühsten Kindheit an das Geschick behandelt habe, wenn auch nicht zu beruhigen, doch zu beschwichtigen. — Ganz klar ist Günther selbst auf dem Sterbebette nicht geworden, obwohl ihm ein günstiges Geschick das Vermögen verlieh, selbst noch auf diesem Schmerzenslager in harmonischen Worten auszusprechen was ihm das Herz bewegte, und einige wichtige Momente seines Lebens im leichtesten Flusse der Reime zu erzählen oder wohl gar selbst aufzuschreiben.

Sei ihm die Erde leicht. —

§. 96.

Seit Flemmings Tode war bei uns kein Dichter ihm gleich an Fähigkeit aufgetreten; mit diesem hat er manche Aehnlichkeit, aber auch große Verschiedenheit. Flemming

lebte

lebte im hellen Sonnenschein eines kraftreichen, fröhlichen und tugendhaften Strebens; wie es in dieser Hinsicht mit Günther stand haben wir gesehen; an offnem Sinne für die Natur, für die Freundschaft sind beide gleich; an Beweglichkeit, Leichtigkeit und Raschheit, obwohl sie Flemming durchaus nicht fehlen, möchte doch Günther vorragen, aber an Gemüthstiefe und ächter Heiterkeit übertrifft ihn jener weit. Als geistlicher Lieder-Dichter ist Günther kaum zu nennen, und Flemming nimmt bekanntlich einen der höchsten Ehrenplätze ein. Aber, um noch einmal darauf zurück zu kommen: an Raschheit übertrifft Günther nicht bloß alle deutsche Dichter des siebzehnten, sondern auch fast alle des achtzehnten Jahrhunderts, und gerade diese Bekundung einer bei uns nur seltnen Eigenschaft war den Zeitgenossen höchst wichtig. Diese, in der Mehrheit wenigstens, verdienen in Beziehung auf Günther nicht geringes Lob. Sie schätzten neidlos aufrichtig und liebten innig sein großes Talent; aber seine nicht minder großen Fehler verführten kaum einen, während sie gar vielen Jünglingen als bedeutungsvolles Warnungszeichen dienten, und manches herzliche und wohlgemeinte Trauerlied, hat um die Gruft des armen früh geschiedenen Dichters getönt. Aussprechen konnte damals keiner was viel später Bürger bei einer ganz andern und schönern Gelegenheit aussprach; aber vor ihm empfunden haben gewiß viele:

— Was Flecken war vermodert;
Nur der Himmelsfunke lodert
Einst geläutert zur Verherrlichung.

Die nächstfolgende Zeit war höchst ungerecht gegen Günther. Bodmer, in trauriger Geistesbeschränktheit, schalt auf ihn, den er nicht verstand, Gottsched begriff ihn gleichfalls nicht; aber er redete doch mit gebührendem An-

stand von dem Genie des Verstorbenen. Spätere Kritiker machten es sich ausnehmend leicht, sprachen das Hergebrachte über gute Anlagen, Unsittlichkeit und Unreifheit und ließen es dabei bewenden. — Wie ganz anders lautet das Urtheil unsers Goethe! — des Dichters par excellence, dessen Namen auch in der geringhaltigen Gesellschaft jener Kritiker zu nennen erlaubt sein mag, theils um heilsam den Leichtsinn und die seichte Frivolität zu schrecken, theils um die Besseren zu erfreuen. In dem herrlichen Panorama, das Goethe von den Hauptmomenten der literarischen Bestrebungen seiner Zeit aufstellt, wobei er jedoch nothwendiger Weise zuweilen auch in die erste Hälfte des Jahrhunderts tritt, findet sich folgende Stelle:

— — „Hier gedenken wir nur Günthers, der ein Poet im vollen Sinne des Worts genannt werden darf. Ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch bequem, geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; genug er besaß alles was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern seine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durch Gefühl zu erhöhen und mit passenden Gesinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Ueberlieferungen zu schmücken. Das Rohe und Wilde davon gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise und besonders seinem Charakter, oder wenn man will, seiner Charakterlosigkeit. Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.“

Unter allen Wünschen, deren Günthers bessere Natur fähig war, stand gewiß der oben an, von einer höher gebildeten Nachwelt gerecht; aber auch liebevoll versöhnend be-

urtheilt zu werden. Deshalb ist aber auch jetzt eine Auswahl aus der reichen Sammlung seiner Gedichte nicht bloß wünschenswerth, sondern Bedürfniß, und wir dürfen von einer solchen, die der wackere Romanzendichter Gustav Schwab versprochen hat, das Beste erwarten.

§. 97.

Christoph Heinrich Amthor,

lebte und dichtete als Kanzleirath in Rendsburg. Er würde hier gar keine Stelle verdienen, wenn nicht wenigstens mit zwei Worten zu erwähnen sein möchte, daß er eine gewisse Celebrität erstürmt und erwüthet habe, wobei ihm seine Freunde, die es mit dem gefährlichen Autor nicht verderben wollten, leider nur zu sehr beistanden. Seine Muse ist die Schmeichelei und der Haß, die erstere bringt er dem Könige von Dänemark Friedrich IV. und den zweiten dem Könige von Schweden Karl XII. — Je ehrenwerther der wahre Patriotismus ist, je widriger ist der enge, gehaltlose, mit unreinem Zorn vermischte, und fast wie eine Brantweinsflamme aufzischende, wie wir ihn zuweilen in Amthors Gedichten finden. Wenn aber seine feierlichen Gedichte (z. B. das vom 11. Oktober 1719 zum Geburtstage Friedrichs) durch krampfhafte Erhitztheit, Kriecherei und geschminkte Unwahrheiten widrig werden, so sind leider manche seiner für die bürgerliche Welt bestimmten Poesien, in denen er sich leichter gehen läßt, mit unsittlichen und rohen Scherzen angefüllt, denn — um das gewöhnlich klingende doch bedeutsame Wort beizubehalten — nur der gebildete Mensch darf „sich gehen lassen“; der unsichere soll sich Zwang anthun. Gerade für ihn ist der Zwang erfunden, um wenigstens die Ausbrüche des ungeläuterten Geistes zu hemmen.

Dennoch findet sich auch bei Amthor einiges Schätzbare anzuerkennen, z. B. Kraft und Gewandtheit der Sprache, sobald ihn nicht üble Gewöhnung oder falsche Ansicht stört, Pracht der Rede, sobald er sich einmal von der falschen Ueberfeierlichkeit losreißt, selten Lebhaftigkeit und Raschheit; doch auch das Seltene werde nicht verschwiegen.

§. 98.

C. F. Weichmann.

Dieser Schriftsteller ist uns bereits bekannt geworden durch das überschwengliche Lob, welches er Postels Heldengedichte Wittekind brachte. Wollten nun auch die Deutschen von jenem Wittekind und jenem Lobe nichts wissen, so blieb doch der Lobredner selbst in hohen Ehren, denn ein für allemal stand fest der Ruf, er sei ein überaus kenntnißreicher, feingebildeter, kritikverständiger Mann, der es mit den Poeten gar wohl meine, und des halb zu einem Herausgeber und Vorredner wie geboren. Nun hatten damals manche Niedersächsische und Westphälische Dichter ihren Kummer darüber, daß sie vor den Schlesischen und Meißnischen Dichtern gar nicht recht aufkommen könnten, weshalb sie auf die beste Rache sannen, welche sich würde haben nehmen lassen, wenn sie mit ungleich besseren Gedichten aufgetreten wären. Es wurde deshalb eine Sammlung von solchen niedersächsischen Poesien zu Stande gebracht, und der Hofrath Weichmann übernahm die Herausgabe derselben. Er entledigte sich des Auftrags auf die plausibelste Weise, denn weil er es mit keinem einzelnen Poeten verderben wollte, so verdarb er es höchstens mit der Poesie selbst, deren Zorn er nicht fürchtete, da er sie überhaupt — nicht kannte.

Wir finden in den sechs Theilen der „Poesie der Niedersachsen" vielleicht kein einziges Gedicht, welches ein

Gedicht im eigentlichsten Sinne des Worts genannt zu werden verdiente, und die hier sich zeigenden Namen: Eysenhardt, Eßmarch, Gertz, Höfft, Neudorf, Schlott u. s. w. sind wohl schwerlich jemals weiter vernommen worden, als in einzelnen niedersächsischen Städten. Brockes, Weichmann, Richey tönten freilich weiter über die Gränze; im Ganzen aber sind sie doch nur dem Grade, nicht der Gattung nach höher als jene obscuren Poeten. — Die zahlreiche Dichtergesellschaft, welche hier erscheint, hat größtentheils etwas ehrbares, solides, wohlgenährtes und wohlhabiges; man sieht es geht ihnen ganz gut, die meisten haben ein einträgliches Amt, halten wie billig auf ein gutes Gerücht und ein gutes Gericht, und mögen die Poesie ziemlich gern leiden, besonders wenn sie sich in Gestalt eines bescheidenen Poeten zeigt, der bei Bürgermeisterwahlen, Hochzeiten und Kindtaufen mäßige Gesinnungen in mäßigen Versen absingt. Fantasie fehlt ganz, Witz nicht immer, freundschaftliche Gesinnung ist oft vorhanden, äußert sich aber nicht selten als Familienabgeschlossenheit, oder als Lobsucht und geistige Verweichlichung. In dieser Hinsicht haben mehrere damalige niedersächsische Dichter die Unart der spätern — sonst in mancher Hinsicht sehr löblichen — Poetenperiode der Jahre 1740 bis 60 anticipirt, und fast nie ein Ende finden können im Kränzewinden für, wenn auch nicht gemeine, doch höchst mittelmäßige Stirnen. Der bloße Gedanke, daß Y oder Z sich doch recht viele Mühe gegeben, mehrere hundert leidliche Reime zu Stande gebracht, und Ansichten und Gefühle vorgetragen haben, die sich allenfalls anhören lassen, rührte den weichen Weichmann schon dergestalt, daß er den ungefährlichen Mann gern in seinen niedersächsischen Tempel aufnahm und ihn auch wohl noch obendrein mit Versen begrüßte, die dem bescheidenen Ankömmling als papierne

Leiter zu den Gestirnen dienen sollte. Deshalb ist diese Sammlung als Beitrag zu einem Charaktergemälde jener Zeit (vom Jahre 20 bis etwa 40) nicht unwichtig.

§. 99.

Interessant ist auch, daß der Herausgeber bei aller Solidität und gänzlicher Hingebung an den frommen Brockes, dennoch auch ein Ehrenplätzchen ja sogar einen Ehrenthron in seinem Herzen und auf dem Papier übrig hat für den seltsamsten Hyperfantasten und wunderlichsten Träumer Postel, der auch in dem genannten Werk fast zwanzig Jahre nach seinem Tode noch als girrender Schatten mit seinem Singspiel „die wunderbar errettete Iphigenia" auftritt. Zwar ist bereits oben von Postel geredet worden; doch scheint mir gerade hier der Ort, noch ein paar Worte über jene Oper mitzutheilen, die vielen von unsern Vorfahren als das höchste Meisterwerk erschien. Postel, ein grundgelehrter Mann, folgte dem Euripides; aber nur in der Absicht ihn weit hinter sich zu lassen, denn da dieser, unartiger Weise, die frühere Liebe des Achill zu Deidamia ausgelassen, so hebt sie der Deutsche um desto mehr hervor. Sie ist nur leider mit sich selbst nicht einig, ob sie erhaben oder wehmüthig sein will; doch kleidet sie das letzte besser, und die Arie:

„Armes Herz, du bist verloren,
Dein Verderben ist bestimmt.
Dein Betrüben
Wirst du lieben,
Weil du das zum Trost erkoren
Was dir Trost und Hoffnung nimmt.
Armes Herz, du bist verloren;
Dein Verderben ist bestimmt"

mag, von guter Musik begeitet, wohl rührend genug geklungen haben. Doch wie so ganz verschwindet Deidamiens

Zartheit gegen die fantastische Ueberschwenglichkeit des Anaximenes, des Prinzen aller zärtlichen Opernprinzen. Dieser weiche Jüngling, ganz vergehend in Liebe für Iphigenia, hat schon im dritten Acte nichts geringeres vor als sich zu erstechen, wird aber von Achill gehindert, verspricht am Leben zu bleiben, und singt dann folgende mystische Arie:

Mein entzündetes Verlangen
Löscht der Schnee der schönsten Wangen,
Heilt der Lippen Blut-Rubin.
An den Augen von Saphiren
Kann ich Süd- und Nord-Stern spüren,
Die mich aus dem Sturm entziehn.
Dennoch dräuen mich zu tödten
Der güldenen Haare geflocht'ne Kometen.

Ueberhaupt ist er in den kühnsten, sich selbst durchkreuzenden und vernichtenden Metaphern so groß, daß wir uns kaum mehr über die geflochtenen Kometen sonderlich wundern, wenn wir vernommen haben, daß er bereits zu Anfang des zweiten Acts bei dem Anblick der schlafenden Geliebten, folgende über alle Zartheit hinaus gehende Zartheit dem erstaunten Publikum vorgetragen hat:

Schönstes Seel'chen, deine Lippen
Sind Korall'ne Rosen-Klippen,
Daran meine Freiheit strandt.
In der Augen heitern Sonnen
Hat die Flamme Kraft gewonnen,
Dadurch dieses Herz entbrannt.

Schau ich die beblühmten Wangen:
Grünt mein sehnliches Verlangen,
Schließt mich Brunst und Hoffnung ein!

Aber jener Schnee der Brüste
Dräut, ein blasses Sterb-Gerüste
Meiner Hoffnungs-Blüth zu sein.

Wie die Scythen, die denn doch keine besondere Höhe in der Zartheit erlangt haben, mit einem solchen Könige — als solchen verkündet sich Anaximenes — auskommen mögen, ist schwer zu begreifen. Uebrigens werde auch hier nicht verhehlt, daß der fast immer träumerisch taumelnde Postel *) dennoch etwas mehr Ahnung von Poesie gehabt haben möge, als (trotz aller Bemühungen) der größte Theil der Gottschedischen Schule, die sich fast immer nur als Negation aller Fantasie zeigt.

§. 100.

Es möge hier ferner gedacht werden eines Singgedichtes von Telemann, einem sehr berühmten Tonkünstler der damaligen Zeit, da dasselbe einige Namen nennt, die in einer Geschichte der deutschen Musik nähere Betrachtung verdienen **). Gönnen wir deshalb auch hier den gutgemeinten Zeilen eine kleine Stelle:

---

*) Möge hier noch eine Anekdote aus Postel's Leben einen Platz finden, durch die er seine Zeitgenossen mehr ergötzte als durch seine theils überschwenglichen, theils unterkriechlichen Poesien. Sie zeigt, wie selbst gelehrte Ausländer damals über das Land Germanien dachten. Als Postel nach Florenz gekommen war, fragte ihn der Bibliothekar Magliabecchi nach seinem Wohnorte, und da er Hamburg nennen hörte, äußerte er, nicht ohne innerliches Grausen seine Verwunderung, wie man an einem Orte leben und athmen könne, der dem starrenden Nova Zembla so nahe liege. Daß bei Hamburg ein Baum grünen könne, wollte der berühmte Mann sich nicht einreden lassen, sondern lehnte den Gedanken als übertreibende Poetenfantasie gelassen ab.

**) Obwohl ich die Geschicklichkeit und den Fleiß sehr gern anerkenne, womit manche Theile der Geschichte der deutschen Musik bereits von einzelnen deutschen Schriftstellern behandelt worden sind, so fehlt doch noch eine vollständige Geschichte derselben. Möge sie nicht lange mehr fehlen! Wohl

Zeigt Kuhnau seine Pracht in reinen Kirchenstücken,
Läßt Kaiser seinen Geist in hundert Opern blicken;
Bemüht sich Hendels Fleiß in ändernden (?) Cantaten;
Setzt Petz die Feder an zu schmeichelnden Sonaten;
Läßt Pepusch seine Kunst meist in Concerten spüren,
Und weist sich Patalon in netten Ouvertüren,
So muß Venedig, Rom, Paris und London sagen:
Die besten Meister sind in Deutschland zu erfragen.

(S. Poesie der Niedersachsen, Th. II. S. 254.)

Unmöglich aber konnte der gute Weichmann mit ansehen, daß der bescheidene Telemann sich selbst ganz vergessen hatte, weshalb er sogleich den unbescheidenen Beisatz hinzu drucken ließ:

Wen aber wundert nicht, daß man in Telemann,
Gleich als im Mittelpunkt, dies alles finden kann?

Schließlich ist noch anzuführen, daß Weichmann, der als Dichter und Herausgeber von Gedichten so manchen Tadel verdient, als Gelehrter und Vaterlandsfreund lobenswürdig ist. Auch soll ihm die Gerechtigkeitsliebe angerechnet werden, die er dem stets verbitterten Bodmer empfiehlt. Dieser Mann war nämlich im dritten Theile seiner „Discurse der Maler" in seiner Feindseligkeit gegen den allerdings sehr tadelnswerthen Amthor so unmäßig geworden, daß er in dreizehn angeführten Zeilen jenes Poeten sechs bis acht falsche Lesarten anbringt, an die Amthor nie ge-

---

sind die Schwierigkeiten zur Vollendung eines solchen Werks groß; aber der Lohn noch größer, denn eine solche Geschichte der deutschen Musik, wie ich sie mir denke, ist eine Geschichte des durch die höchste Gründlichkeit und Genialität errungenen, nunmehr auch von allen gebildeten Nationen anerkannten Triumphs. Ein Volk, das die Bachs, Händel, Gluck, Haydn und den vollendeten musikalischen Shakspear: Mozart, sein nennen darf, hat keine Nebenbuhler mehr zu fürchten.

dacht hat. Gegen ein so verstümmeltes Gedicht konnte dann freilich Bodmer leicht fechten, und es ist fast übergütig, wenn man hier bloß von seiner Nachlässigkeit im Abschreiben redet.

Ueberhaupt enthalten die prosaischen Einleitungen zu diesen Niedersächsischen Poesien manche interessante gelehrte Forschungen, z. B. von Fabricius und Richey *), ob man Deutsch oder Teutsch schreiben müsse. Hier ist manches nicht leicht zu findende offen hingelegt, und einige Neuere haben auch nicht ermangelt sich in dieser gelehrten Küche frei zu beköstigen, was sehr erlaubt wäre, wenn sie nur stets dabei die braven alten Wirthe mit einigem Dank genannt hätten.

§. 101.

Johann Burchard Menke,

(geb. 1675, gest. als Hofrath und Professor zu Leipzig 1732.)

Von seinen Gedichten, die er unter dem Namen Philander von der Linde schrieb, ist nichts weiter zu sagen,

---

*) Auch dieser wackere Schulmann möge als Dichter hier wenigstens in einer Anmerkung genannt werden. Seine größeren Gedichte sind in gewöhnlicher Form; aber im Epigramm hätte er ausgezeichnet werden können, wenn ihm nicht, wie es scheint, das stets wiederkehrende Streben unter den erhabenen Poeten zu glänzen, dazwischen gekommen wäre. Folgendes Sinngedicht erschien manchem von unsren Vorfahren klassisch; uns wenigstens leidlich angenehm:

Seltnes Glück.

Ein Stand der ohn' Gefahr ist,
Ein guter Ruhm der wahr ist,
Ein Capital das baar ist,
Ein Essen das fein gar ist,
Ein Trunk der frisch und klar ist,
Ein Weib das guter Haar' ist,
Und unter zwanzig Jahr ist, (?!)
Wenn dies zusammen dar ist,
Das heißt ein Glück das rar ist.

(Siehe Poesie der Niedersachsen, Th. V., S. 247.)

als daß sie aus einem ruhigen und nüchternen Verstande entsprungen sind. Sie verrathen Sorgfalt in der Sprache und das stete Bemühen sich vor den Fehlern der neuschlesischen, schwülstigen Schule zu hüten; aber in steter Angst vor jenen Fehlern kommt der Dichter selbst nicht zum wahren Leben, und bei dem jammervollen Mangel an aller Fantasie, den wir hier wahrnehmen, scheint es fast, als habe Menke nur gedichtet weil es so Herkommens war. Selbst der bekannte Gottschedische Schüler, G. E. Müller sagt in seinem gereimten „Versuch einer Kritik über die deutschen Dichter," welcher 1737 erschien, nichts weiter von ihm, als er sei ein guter Nachahmer Canitzens gewesen:

Und Menkens kluger Vers kömmt ihm hierinnen bei,
Der eher mit Verstand nichts mustert und nichts tadelt,
Als was das Laster höhnt, und was die Tugend adelt.

Ein solches Lob klingt zwar recht wohl; ist aber wenig bedeutend im Munde dieses sonst überlauten Weihrauchspenders.

Weit rühmlicher steht Menke als Stifter und Präsident der Deutsch-übenden poetischen Gesellschaft zu Leipzig, welcher er zur besondern Pflicht gemacht hatte, die deutschen Dichter der alten und mittleren Zeiten der größten Aufmerksamkeit zu unterziehen und wo möglich heraus zu geben. S. Schediasma de instituto societatis Philo-Teutonico-Poeticae, etc. Lips. 1722. Er selbst ging mit gutem Beispiele voran, denn wenn wir ihm auch keine Ausgabe eines solchen Dichters verdanken, so bahnen doch seine Scriptores rerum Germanicarum auch zu jenen den Weg und geben Zeugniß von seinen Kenntnissen und seinem Fleiße. — Am berühmtesten ist indessen seine Schrift de charlataneria eruditorum (1718) geworden und auch heut zu Tage noch unvergessen. Geist und Witz findet sich freilich nicht viel in

derselben; wohl aber das sichtbare Bemühen um Beides, nebst manchen interessanten Anekdoten und — leider auch Klätschereien *).

§. 102.

Barthold Heinrich Brockes,

(geboren zu Hamburg 1680, gestorben daselbst 1747.)

Wenige Dichter haben ihr Leben so ganz und so rein genossen wie er; ja er ist vielleicht zu den glücklichsten zu rechnen, die je gelebt haben. Er war der Sohn eines begüterten Kaufmanns, studierte die Rechte, machte eine bei seinen begünstigenden Umständen bequeme Reise durch einen Theil des gebildeten Europa's und kehrte dann nach Hamburg zurück, das ihm ganz so theuer war wie Nürnberg einst dem Hans Sachs. Obwohl er nie ein bürgerliches Amt suchte, und in äußerer Hinsicht keines bedurfte, so nahm er doch aus reinem Pflichtgefühl die Würde eines Senators an, und verwaltete sie mit solcher Treue, daß die häufigen Lobgedichte auf ihn nicht schmeicheln, wenn sie ihn einen werthen Vater der Stadt nennen.

Er war ein mäßiger, stiller, sittlichvornehmer und frommer Mann, dessen gelassene Heiterkeit nie erschöpft werden konnte, da sie aus der ewigen Quelle der Natur und Religion selbst floß. Er liebte die Natur so sehr, daß sie, obwohl er sie im Großen und Ganzen philosophisch zu betrachten nicht vermochte, ihm auch in jeder ihrer kleinsten Einzeln-

---

*) Wenn hier z. B. von Simon Dach erzählt wird, er habe selbst zu Hause zuweilen den ihm verliehenen Lorbeerkranz auf dem Kopfe getragen, so ist dadurch noch nicht dessen Charlatanerie erwiesen, sondern es läßt sich eher auf gutmüthige Ironie schließen. Ein so wackerer Mensch und Dichter wie Dach soll nicht so schnell kindischer Eitelkeit beschuldigt werden.

heiten interessant und anziehend blieb. Jede Blüthe, jedes Blatt, jeder Thautropfe, jede Wolke, ja jeder Sumpf und jeder Eiszapfen war für ihn anziehend und er konnte sich nicht satt an ihnen sehen. Die Jahreszeiten waren ihm in gewisser Hinsicht alle gleich lieb, und es ist dieselbe leise Begeisterung, mit der er den reinsten Sommerabend und den trübsten Novemberhimmel besingt; alle Gattungen von Wetter, so viele wir ihrer auch in unserm wetterwendischen Clima haben, sind ihm gleich, selbst das sogenannte Schlakkerwetter nicht ausgenommen, denn er beschreibt es in eben so fließenden Versen wie jedes andere, und man sieht sehr deutlich, daß ihm alles recht sei. Ueberall fand sein frommes Gemüth einen unendlich weisen und gütigen Schöpfer und Erhalter, den in den Werken der Natur zu erforschen und zu preisen sein liebstes und heiligstes Geschäft war.

Der sinnige Angelus schrieb einst ein Epigramm mit der Ueberschrift „Man soll für alles danken:“

Mensch, so du Gott noch pflegst für dies und das zu danken,
Bist du noch nicht erlöst aus deiner Schwachheit Schranken.

Wer das nicht begreift oder allzu überschwenglich findet, der betrachte den nicht sehr tiefsinnigen, antimystischen und wasserklaren Brockes, der jenes schöne Vermögen für alles zu danken sich wohl erworben und sich bis an sein Ende bewahrt hat *).

---

*) Walter Scott legt in seinem größtentheils vortrefflichen Romane „der Kerker von Edinburgh“ mit wahrhafter Weltironie dem Ratkliff die grämlich-naiven Worte in den Mund: „Ihr Leute habt immer Gott für was zu danken.“ — Ein solcher über-heidnisch-satirisch-philisterhafter Vorwurf (!) wird freilich nur selten gehört werden; aber die ächten Philister haben ihn gewiß oft in Gedanken, und nur nicht den Muth, ihn auszusprechen.

§. 103.

Schon dies so eben genannte letzte Beiwort läßt seinen poetischen Charakter ahnden. Brockes kann nur beschreiben und zwar lediglich für die Paragraphen der Naturgeschichte; hat er aber beschrieben, so setzt er jedesmal hinzu, daß der wohl völlig blind sein oder mit Gewalt sich verhärten müsse, der hier nicht Gott erkennen möchte. Einen andern Gedanken hat er nicht und will ihn auch nicht haben; leider aber spricht er ihn auch fast immer auf dieselbe Weise aus. Seine Verse sind leicht und fließend, aber sie sind gewissermaßen völlig — unnöthig, denn da er sich niemals zu einer dichterischen Sprache erheben kann, so ist fast unbegreiflich warum er sich den Zwang des Reims aufgelegt hat. Sein Unglück ist, daß er nie ahndet, wo das Lächerliche anfängt, und er ist deshalb nie bemüht es zu vermeiden. Es ist ihm völlig genug wenn, was er vorbringt, sich nur in der That und Wahrheit also verhält, und er scheint den häufig nothwendigen Zuruf, daß jedermann das schon wisse und nie bezweifelt habe, nicht bloß nicht zu fürchten sondern sogar gern zu sehen. So heißt es einmal in einem Gedichte auf die fünf Sinne:

Welchen Nutzen in dem Leben
Bringet der Geruch uns nicht?
Will sich eine Brunst erheben,
Nutzt er mehr als das Gesicht.
Manche Gluth wär' ausgebrochen,
Hätte man sie nicht gerochen
Und zu recht dem Feu'r gewehrt
Das sonst Hab und Guth verzehrt.

worauf man wohl mit Horatio's Worten erwiedern durfte:
There needs no ghost, my Lord, come from the grave,
to tell us his. (Hamlet, I., 5.)

So kann es auch nicht fehlen, daß er bei den häufigen Vergleichungen, bei denen er meistens ungenirt zugreift, zuweilen in das lächerlichste Pathos verfällt, z. B. in der bekannten Stelle, wo er sehr ernsthaft und feierlich die Planeten mit Erbsen vergleicht, welche gewaschen werden sollen:

Es kommen im Vergleich
Mit dieses Lichtes weitem Reich,
Mit diesem glänzenden unermeßlichen Revier,
Uns die Planeten ja nicht anders für
Als schwämmen in dem weiten Meer,
Damit sie wohl gewaschen werden möchten,
Nur sechszehn Erbsen hin und her.

Wer aber so dichtet wie Brockes, dem ist es kaum möglich ein — Ende zu finden, denn die Natur ist reich genug, um selbst dem bloßen poetischen Registrator täglich ein neues Blatt zur Beschreibung zu liefern und ein wahrhaft frommes Gemüth wird nie müde, die Wohlthaten Gottes zu preisen. Daß man dies aber mit größerer Ideenfülle thun könne und solle, fiel Brockes nicht ein. Er schrieb weil er es nicht lassen konnte; ein Umstand der ihn jedoch nur moralisch rechtfertigt. An eine ästhetische Rechtfertigung dachte er selber wohl nicht, und so ist es fast zu verwundern, daß seine Gedichte, welche alle Einen Gegenstand haben: Beschreibung der Natur und Erkenntniß Gottes in seinen Werken, nur aus acht Bänden bestehen, obwohl freilich der Leser schon bei dem ersten ermüdet. Diese Gedichte, auch noch heut zu Tage bekannt unter dem Titel: „Irdisches Vergnügen in Gott" (Hamburg 1724 bis 48) gleichen einer reichen Vorrathskammer, in welcher man unter viel unbedeutendem und unnützem, auch manches sehr beachtungswerthe und treffliche findet. Wer nicht selbst wählen will,

kann sich an Friedrich von Hagedorns Auswahl wenden, welche bald nach Brockes Tode erschien.

§. 104.

Traurig merkwürdig ist noch, daß selbst der gutmüthig heitere Brockes dem Geschmacke seiner Zeit ein Opfer bringen zu müssen glaubte, weshalb er mit großer Mühseligkeit Marino's bethlehemitischen Kindermord übersetzte, ein Werk, das in seiner zuweilen gar an das Ekelhafte streifenden Grellheit, Brockes besserer Natur hätte widerstreben müssen, und vermuthlich auch widerstrebte.

„Vermuthlich" mehr können wir nicht sagen; denn abgerechnet, daß es überhaupt vielen Muth erfordert — den Brockes vielleicht nicht hatte — in einer Zeit wo alles ein beifälliges Ja spricht, ein ablehnendes Nein dazwischen zu rufen, giebt es sogar Gemüther die sich eine solche Liebe nach und nach einreden lassen. Es ist gar nicht unmöglich, daß Brockes in diesem Falle war, denn um eine Zeitthorheit mitzumachen, opfert man wenigstens nicht leicht Jahre.

Wie sehr Brockes von seinen Zeitgenossen geliebt und verehrt, ja fast möchte man sagen angebetet wurde, davon finden sich sehr viele Zeugnisse, doch genüge es an einem, das Weichmann, als Sprecher des niedersächsischen Poetenvereins, ablegen mag. Er nennt ihn zuvörderst einen „niedersächsischen Apollo, oder, welches eben so viel gesagt ist (!!) einen Teutschen Loredano," versichert, daß, „wenn man die Poeten vormals göttliche Lehrer, oder wohl gar Dolmetscher der Götter genannt habe, so komme ihm diese Benennung mit weit größerm Rechte zu, als allen (!) denen, welchen obige Benennung jemals beigelegt worden sei." Aber auch damit ist er noch nicht zufrieden, sondern er erzählt

dem

dem guten Brockes selbst, welch ein männliches und großmüthiges, aber dabei freundliches und höchst leutseliges — Antlitz er (Brockes) habe. Wir, die Nachkommen, bezweifeln das Letztere gar nicht, und freuen uns vielmehr, daß einem so redlichen Manne auch ein gutes Gesicht zu Theil geworden war; (was ohnehin für den tiefern Blick immer der Fall ist) doch kann es ihm selbst unmöglich Freude gemacht haben, sich also in steifer Prosa in einer Dedication anreden und anposaunen zu hören.

§. 105.

Friedrich Christian Henrici, mit dem Schriftstellernamen Picander,

(geb. 1700 zu Stolpen im Essenschen, gest. als Postsecretär zu Leipzig.)

Er dichtete von seinem vierzehnten Jahre an bis zu seinem Tode. — Es ist bereits gar oft anerkannt worden, daß ein mittelmäßiger Dichter ein Unding sei, oder daß, wenn doch einmal von einem solchen die Rede sein sollte, ein wahrhaft schlechter Poet demselben weit vorgezogen werden müsse. Die Ursach ist klar: der erste, zahm, kleinlaut und sich selbst nicht vertrauend, wandelt mit unsichern Schritten nur auf der befahrenen, breiten Heerstraße, wo er vor jedem Irrwege gesichert zu sein glaubt. Was ihm dort begegnet, kann ohnehin nicht sehr interessant sein, da vor ihm schon Tausende dasselbe erlebt haben; und die Art wie er es uns vorbringt, raubt dem Stoffe selbst den letzten Reiz, den er sonst etwa noch haben könnte. Ein solcher sogenannter mittelmäßiger Dichter oder anderweitiger Schriftsteller unterdrückt bei sich selbst jeden freien Athemzug, und wehrt jedem eigenen Pulsschlage des Geistes, weil er stets mit feiger Afterdemuth besorgt ist, das könne ihn

weit abführen wohl gar auf ungebahnte Straßen, wo noch keine Spur getreten, und wo niemand ihn leiten möge, als der eigene Genius, an den er nicht glaubt, und den er auch in der That nach und nach tödtete, weil er nicht an ihn glaubte. So gewöhnt er sich denn endlich an die unselige Bescheidenheit, gar kein Eigenwesen mehr haben und sein zu wollen, er empfängt jeden Gedanken aus der dritten oder vierten Hand, und verstattet keinem Gefühl den Eingang, wenn es nicht bereits im matten Spiegel der Nachahmung zurückgestralt ist und die Farbe verloren hat, so daß ihm dann gar oft nichts weiter übrig bleibt, als das längst Nachgeahmte von neuem nachzuahmen.

Wie ganz anders steht es dagegen mit dem sogenannten rein schlechten Schriftsteller! Er weiß nichts von der Anstrengung, der Sorgsamkeit und den Schmerzen des edlen und großen Dichters, der stets nur das Vortreffliche will; aber auch nichts von jener mühseligen Qual der verzagten Mittelmäßigkeit. Wie es ihm gerade eben zu Muth ist, so schreibt er es hin, bald ein wenig bequem-ernsthaft, bald etwas Derblustiges, wobei er mit herzlichem Vergnügen daran denkt, wie die Menschen dabei lachen werden. Er ahmt Niemandem nach, weil dergleichen doch immer einige Mühe zu machen pflegt; doch auch das Streben nach dem Ideal, wovon ihm in müssigen Stunden einiges zu Ohren gekommen ist, hält er, der Aufgeklärte, für eine seltsam lächerliche und beschwerliche Thorheit, und begreift keineswegs, warum nun einmal Homer besser sein soll als Chapelain, und Flemming besser als Gottsched.

§. 106.

Nach dieser Vorerinnerung ist es leicht, über Henrici zu urtheilen. Er gehört zu den ungenirtesten und lustigsten

Schriftstellern der Deutschen, und es ist ihm gelungen, selbst in der öden Zeit der zwanziger und dreißiger Jahre, diese Behaglichkeit durch seine Gedichte in die Gesellschaften hineinzubringen, von denen er wenigstens so viel verstand, daß man wohl thue, frisch und fröhlich mit einander umzugehen und sich wo möglich jedes grämlichen Verhältnisses zu entschlagen. Die meisten seiner Gedichte sind durch eine Gelegenheit veranlaßt, und besonders waren es die Hochzeiten, zu deren Feier man seine poetischen Künste in Anspruch nahm. Ohne Günthers Talent, das nicht selten bei dem kleinsten Fest etwas Allgemeingültiges zu sagen versteht, weiß denn doch auch er für seine Person bei solchen Gelegenheiten manches Muntere und Spaßhafte vorzubringen. Daß er mitunter auch fade und gemein wird, braucht wohl kaum gesagt zu werden, da er nun einmal von der Scherzhaftigkeit Profession macht, wobei bekanntlich jene Verirrungen nicht ausbleiben.

In dem Quodlibet, einer damals ungemein beliebten Dichtungsart, in welcher der Poet die Freiheit hatte, die ganze Welt, so wie sich selbst natürlich auch, auf den Kopf zu stellen und zu belachen, ahmte er anfangs Hunolden nach; doch übertraf er bald seinen Meister und bahnte sich in dieser komischen Wildniß neue Wege. Daß ein so gutmüthig scherzhafter Dichter, der in der That nichts weiter gewollt zu haben scheint, als alle Welt mit ähnlicher Lustigkeit auszustatten, von seinen Landsleuten höchlich geliebt wurde, ist nicht zu verwundern, weshalb die früheren Kritiker sich wohl das grämliche Geschrei hätten ersparen können, welches sie bei jeder neuen Auflage der Picanderschen Gedichte aufschlugen. Es giebt ein Surrogat der alten Hofnarren, welches zu verachten eben so leicht als ungerecht sein möchte.

Auf den Ernst versteht sich Picander gar nicht, und er

wird oft unerträglich, wenn er sich auf denselben einläßt. Doch muß man ihm nachsagen, daß dies nur selten geschieht, und man sieht ihm an, wie sauer es ihm wird, auch hierin seinen Freunden Genüge zu leisten, die denn doch zuweilen auch etwas Ernstes, Feierliches, oder gar Trübes und Wehmüthiges genießen wollten, womit er, der sonst so gern aufwartete, nun einmal nicht wohl aufwarten konnte. — Henrici ist von den deutschen Lesern beinahe vierzig Jahre geliebt worden, und noch im Jahre 1768 erschien zu Frankfurt und Leipzig eine Sammlung seiner vermischten Gedichte. — Hier verdient er eine Stelle, weil er, keiner Schule angehörend, und alles aufgetriebene Pathos hassend, für die Reinheit der Sprache Sorge trug, insoweit er, der sanguinisch leichtsinnige Autor überhaupt sorgen konnte.

§. 107.

Ulrich von König,

(geb. in der Reichsstadt Eßlingen 1688, gest. zu Dresden 1744.)

Sein Leben hat manches Merkwürdige, er studierte zuerst Theologie, dann die Rechte, diente als freiwilliger Kriegsmann, machte dann Reisen, gerieth in Hamburg in Lebensgefahr, wo er in der Nacht von mehrern Meuchelmördern angefallen, und gleich anfangs in die rechte Hand verwundet, sich dennoch muthig durchschlug, privatisirte dann zu Dresden, wo er an Besser einen gelehrten, aber höchst grämlichen Gönner fand, der ihn in der Ceremonielwissenschaft unterrichtete, ohne welche kostbare Scienz man damals weder leben noch sterben konnte. Nach Bessers Tode wurde er Hofdichter mit dem Titel eines Hofraths, ein Umstand welcher besondere Erwähnung verdient, weil bis dahin manche Hofpoeten sich mit dem fast ein wenig schauer-

lichen Titel eines Pritschmeisters hatten behelfen müssen. Da der Kurfürst und König August sein Gönner geworden, so wurden es auch fast sämmtliche Vornehme und Reiche, und wir bekommen nunmehr an ihm das seltene Schauspiel eines Dichters, dem von nah und fern der Hof gemacht wird. Der Dichter selbst aber litt dabei sehr, obwohl er sich sonst vielleicht glücklich fühlen mochte, denn er schrieb nunmehr gerade wie ein mittelmäßiger Routinier zu schreiben pflegt, welcher sehr Vielen gefallen will, besonders der geputztern Menge. Sein Gedicht „August im Lager" (bei Zeithain nämlich) ehedem als Meisterstück bewundert, ist nichts weiter als ein dickgeschminktes Prunkgedicht, in welchem ein bekanntes Prachtmanoeuvre mit einer Wichtigkeit behandelt wird, als sei hier von einer über das Schicksal Europa's entscheidenden Schlacht die Rede. Es ist schon von Anderen bemerkt worden, daß König besser Pferde als Menschen habe schildern können, allein es scheint mir als pflanze sich dieser Scherz fast nur um des Scherzes willen fort, denn wer das Gedicht wirklich gelesen, wird einräumen müssen, daß König auch zu einem poetischen Wouvermann noch gar viel fehle. Correctheit der Sprache und steife Pracht in der Darstellung finden wir in vielen Königschen Gedichten; aber des Feuers und des Gemüths ermangeln sie fast alle. Sein bestes Verdienst besteht in den schon oben erwähnten, mit der größten, fast beispiellosen Sorgfalt durchgeführten Ausgaben der Canitzschen und Besserschen Gedichte. Sie fallen in eine Zeit, wo er noch nicht durch falsche Vornehmheit gesunken war. Hier lernen wir ihn auch als Kritiker kennen und wenn auch in der Untersuchung von dem guten Geschmack in der Dicht- und Redekunst, welche den Canitzschen Gedichten beigegeben worden ist, eigene Ideen fast ganz mangeln, so zeigt sich doch ein gutes Streben darnach

und eine Belesenheit in den Neu-Europäischen Sprachen, welche Anerkennung verdient. Man hätte vermuthen sollen, ein so rüstiger Mann werde nunmehr immer weiter dringen; aber er begnügte sich mit der Erkenntniß einiger Irrthümer, und der eigentliche Kern der Poesie blieb ihm stets fremd. Er schritt nicht vorwärts, folglich zurück. — Königs Gedichte erschienen bald nach seinem Tode; ohne Sorgfalt gesammelt, und durch eine Vorrede (vermuthlich von dem obscönen Rost) verunziert, in der eine fast gränzenlose Grobheit gegen die sogenannte Leipziger Dichterschule, besonders aber gegen die Frau Gottsched waltet. In ein näheres Detail dieser witzlosen Schimpferei einzugehen verbietet der Anstand.

Auch der Opern, deren König mehrere gedichtet, gedenken wir nur im Vorbeigehn. Einzelnen Arien fehlt es nicht ganz an Werth; sonst aber verräth sich auch hier, daß er meistens ohne Freiheit dichtete.

---

§. 108.

Konnten nun alle diese um die Verbesserung des Geschmacks redlich bemüheten und zum Theil auch mit trefflichen Anlagen begabten Männer, keine geistige Revolution in Deutschland hervorbringen? Die Antwort ist ein entschiedenes Nein. Der inneren Gründe für diesen Nichterfolg giebt es gar manche, und dem sinnigen Leser werden sie bei der Charakteristik der einzelnen Poeten und Rhetoren schon deutlich geworden sein. Gehen wir deshalb sogleich zu den äußeren Gründen über, welche die Entwickelung der deutschen Poesie hemmten, und auf diese Weise zu inneren wurden, wobei es jedoch nur weniger Worte bedürfen wird, da wir bereits früherhin den Gang der politischen Geschichte

Deutschlands zu zeichnen bemüht waren. Dort anknüpfend setzen wir hier noch Folgendes hinzu:

Der Friede zu Utrecht hatte fast sämmtlichen Staaten, welche den langen Kampf gegen Frankreich mitgekämpft hatten, einen erfreulichen Frieden gegeben, es hatte ein jeder für sich gesorgt wie er irgend konnte; aber das deutsche Reich, das abermals so viel gelitten und diesmal auch so viel Rühmliches gethan hatte, war von den Bundesgenossen verabsäumt und vergessen worden. Karl VI. im tiefsten Innern sich gekränkt fühlend, ermannte sich noch einmal und führte noch ein Jahr den Krieg allein; aber die Erschöpfung zeigte sich von allen Seiten, die meisten Fürsten hatten sich schon darein ergeben, es sei doch nun einmal für Deutschland als politischen Körper kein günstiger Stern zu hoffen, und so mußte man denn endlich 1714 den Frieden (zu Rastatt) annehmen, wie ihn der greise gleichfalls erschöpfte Ludwig diktirte. Da man an Schlimmeres gewöhnt war, so fand man die Bedingungen noch leidlich; wer aber der zwölfjährigen rühmlichen Anstrengung der Deutschen gedachte, mußte diesen Frieden doch wohl für traurig genug halten.

§. 109.

Es scheint aber, daß manches sogenannte Leidliche weit übler wirkt auf den Geist als großes Unglück: denn nun folgt jene durchaus gelähmte Zeit, von welcher Goethe mit großem Recht sagt, daß es den Deutschen und ihren Dichtern gänzlich an nationalem Stoff gefehlt habe. Nicht augenblicklich, denn wenn auch die Besiegung des eisernen Karl XII. in Pommern keinen solchen Stoff bot *), so lie-

*) Mir ist kein einziger deutscher Dichter aus der dama-

ferte ihn doch der herrliche Krieg Oestreichs gegen die Pforte und mit inniger Freude sah man, wie der christliche deutsche Arm unter Eugen, der in diesen Feldzügen fast wie Deutscher dachte und handelte, den Uebermuth der rohen Barbaren zügelte und züchtigte (1716). Wie die Dichter, von keinem Gebieter aufgefordert und begünstigt, hier mitfühlten und sangen, ist wahrhaft erfreulich, wenn auch ihre Kräfte nicht ausreichten für unsterbliche Gesänge. Was Pietsch hier leistete ist durch falsche Theorie geschwächt; lebendiger, zuweilen sogar genialisch ist der freudige Gesang den Günther über jene christlichen Triumphe ertönen ließ; doch seine noch unreife und leider auch nie geläuterte Natur verwehrte seinen Siegesliedern die Vollendung. — Die dann folgende Zeit bot fast völlige politische Todtenstille, fast die „Ruhe eines Kirchhofs." Niemand wird mich so gänzlich mißverstehen können, als solle hier das Aufhören des Krieges beklagt werden; der wahre Friede ist das Höchste und Köstlichste was der Mensch auf Erden wünschen kann; dieser deutsche Friede aber war keiner, sondern nur der tiefen Ohnmacht gleich, die nach langem Blutverlust einzutreten pflegt. Man glaubte alles gewähren zu müssen, um nur diesen Zustand — bei dem man aber nicht an Stehen denken darf — sich zu erhalten.

§. 110.

Zwei Fürsten waren es auf welche Deutschland mit Recht am meisten sah: Kaiser Karl VI. und Friedrich Wilhelm I. König von Preußen. Wir erkennen in Karls Charakter mit Vergnügen manche Züge von Sanftmuth und Feinheit, sehen in ihm einen zärtlichen Vater, und erfahren

---

ligen Zeit bekannt, der Karls Unglück als Gegenstand der Freude betrachtet hätte. Amthor, der eine Ausnahme macht, ist kaum ein — Vierteldeutscher.

manches von seinem löblichen Streben nach geselliger Bildung. Aber das Glück, das ihm anfangs wohlzuwollen schien, war ihm späterhin nicht günstig. Der Streit über die Polnische Königswahl führte zu einem unglücklichen Kampfe mit Frankreich, (1733 ff.) der mit dem gänzlichen Verluste Lothringens an Frankreich, und mit dem Verlust Neapels und Siciliens an Spanien endete. Konnte noch etwas schmerzlicheres sein als dieses Unglück, so war es der fast unsäglich unheilbringende spätern Kampf mit den Türken, den Karl endlich durch die Abtretung von ganz Servien, der östreichischen Wallachei und andern nahgelegenen Ländereien bezahlen mußte. Dazu kam noch Eine Sorge, die Karls ganzes Leben trübte, daß mit ihm, dem das Geschick einen Sohn versagte, der männliche Stamm des Habsburgisch-Oestreichischen Geschlechts aussterben werde. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens ward die Sorge zur Gewißheit und nun verleitete ihn die Bemühung, seinem Hause dennoch die Erblande zu erhalten, zu Schritten, die fast immer nur den Vater Marien Theresiens nicht aber den ersten Monarchen der Christenheit bezeichnen. Was er erreichte waren nur Pergamente, durch Aufopferungen ohne Zahl erkauft; aber das Pergament schützte im achtzehnten Jahrhunderte nicht mehr, wie wohl sonst, gegen Schwerdter, und nur in ihrem standhaften Gemüthe, nicht in jenem Erbfolgegesetze fand Maria Theresia die Hülfe deren sie bedurfte.

Was Karl für die Wissenschaften that ist von geringer Erheblichkeit; unter den Künsten zog ihn fast nur die Musik an, aber es scheint ein trüber Irrthum, daß er sie mehr in Italien als in Deutschland suchte, so wie er denn auch unter den Dichtern fast nur Metastasio liebte, in dessen angenehm melodieusen Versen er den Mangel an Kraft und Charakter entweder nicht merkte oder verzieh.

Friedrich Wilhelm I. (der überhaupt den genauern Biographen noch erwartet) zeigte bei aller eisernen Strenge oft ein deutsches Herz, und die religiöse Ahndung, die in dessen Tiefe lebte, erleichterte ihm die wahrhaft väterlichen Handlungen für sein Volk, die wir nicht selten während seiner sieben und zwanzigjährigen Regierung bemerken. Wie er aber über das Studium alter Sprachen, Wissenschaften und Künste urtheilte, ist so bekannt, daß eine nähere Auseinandersetzung hier nicht erwartet werden wird.

§. 111.

So waren denn also die deutschen Dichter abermals wieder lediglich auf sich selbst verwiesen, ein Umstand für den sich Trost genug finden würde, hätten sie sich nur nicht selbst durch häufige Verzagtheit des Trostes beraubt. Freilich ist es die schwerste Aufgabe, ohne alle Aufmunterung, ja ohne alles Bemerktwerden von Seiten der dennoch geliebten Fürsten und Großen sich stets frei und klar zu erhalten; aber zu lösen ist die Aufgabe allerdings, und eine spätere Zeit hat sie wirklich fast gelöst. — Was aber damals erreicht wurde, oder vielmehr: wie sich das Streben äußerte, möge jetzt der Gegenstand unsrer Betrachtung werden, wobei wir wie immer, wohl vertraut mit den meisten früher gefällten Urtheilen der Literarhistoriker, die wir ganz auf ihrem Werthe und Unwerthe beruhen lassen, dennoch lediglich unser eignes, von keiner frühern fremden Ansicht bestochenes geben, und zur Prüfung denen, welche urtheilen und prüfen können, bescheiden vorlegen.

Die Gelehrten hatten so oft von ungelehrten aber viel geltenden Weltmännern sagen hören, es sei mit der deutschen Poesie nicht sonderlich bestellt, („man nennt sie nur die abgedankte Zofe" sagt Günther) daß sie endlich selbst wider ihre

bessere Ueberzeugung meinten, es möge wohl also sein, weshalb sie sich nach Mitteln umsahen die Sache zu ändern und zu verbessern. Das Hauptmittel glaubten sie zu finden in der Kritik, wobei sie aber leider gleich anfangs vergaßen, daß die Kritik keine Poesie schaffen, sondern sie nur reproduciren kann. Auf diesem Standpunkte erscheinen uns Bodmer und das Gottschedische Ehepaar als sehr berühmt gewordene Schulenstifter. Ehe wir jedoch dieselben näher betrachten, ist vonnöthen, auf ihre nächsten Vorgänger noch einen Blick zu werfen; weshalb wir hier an die frühere Darstellung (§. 124. B. III.) anknüpfen.

§. 112.

Die ästhetische Kritik blieb fast ganz wie sie gewesen, oder vielmehr es war gewissermaßen gar keine vorhanden. Ueber Weise und Neukirch wagte sich fast niemand hinaus. Ein gewisser J. S. Wahll, Subconrektor zu Altenburg, gab im Jahr 1723 eine „gründliche Einleitung zu der rechten reinen und galanten teutschen Poesie" heraus, in welcher nach alltäglichem und zum Theil ganz falschen Ansichten über Quantität der Sylben, (Seite 66) auch von „Kettenversen," einer Lieblingsspielerei der damaligen Zeit, gehandelt wird. Er giebt davon folgendes Beispiel:

Mehre fort Augustus Zeit dieses Mannes Glück und Ehre,
Treibe dessen Herrlichkeit ferner bis zur Sonnenscheibe,
Noth und alles Unglück weiche, so kann einst ein sanfter Tod
Ihn zu Jesus Ehren-Reiche, zu der größten Freude ziehn.

Unter den damals gern gehörten Dichtarten finden wir auch Nachtigallen, kabalistische Verse, Cubus, Irrgedichte u. s. w.; und wenn Wahll auch bereits so weit gekommen

ist, mehrere derselben für „gar abgeschmackt und kindisch“ zu erklären, so steht er doch nicht an, die Ringelgedichte und pindarischen Oden durch ein bloßes und zu verbinden.

Wo möglich noch tiefer steht Johann Joachim Stutius, dessen „wohlgebahnter Weg zu der Teutschen Poesie,“ (Bremen 1716) abermals nichts weiter ist als ein Nachhall der oben angeführten Schriftsteller. Das ganze Büchlein ist fast tumultuarisch hingeworfen und in einem Styl gehalten, wie folgt: „Der Augustus ist ein solcher artiger und inventieuser Poete gewesen, daß nichts darüber. Der Julianus war gleichfals nicht allein ein guter General, sondern auch ein galanter Poete, dessen Anführer war der Ausonius. Arcadius und Honorius machten viel Wesens von dem Claudiano, so gar, daß sie zu Rom auf dem Markte des Trajani, da die Tugenden der Helden carminice recitiret wurden, ihm eine schöne Statue aufgerichtet und mit herrlichen Lob-Sprüchen ausgezieret haben.“ Wie er die Kritik verwaltet mögen folgende Zeilen über Neukirch beweisen: „Er hat geschrieben galante Briefe und Gedichte. Dieser Mann hat einen netten Stylum, und observiret genau die Construction.“

§. 113.

Ein wenig besser ist die „Anleitung zur Poesie ꝛc.“ Breslau 1725. Der Verfasser hat doch einige Kenntnisse von dem Zustande der griechischen, römischen, und neueuropäischen Poesie, und sogar den Muth den Marino zu tadeln (S. 55.) Er weiß von Don Quixote, daß „selbiger zwar nicht in Versen, aber doch ein Gedichte sei, und zwar die allerlächerlichste Satire die man finden könne.“ Er behauptet von dem zu seiner Zeit noch immer sehr bewunderten Balzac, er sei doch „von dem Gifte der schwülstigen Redensart an-

gefüllt." Von den Engländern kennt er Benjamin Jonson (wenigstens dessen Grabschrift) und Milton; aber von Shakspear weiß er selbst den Namen nicht. In seinem kurzen Bericht von dem Zustande der Poesie in Teutschland ist manches gesunde Urtheil und er erklärt z. B. geradezu, daß die neueren Poeten tief unter Opitz, Flemming und Gryphius stehen, und insonderheit Weise „die Jugend von der wahren Poesie abgeführt und zu einer Schreibart angeführt habe, welche niemandem als dem Pöbel gefallen könne." Schade nur, daß er der so eben etwas zu hart war, selbst überall eine große Unsicherheit verräth und es oft fast nur wie Zufall anzusehen ist, wenn er das Rechte trifft. So will er z. B. Sibylle Schwarz (bei ihm: „Mademoiselle Schwartzin") loben und führt deshalb ein es ihrer schlechtesten Gedichte, ein höchst gekünsteltes Sonett an, welches er, wie früherhin Morhoff gethan, vortrefflich findet. Grade solche ungeschickte Lobeserhebungen bewirkten endlich, daß die besseren Gedichte jenes werthen Dichterkindes mitversanken. Soll endlich der Verfasser selber Positives lehren, so zeigt er sich leider gar selber so unbehülflich als seine Collegen. Dennoch scheint er wegen jener angegeben einzelnen besseren Urtheile als ein gefährlicher kritischer Revolutionär gegolten zu haben. Er selbst hat vielleicht aus Furcht seinen Namen nicht genannt, und ich finde sein Buch bei seinen Zeitgenossen nirgends angeführt.

§. 114.

Desto beliebter war Erdmann Uhse, der durch seinen „wohlinformirten Poeten" Leipzig 1726 selbst den verzagtesten Gemüthern Trost brachte, weil er gleich auf dem Titelblatt verheißt, die poetischen Kunstgriffe vom kleinsten bis zum größten durch Frage und Antwort vorzustellen, und

alle Regeln mit Exempeln zu erklären. Gleich das Kupferblatt vorn hat etwas rührend einladendes. Es stellt die deutsche Poesie dar, wie eine wohl eingeschnürte, redliche — Magd, welche im Sonntagsputz spazieren geht. Ihr gesteiftes Kleid giebt ein treues Bild der damaligen Mode, aber mit den Falten des Obergewandes hat Uhse ganz eigene Gedanken gehabt, indem er dieselben (Falten nämlich) mit den Titeln der von ihm anerkannten Hauptgattungen der Verse hat bedrucken lassen. Wir finden hier: madrigalische Räthsel, pindarische, trochaische, jambische und dactylische Verse verzeichnet; die letzteren schleppen auf der Erde nach. — Vor allem was man irgend überschwänglich nennen könnte, hat sich dieser Mann höchst sorgfältig gehütet, und man darf sein Büchlein selbst denen empfehlen, welche gar nicht im Stande sind zu denken. Gleich die erste Frage: Was ist die Teutsche Poesie? wird hier ohne alles Bedenken also beantwortet: „Die teutsche Poesie ist eine Geschicklichkeit seine Gedanken über eine gewisse Sache zierlich, doch dabei klug und deutlich, in abgemessenen Worten und Reimen vorzubringen.“ Die zweite Frage: Muß denn einer nothwendig Verse machen können? wird wie billig verneint; daß es aber höchst ersprießlich sei wenn man es könne, wird besonders durch die Bemerkung eingeschärft: „Mancher muß andere in der Poesie unterweisen, und also nothwendig dieselbe wohl verstehen.“ Desto glorreicher ist die dritte Frage: „Was nützet aber eigentlich die Poesie?“ beseitigt: „Mehr als vielleicht mancher denken sollte: Denn es bringet uns dieselbe auf allerhand artige Inventionen, manierliche Expressionen, verschaffet uns eine gute Copiam Verborum, belustiget unser Gemüthe, und machet uns bei andern Leuten offtmahls überaus beliebt.“ Wenigstens werden wir gestehen müssen, daß diese Erwiederung

lustiger und offener lautet als Adelungs Aufschluß über den „Nutzen der Empfindung.“

Damals liebten die Deutschen, ihren Gedichten auch eine äußerlich angenehme oder scherzhafte Gestalt zu geben, z. B. die eines Bechers, Herzens, Eies, Kreuzes u. s. w. „Warum nicht auch eines Affen?“ setzt der muntere Uhse hinzu, obwohl er noch so eben die Sache für artig erklärt hat. Er selbst aber, mehr zur Erhabenheit geneigt, theilt uns sogleich ein Gedicht in Gestalt eines Palmbaums mit, welches in der That etwas imponirendes hat. — Die Versart, welche man „Nachtigallen“ nannte, werden durch folgendes, romantischkühne Gedicht deutlich gemacht:

Mein Freund, du bist beglückt, da dich die Eltern lieben,
Da deine Lehrer dich in guten Künsten üben,
Und deine Gönner stets auf deine Wohlfahrt sehn,
Wohl dem, dem so wie dir, mein liebster Freund, geschehn.
Gönner, Lehrer, Eltern sind ja diejenigen Personen,
Welche Fleiß mit Lob und That schon zu rechter Zeit belohnen.

§. 115.

Johann Hübner, ein trefflicher Schulmann, eifrig strebender Historiker und Geograph (obwohl näher betrachtet fast nur Chronolog, voll historischer Anekdoten und Sagen, und Topograph) fand sich, weil man von einem Schulmanne alles verlangte, oder gar — wenn der alte Scherz verstattet ist der hier fast zu bitterm Ernste wird — alles und noch verschiedenes andere, durch seine Lage in die Nothwendigkeit versetzt, auch in der Poesie oder vielmehr im Reimen Unterricht zu ertheilen. Erwägen wir, was der Mann alles zu thun hatte, als Rector eines sehr ansehnlichen Gymnasiums in Hamburg, als Verfasser weitschichtiger Beschreibungen von vier weitschichtigen Weltheilen, als Darsteller

aller alten und neuen Völkergeschichten, welche Geschichten sich für ihn fast ausspannen zu einer überlangen, mitunter staubigen Chaussee, eines wohlgemeinten Zeitungslexicons, eines nützlichen und noch besser gemeinten Bilderbibelbuchs u. s. w., so werden wir wahrlich mit dem Manne Mitleiden tragen, der nunmehr auch noch eine romantisch begeisterte Person vorstellen sollte, wovon in seiner Bestallung schwerlich etwas stand. Doch den wackern Hübner verließ auch hier die oftbewährte Geduld, von einem scherzhaften Gemüthe unterstützt, nicht ganz, und wenn er auch nicht immer in Abrede stellen kann, die Poesie sei ihm eigentlich ein wahres Kreuz und Leiden, so weiß er sich doch einigermaßen zu helfen, schreibt ein — Reimlexicon, und theilt zugleich einige Gedichte mit, die er selbst hat machen müssen, damit die Schüler doch wissen, wie man sich in solchen schlimmen Fällen zu benehmen habe. Es scheint, man habe sich häufig an den muntern Rector gewandt, wenn man Trost bedurfte; in Prosa hätte er ihn gewiß gern gegeben; aber manche eigensinnige Leute verlangten eine in steten Reimen fließende Trostquelle, die doch nicht immer leicht zu entdecken ist. Das wurde ihm endlich zu viel, und der sonst so joviale Mann zeigt sich fast verdrießlich im Geschäft des Thränentrocknens, ja es findet sich von ihm ein Gedicht, in welchem er eine jammernde Seele sehr unmuthig anfährt, daß sie schon wieder jammere, welches er für die Zukunft verbittet, und deshalb mit den strengen Worten schließt:

„und sprich mich niemals mehr um eine Trostschrift an.“

Dahin war es mit dem sonst so freundlichen und liebevollen Rector gekommen! — Auf eigentliche Aesthetik läßt er sich nirgend ein, und daß zur Poesie doch noch etwas mehr ge-

gehöre als die Fähigkeit zu reimen: darüber geht er hinweg wie über glühende Kohlen.

§. 116.

In einer solchen Zeit also war es, in welcher Bodmer und Gottsched auftraten, Männer über die so sehr viel, ja fast endlos viel hin und her gesprochen worden ist, daß deshalb das Urtheil über dieselben sich bei der Mehrheit, insofern sich diese um Literaturgeschichte bekümmert, bereits fixirt und leider falsch fixirt hat. Um deshalb, in so weit es in meinen Kräften steht, die Ansichten in diesem Punkte zu berichtigen, habe ich nicht scheuen dürfen, zu den oft sehr trüben Quellen zurück zu gehen, dadurch aber in mancher Hinsicht ganz andere Resultate gefunden als man sonst größtentheils antrifft. Gehen wir zur Sache. Im Jahre 1721 hatte man in Zürich eine moralische Wochenschrift unternommen, in welcher mitunter auch von der Poesie und Kritik die Rede war. Man wich von der gewöhnlichen Weise, sich einander fast unbedingt zu loben, gar sehr ab. Lohenstein, Hoffmannswaldau, Neukirch, Amthor u. s. w. wurden nebst mehreren andern theils verstorbenen, theils noch lebenden Dichtern gar sehr getadelt, und nur Opitz, Canitz und Besser erhielten Lob. Ein schlechter Reimer, Hanke, nahm sich der verachteten Dichter und ein schlechter Kritiker, Junker, der verachteten Wochenschrift an. Die ganze Sache wäre in ihrer Unbedeutenheit geblieben, wenn nicht die Anführer der schweizerischen Parthei, Johann Jakob Bodmer (geb. 1698, gest. 1783) und Johann Jakob Breitinger (geb. 1701, gest. 1777) den Kampf gewünscht und überall angegriffen hätten. Man focht gegen die damals aufblühenden sehr beliebten Wochenschriften: den „Hamburgischen Patrioten," die „vernünfti-

gen Tadlerinnen," den „Biedermann" u. s. w., warf auch gelegentlich einige literarische Zwerge nieder, und ward hochmüthig, indem man einige höchst wohlfeile Siege errang oder doch errungen zu haben wiederholentlich ausrief. Gottsched, obwohl häufig direct und indirect angegriffen, wollte es anfangs mit den widerhaarigen Leuten nicht verderben; sondern behandelte sie höflich, ja, als Bodmer durch seine beispiellos rauhe Uebersetzung von Miltons verlornem Paradiese, den höchsten Ruhmeskranz verdient zu haben glaubte, zwang er sich leider sie zu loben. Ein mäßiges Lob aber war Bodmern zuwider, und es setzte sich immer mehr und mehr Säure in seinem Gemüthe an. Als nun vollends Jahre vergingen, ohne daß die Deutschen sonderlich Notiz nahmen von seiner Uebersetzung, ging er zur völligen Rohheit über, schalt auf die Unempfindlichkeit und Geschmacklosigkeit der Deutschen, und tadelte auch ihre Sprache, die er thörichter Weise der englischen unterordnete.

§. 117.

Wir müssen Gottscheden, — dessen ungeheuere Irrthümer und Schwächen nicht verschwiegen werden sollen — zum Ruhme nachsagen, daß die verletzte Vaterlandsliebe hauptsächlich es war, welche ihn veranlaßte den unangenehmen Kampf aufzunehmen, bei dem sich beide Partheien auf eine unwürdige Weise benahmen. Wenn wir erwägen, daß dieser Streit mehr als dreißig Jahre mit der größesten Erbitterung, besonders von der Seite der Schweizer, geführt wurde, so entsteht wohl billig die Frage, was denn eigentlich durch denselben erstrebt und geleistet worden sei. Die Schweizer-Schriftsteller, die sehr häufig, trotz der gerühmten National-Anspruchlosigkeit, versicherten, daß die ästhetische Kritik der Deutschen, mit ihnen (die sich als Ausländer

betrachteten!!) beginne, verwarfen besonders mit großem Ungestüm den Reim *) und die Wortspiele und rühmten dabei eine gewisse nüchterne Erhabenheit, wobei ihnen Opitz, und hinterher Milton, die wohl bessere Lobredner verdient hätten, als Muster vorschwebten. Opitz wurde späterhin auch ziemlich vernachlässigt; aber in den Milton hatten sie sich so fest gerannt, daß man dabei an Dietrich in Tieck's Fortunat erinnert wird; nur mit dem Unterschied, daß sie kein Zimmermann losſägen konnte. — Von Shakspear war nicht die Rede.

Niemals, wir wagen es mit der größten Bestimmtheit zu behaupten, ist in Deutschland eine Celebrität so unrechtmäßig und wohlfeil erworben worden, als von Bodmer, über den es wohl der Mühe werth ist ein besseres und strengeres Wort zu reden als in den meisten deutschen Literaturgeschichten vernommen wird. Als Kritiker wäre es hinreichend ihn zu charakterisiren, wenn wir nur das Einzige von ihm wüßten, daß er die Musik haßte, und den Reim gänzlich verwarf, denn dies Eine wäre schon genügend ihn als einen Mann von der beschränktesten Ansicht darzustellen. Diese Bornirtheit und Ungerechtigkeit hat ihn sein ganzes Leben nicht verlassen.

§. 118.

Er höhnte den wackern Hans Sachs und sah in sämmtlichen Meistersängern nichts als gemeine Reimer, ohne auch nur entfernt die Idee jener Periode zu ahnden. Für ihn war der größeste Dichter des gesammten siebzehnten

*) Wer alle Schmähungen sammeln wollte, mit denen man den Reim belegte, würde ein dickes Buch füllen. Für Bodmer war es genug, daß Jemand den Reim liebe, um den ganzen Mann zu schelten.

Jahrhunderts, Paul Flemming, nichts weiter als ein unbedeutender Nachahmer Opitzens, und der sinnige Gryph nur der Verfasser einiger schlechter Tragödien und noch schlechterer Lustspiele. Von Leibnitz, Wolff, Baumgarten hatte er kaum eine leise Ahnung, denn er, der sich stets als Denker rühmte, war so weit entfernt von aller Philosophie, daß er nie auch nur eine Form des Denkens begriff — er haßte Klopstock und hinterher Wieland, da sie sich der Sklaverei entzogen, in der er sie anfangs gehalten hatte, als er sie noch rühmte. Er höhnte Gellert, Lessing *), Ramler, Weiße, Jacobi, Uz, Leisewitz, Goethe u. s. w. Noch mehr: er haßte in der That und Wahrheit die gesammte deutsche Nation, und da er selbst die Waffen der rohesten Polemik nicht immer aus eigenen Mitteln anzuschaffen vermochte, so nahm er sogar zu den abgeschmackten Urtheilen mehrerer ausländischen Autoren, und zu den wo möglich allerabgeschmacktesten eines gewissen Mauvillon, der im Jahr 1740 lettres germaniques geschrieben hatte, seine Zuflucht, indem er die widrigsten Stellen derselben übersetzte und pries. Da ihm die Grazie des Witzes und der Laune gänzlich fehlte, so suchte er diese selbst verdächtig zu machen, konnte jedoch nichts weiter als einige Schimpfreden aufbringen, mit denen der Humor bekämpft werden sollte. Den Witz nannte er, ohne sich im mindesten zu geniren „die Krätze des Geistes," und man darf ihm nachsagen, daß diese Krankheit fern von ihm blieb; desto mehr aber befliß er sich der schimpfenden Plattheit, in welcher er in der That fast einzig dasteht. Er zeigte sich gleich schlecht als literarischer

---

*) Er redete nicht selten geradezu von dem Lessingschen schlechten Geschmack (!) spottete roh der Lessingschen Fabeln, und endlich des „guten Mannes" der an Julius von Tarent Freude gefunden.

Freund und Feind, wie wir denn dies überall haben erkennen müssen und vor kurzem noch aus den gedruckten Briefen Klopstocks an seine Freunde.

§. 119.

Sollte Jemand dieses Urtheil über Bodmer zu hart finden, den versichre ich zuvörderst mit Bestimmtheit, daß es das Resultat einer mehrjährigen Ueberlegung, und der genauesten Bekanntschaft mit den überaus zahlreichen Erzeugnissen jenes Schriftstellers ist. Ferner versichere ich einen solchen, daß er, um mir beizustimmen, nur Folgendes von Bodmer zu lesen braucht: „Ueber Homers lustige Stücke" (vom Jahre 1750) worin am Schlusse heraus gebracht wird: „daß die Odyssee ein moralisches und politisches Werk sei," ferner „über Homers Sprache" (vom Jahre 1751) worin es heißt: „daß Homer in der Ausbildung in poetischen Redensarten weit hinter unsern," das heißt, wie er es bald erklärt: „Schweizerischen guten Poeten zurückbleibe," ferner: „Lob und Vertheidigung der Noachide," worin Bodmer, so wie oftmals, sich selbst vergöttert, „Von dem Ursprung des Hasses gegen die Patriarchaden," worin er von neuem seine eigenen über alle Gebühr langweiligen Gedichte auf die hochmüthigste Weise rühmt, und mit einer fast die letzte Höhe erreichenden Schamlosigkeit den wackern Uz schmäht. Diese sämmtlichen Aufsätze nebst mehreren andern ihnen ähnlichen befinden sich in dem Archiv der Schweizerischen Kritik (Zürich 1768) welches Buch von einer Vorrede begleitet ist, in welcher Bodmer gradezu gegen ganz Deutschland wüthet. Sodann lese man die Dramen: Kaiser Heinrich IV., in welchem ein deutscher Dichter der damaligen Zeit in Hexametern singt, folgendergestalt:

„Dreißig Bischöfe und drei sind bis zum heiligen

Anno" u. s. w. Ferner: „Cato den Aeltern," den wir ganz abschreiben müßten, um unsere Ueberzeugung darzuthun, daß hier fast das Maximum der Geschmacklosigkeit erreicht worden, und die rohe Persifflage gegen Weiße's „Atreus und Thyest," ein Drama, das allerdings verfehlt genug ist um großen Tadel zu verdienen; doch wahrlich nicht von Bodmer, der an Geist und Talent so sehr unter Weiße stand. Hier benimmt er sich auf eine Weise, die wir aus Anstand nicht weiter bezeichnen dürfen, er der von seiner Pseudo-Muse zu sagen wagt:

„sie hatten die Geister Elihus
angeweht und ihn die göttlichsten Psalmen gelehret. —"

Bei einer andern Gelegenheit erklärt er unumwunden seine eigenen politischen Schauspiele für eben so trefflich, ja für noch trefflicher als die ewigen Dramen des Aeschylus und Sophokles. (!!)

Ueber Bodmers literarischen Charakter geben auch die Schweizerbriefe (Zürich 1804) den widrigsten Aufschluß, den wir nicht weiter bezeichnen wollen.

§. 120.

Von Bodmers sonstigen poetischen Werken zu reden ist kaum vonnöthen, da jetzt hoffentlich nur Eine Stimme über dieselben herrscht und sie mit vollem Rechte nicht mehr gelesen werden. Was etwa noch erträglich in seinem Noah ist, verdankt er Milton, Addison und Klopstock; was ihm selbst angehört ist nüchtern, steif und langweilig. Dasselbe gilt von seinen übrigen epischen und dramatischen Werken, die alle nicht die leiseste Spur von Talent zeigen, und in schweißtriefender Mühseligkeit erschaffen worden sind. Eine so gänzliche Fantasielosigkeit und Dürre, als wir bei ihm tref-

fen, ist wahrlich in unserer Literatur eine große Seltenheit.

Was man etwa sonst noch an ihm rühmen möchte und oft genug gerühmt hat, ist die Bekämpfung der Gottschedischen Schule und die Bekanntmachung mehrerer sehr schätzbaren Gedichte, die zu seiner Zeit so ziemlich unter uns vergessen waren *).

Wenn es bloß darauf ankommt, eine schlechte Schule zu bekämpfen, ohne daß dabei von einem Wie die Rede ist, so müssen wir es freilich Bodmern lassen, daß er fast sein ganzes Leben daran gewandt hat; doch dürfen wir hinzu setzen, daß fast niemals, so lange man die Feder geführt hat, ein Streit so unersprießlich und gehaltlos begonnen fortgesetzt und geendigt ist, als der zwischen Bodmer und den meisten Leipziger Schriftstellern. In der Form wie im Inhalte

---

*) Bekanntlich rühmt sich Bodmer häufig einer großen Kenntniß der Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit, und zwar so laut, daß er viele Zeitgenossen getäuscht hat, auch heute noch manche blendet. Die Schweizer Bibliotheken verschafften ihm Kenntniß von den Nibelungen und den Minneliedern; so weit geht sein Lob, oder sein Glück; im übrigen aber sieht es mit seiner Literargeschichtswissenschaft sehr armselig aus. Von den altdeutschen Dramen und deren Bedeutung weiß er nichts; den tiefen Sinn unsrer fast überreichen geistlichen Liederpoesie ignorirt er gänzlich, selbst Flemming, Dach und Gerhard haben bei ihm nicht gezündet, von Logau und Angelus weiß er kein Wort, und von Böhme vielleicht weniger als nichts. Wer aber würde glauben, wenn es nicht klar wie Sonnenlicht wäre, daß in seiner gereimten Kritik der deutschen Dichter, die völlig wie Prosa anzusehen ist, — Luther fehlt! Von diesem Heros der Heroen wußte Bodmer überhaupt fast gar nichts, welches fast noch schlimmer ist, als ganz und gar gar nichts von ihm wissen. Im letzten Falle wird man doch meistens lernen wollen; im ersten urtheilt man wohl gar hoffärthig, ohne etwas Rechtes gelernt zu haben.

war alles seicht und leer, so daß man wahrlich über manche schlecht polemische Brochüre der neuern Zeit hinwegsehen kann, wenn man der Streitschriften der Bodmerschen und Gottschedischen Schule gedenkt. Um es mit Einem Worte zu sagen: dieser Streit ging aus von Nichts, führte durch Nichts und endigte im Nichts.

§. 121.

Also lautete das Urtheil über Bodmer bereits in meiner Schrift: „Die schöne Literatur Deutschlands während des 18ten Jahrhunderts," und ich finde für gut es hier mit wenigen Veränderungen wieder abdrucken zu lassen. Einige Kritiker gaben mir (wenigstens größtentheils) in dieser Darstellung des Bodmerischen Wirkens Recht; die meisten aber fanden es zu streng und zu hart. Eine solche Bemerkung ist mir gewiß nicht gleichgültig und mit wahrer Begierde suchte ich nach Belegen für den Tadel, daß ich diesmal zu hart gewesen sei. Leider aber fand ich keine, denn was man im Allgemeinen sagte, daß er denn doch die Gottschedische Schule bekämpft, treffliche altdeutsche Werke von neuem herausgegeben habe u. s. w., war bereits von mir selbst erwähnt worden. Da ich aber das Wie entschieden misbilligen mußte, auch aus der Hand eines so durch und durch selbstsüchtigen Literators wie Bodmer, der die Deutschen haßte, und von Philosophie, Poesie, Musik, Witz nichts wußte und nichts wissen wollte, unmöglich für uns viel Gutes kommen kann, so glaubte ich mir erlauben zu dürfen, jenen Tadel meines Urtheils über ihn — als unstatthaft gelassen abzulehnen. Indessen werde ich mich wohl darauf gefaßt machen müssen, die Ausrufungen „zu streng! zu hart!" abermals zu vernehmen, und dann abermals das Geschäft des Ablehnens üben müssen. — Ganz anders aber

würde es sich verhalten, wenn ein Kritiker wirklich in das Detail meines Urtheils einginge, und mir beweisen könnte, daß ich mich in irgend einer Hauptansicht über Bodmer geirrt.

Ein solcher Mann würde aber zuvörderst die schwierige Aufgabe zu lösen haben, die sämmtlichen Schriften Bodmers — die kleineren mitgezählt sind ihrer an hundert — sorgsam durchzulesen, wodurch er sich auf den Namen eines Virtuosen in der Geduld gerechte Ansprüche erwürbe, und in mir einen Leidensgefährten sehen dürfte. Könnte mir dann ein solcher Mann wichtige Irrthümer beweisen, so würde ich ihm dafür innig danken, und meinen Irrthum gern öffentlich eingestehn. Bodmer selbst — ich muß das traurige Wort hinzusetzen — hat in seinem ein und sechszigjährigen schriftstellerischen Leben, so viel ich irgend habe erforschen können, nie einen Andere kränkenden Irrthum zurückgenommen, und nie ist ihm eingefallen, gegen Klopstock, Lessing u. s. w. einzuräumen, daß er Unrecht gegen sie gehabt habe. Schon um deswillen — denn lieblose Selbstsucht erscheint uns wohl allen als die Sünde der Sünden — habe ich auch diesen ganzen Abschnitt ohne alle Heiterkeit niedergeschrieben, ein Umstand den ich nicht verhehle, da ich sogleich mit wahrer Lust hinzusetzen kann, daß sie mir von Seite 1. des ersten Bandes dieses Werkes bis zu Hübner fast immer zur Seite stand, und hoffentlich fast immer stehen wird.

§. 122.

Johann Christoph Gottsched,

(geb. 1700, gest. 1766.)

Dieser Name ist durch häufiges Besprechen so abgerieben worden, daß er fast alle Realität verloren zu haben

und zu einer gewissen Art von trauriger Allegorie geworden sein scheint.

Widersprechendere Urtheile sind vielleicht nie über einen deutschen Schriftsteller gefällt worden, als über ihn. Theils betrachtete man ihn als den eigentlichen Wiederhersteller der Poesie und Kritik, als den ästhetischen Messias und den neuen Herkules Musagetes; theils sah man in ihm das Symbol des Ungeschmacks und des hochmüthigen ästhetischen Eunuchismus, den Afterlehrer der dem Streben der Jünglinge eine durchaus verkehrte Richtung gab, den Sündenbock auf welchen jede poetische Untugend der Zeit gewälzt werden müsse, weil er allein sie veranlaßt habe. Hie und da war man sogar mit allen diesen gewaltigen Angriffen noch nicht zufrieden, sondern man wurde völlig überschwenglich und tadelte gleichsam den Tadel, daß er nicht hinlänglich tadeln könne. Nie, so lange es eine Literatur giebt, ist Jemand ärger und öfter gescholten worden als er, und selten trieben die Schelter ihr Geschäft so ganz con amore als in Beziehung gegen ihn.

§. 123.

Es ist eben nicht schwer ein gerechtes Urtheil über Gottsched zu fällen. Seine mäßigen Verdienste sowohl als seine mannigfaltigen großen Fehler verbergen sich dem Blicke keineswegs. Er wirkte anfangs Gutes, indem er den Lohenstein- und Weiseschen Geschmack von dem Herrschersitze herabstieß, aber er war zu beschränkt um das einzelne Löbliche in den Schriften jener Männer zu erkennen. Er fand die deutsche Sprache in der tiefsten Erniedrigung, fast möchte man sagen aus ihrer Wurzel gehoben, kraftlos gedehnt, und auf die fadeste Weise mit ausländischen Worten gemischt. Ich wiederhole auch hier: Man muß die Werke der damaligen Zeit

gelesen haben, man muß wissen, daß selbst die bessern Köpfe, als Thomasius, Fuchs u. s. w. durchaus nicht nur nicht frei von diesem Fehler waren, sondern selbst recht eifrig, wie auf eine Tugend, auf ihn hinarbeiteten, man muß wissen daß fast sämmtliche deutsche Höfe in ihren öffentlichen Bekanntmachungen diese heillose Buntheit und widerliche grelle Gemischheit sanctionirten. Hier ist Gottscheds Verdienst allerdings anzuerkennen, daß er sich stets jener Mengerei widersetzte, und wenigstens den Genius der deutschen Sprache in der einen Hinsicht ahndete, dem nichts so ganz und gar widerspricht als jene willkührliche Mischung.

Aehnliche Verdienste erwarb er sich auch um die deutsche Grammatik und um die Geschichte der deutschen Literatur. Doch hier endet auch sein Lob. Denn was er sonst noch begann war eitel thöricht flach und verkehrt. Er schrieb eine kritische Dichtkunst und Rhetorik, doch außer den Stellen, die er aus den Alten mittheilte, ist alles seicht und schwerfällig und um so schwerfälliger, je leichter er zu sein glaubt. Seine eigenen Gedichte, seine Trauerspiele: Cato (der 10 Auflagen erlebte!) sein Agis, Pariser Bluthochzeit u. s. w. sind beispiellos frostig und mühselig, so wie nicht minder seine Reden, die er für ganz besonders meisterhaft gehalten zu haben scheint. Ueberhaupt hat er für das Theater, so sehr er auch für dasselbe zu wirken suchte, nichts als Verfehltes und Verkehrtes geleistet. Er haßte die alten Haupt- und Staatsactionen, so wie die derben lustigen, mitunter freilich ein wenig roh ausgelassenen Lustspiele, am meisten aber die Opern und Operetten, für die, wie wir oben erzählt haben, seit dem Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts, durch Deutschland hin eine besondere Neigung sich verbreitet hatte. Jene Staatsactionen, die heute zu Tage weni-

ger gekannt als belächelt sind, mußten bald den roh geführten Waffen der drei aristotelischen Einheiten weichen, mit ihnen jene alten Dramen von Faust, dem verlorenen Sohn, Genoveva u. s. w., dafür erhielten wir sogenannte regelmäßige Stücke, bei denen die Anschauer nur den einzigen Trost hatten, daß sie sich doch nun auf eine regelmäßige Weise langweilen konnten.

§. 124.

Mit den Komödien verfuhr er fast noch schlimmer, und da ihm besonders der gute alte Hanswurst als ein arger Geschmacksfeind erschien, so beging er im Jahre 1737 nebst der Schauspieldirectorin Neuber *) die Grausamkeit, den ehrlichen Gesellen öffentlich und feierlich zu begraben. So hatten die Deutschen ihren alten Liebling verloren und sollten dafür mit lauem Halbscherz und frostig steifem gelehrten Witz vorlieb nehmen, bei dem man weder lachen noch weinen kann. Am allerfeindseligsten aber verfuhr Gottsched gegen die Oper, indem er sich nicht begnügte, irgend etwas daran verändern zu wollen, sondern darauf ausging, diese ganze Gattung mit Stumpf und Stiel auszurotten. Er hatte nämlich mit dem Aufgebot alles seines

---

*) Das Leben dieser berühmten Frau ist so häufig, wenigstens nach dem Aeußern beschrieben worden, daß ich mir die Wiederholung des Bekannten erlassen darf. Zehn Jahre wenigstens war sie eine große Verehrerin Gottscheds, der ihr seinen schlechten Geschmack bei der Wahl der aufzuführenden Stücke lieh, bis sie plötzlich sich in seine bitterste Gegnerin verwandelte und sogar Pasquille wider ihn auf die Bühne brachte, wodurch indessen, wie billig, ihr Geschmack keinesweges sich verbesserte. Als mimische Darstellerin soll sie Lob verdient haben; in Beziehung auf Poesie selbst scheint sie nie im Klaren gewesen zu sein.

Scharfsinns herausgebracht, daß es denn doch unnatürlich sei, wenn zwei Liebende sich ihre gegenseitigen Gefühle zusingen, wenn Alexander mit einer Arie in die Schlacht ziehe oder gar Cato trillernd in den Tod gehe. Dergleichen Gründe waren denn auch plausibel genug erfunden worden; selbst wer gar nicht denken konnte verstand doch solche Gedanken, und es kam dahin, daß einige deutsche Opergesellschaften entlassen wurden, worüber Gottsched jedesmal, wie über einen neuen Triumph des guten Geschmacks den lautesten Jubel ertönen ließ.

§. 125.

In dem letzten Drittel seines Lebens sank jedoch Gottscheds Ansehn immer tiefer. Er verlor alles bis dahin äußerlich erhaltene Gleichgewicht, und stand vor seiner Zeit wie etwa vor einem geheimnißvollen Tempel, aus welchem Stimmen tönen, die er durchaus nicht begriff. Der erste der ihn tödtlich verwundete war Klopstock, und zwar durch das bloße Auftreten mit einigen Oden und den ersten zwei Gesängen des Messias. Ganz Deutschland gerieth darüber in Entzückung, doch er mit seiner kritischen Dichtkunst in der Tasche sah in diesen Entzückten nur abtrünnige und verlorene Leute, über die er vielleicht in müssigen Stunden etwas weniges geweint haben mag. Der zweite war Lessing, dessen rascher witziger Geist, wie er sich schon in seinen ersten Lustspielen, Sinngedichten und kritischen Aufsätzen zeigte, für Gottsched etwas höchst unheimliches hatte, ein Gefühl das stets wuchs, da jener rasche Witz sehr häufig — gegen ihn selbst gerichtet war.

Dieser Jüngling schien gar nicht darauf zu achten, daß er mit einem Manne zu thun habe, der bereits 1724 „die vernünftigen Tadlerinnen," (nach deren vernünftigem Ta-

delsystem er sich hätte richten sollen) geschrieben, der das erstaunte Deutschland mit Tragödien beschenkt hatte, in welchen nicht bloß die Einheit der Zeit und des Orts — die Handlung fehlte freilich — sondern noch obendrein die Einheit der correctesten Langenweile sehr wohl beobachtet worden war, mit dem Verfasser von Gedichten, in denen eine so dünne wasserhelle Nicht-Begeisterung waltete, daß sie als Kühlbad dienen könnten, mit einem Manne, der alle Vierteljahr ein Buch schrieb, an den Fontenelle einen Brief abgelassen, den Voltaire selbst ehrte, (wäre nur dem schlimmgesinnten Pucellendichter zu trauen gewesen!) mit einem Manne der mehreremale Rector magnificus gewesen war, u. s. w. Wie gesagt: der Jüngling achtete mit nichten darauf, sondern ließ einen Pfeil nach dem andern gegen den Cato-Verfasser fliegen, und, mochte auch Gottsched sich mit seiner ganzen Bibliothek ummauern, fast jeder dieser Pfeile traf. — Unter allen Pfeilen aber war keiner gefährlicher als den man von Shakspear borgte. Dieser Shakspear war für Gottsched der entsetzlichste Mann den es je gegeben, und vor ihm mehr als vor irgend einem andern zu warnen hielt er sich im tiefsten Herzen für verpflichtet. Schon früher hatte er das Unglück erlebt, daß ein sonst wohlgesinnter, zuletzt aber rebellirender Schüler, Elias Schlegel, öffentlich erklärt hatte, Shakspear sei doch nicht so ganz übel, und man dürfe seinen Julius Cäsar beinah ein gutes Stück nennen. Damals war es Gottscheden noch gelungen, den revolutionären Menschen zu strafen, und seine Erklärung, Shakspear sei der gräßlichste Barbar, und Julius Cäsar ein völlig rasendes Werk *), betäubte wenigstens die Ohren der Meisten

*) Bei dieser Gelegenheit, ich sage es mit Betrübniß, verlor Gottsched einen Theil seiner bis dahin noch leidlich be-

dergestalt, daß man einige Jahre noch das Studium des Stratforder Dichters aufschob; aber mit Lessing war es ein anderes; der ließ sich nicht betäuben, und es kam endlich dahin, daß man Shakspearn wirklich las und laut pries, es erschien sogar die Wielandsche Uebersetzung und wo Gottsched nur hinsah fand er irgend einen offenen oder heimlichen Freund und Verehrer des gehaßten Dichters, in dem er die Wurzel alles Uebels gefunden hatte. Das brach ihm endlich das Herz und man darf vielleicht sagen, er sei an Shakspear gestorben.

§. 126.

Ehe er aber zu diesem — in Einer Hinsicht glorreichen — Ende gelangte, hatte er in den letzten zwanzig Lebensjahren Vieles und Schlimmes zu erdulden. Alle seine Schriften, alle seine ästhetischen oder philosophischen Grundsätze, er mochte sie nun öffentlich oder nicht öffentlich vorgetragen haben, wurden der Gegenstand der bittersten Kritik oder des muthwilligsten Spottes. Fast alle die Spöttereien hatten vollkommnes Recht, nur soll man nicht vergessen, daß höchstens die Hälfte jener Kritiker und Spötter gesichert über ihm stand; die andere Hälfte aber gewiß noch unter ihm. In der That kam es zuletzt dahin, daß selbst die elendesten verdienstlosesten Schriftsteller über den armen starren und steifen Mann herfielen, um nur gelegentlich ihr Müthchen an ihm zu kühlen, oder gar eine Art von Celebrität für 2 bis 3 Wochen dadurch zu gewinnen. Gott-

---

haupteten literarischen Tugendhaftigkeit, indem er unter andern erzählt, der Shakspearsche Brutus habe sich über den Tod der Portia durch einen derben Rausch zu trösten gesucht, von welcher Procedur in meinem Exemplar des Shakspear nichts zu finden ist.

sched blieb indessen bei allen diesen Anfeindungen völlig unempfindlich, ja er scheint zuletzt ganz hart und versteinert geworden zu sein, und hat gewiß die selige Ueberzeugung mit in's Grab genommen, er sei denn doch der kritisch-poetisch-rhetorische Messias der Deutschen gewesen, und es werde einst noch an den Tag kommen.

Das Verdienstlichste was Gottsched geleistet, findet sich in den von ihm herausgegebenen „Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache" u. s. w., acht Bände, Leipzig 1732—44. Hier ist sein Sammlerfleiß oft sehr dankenswerth, und niemand wird an dieser reichen Quelle ohne allen Nutzen vorübergehen wollen *). Was uns ferner die Schlechtheit der von Gottsched herausgegebenen „Schaubühne" vergessen machen kann ist seine Schrift: „Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst, (2 Theile 1757 und 1765) in welcher er, ohne irgend einen hülfreichen Vorgänger, von fast allen deutschen Schauspielen Nachricht giebt, die vom Jahre 1450 bis 1750 erschie-

*) Würde nur das Buch häufiger gebraucht! Wie wenige z. B. kennen heut zu Tage Leibnitzens sehr selten gewordene Collectanea etymologica (herausgegeben von Eckart, Hannover 1717.) Hier finden wir seine „unvorgreiflichen Gedanken, die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache betreffend," wo insonderheit §. 11. die einfache „Rechtschaffenheit" unsrer Sprache betreffend, zu Leibnitzens Ehre, nie hätte vergessen werden sollen, wenn auch gleich darauf manche Mängel, die der Sprache Schuld gegeben werden, eigentlich nur Leibnitzens Schuld waren. Hier finden wir Nachrichten und Auszüge aus manchen theils sehr wichtigen, theils seltsamen Werken, die damals fast wie heute fast vergessen waren, z. B. aus dem Theuerdank, aus Hohbergs Ottobert, Prasch's, Zesens, Schottels u. s. w. Werken, Nachrichten von sämmtlichen Uebersetzungen griechischer und römischer Schriftsteller in die deutsche Sprache, von den ersten Briefstellern der Deutschen, von Schulcomödien u. s. w.

schienen sind. Die eigenen Urtheile, welche er einstreut, sind fast alle theils trivial, theils ganz verkehrt, lassen sich aber leicht übersehen oder geben Stoff zum Lächeln über seine — fast möcht' ich sagen: hartgesottene Beschränktheit, und dürfen in keinem Falle uns das Verdienstliche seines Fleißes vergessen lassen. Dieser Fleiß ist um so merkwürdiger, da G. im letzten Drittel seines Lebens fast gar keinen Dank, sondern nur Spott und Hohn dafür erndtete, und zwar oft von Leuten, die an Geistesarmuth ihm etwa gleich waren, an Kenntnissen und Arbeitsamkeit aber tief unter ihm standen. Ueberhaupt besaß er — ein Kleinod aus seiner frischeren Jugend — einen überschwenglichen und unverwüstlichen Patriotismus, in welchem man sogar eine Art von Poesie des Herzens anerkennen möchte. Darüber zu scherzen ist unendlich leicht, und eben deshalb hat man es oft genug gethan; ob indeß diese fantastisch stolze Gesinnung nicht wenigstens einen erträglichern Anblick gewähre, als der leere ästhetische Eunuchismus eines Bodmer, der stets die Deutschen witzlos lästernd, doch nie etwas Rechtes gethan hat, um ihre Literatur (am wenigsten ihre dramatische) weiter zu fördern; diese Frage beantwortet sich wohl von selbst.

§. 127.

Gottscheden zur Seite stand seine treue und hülfreiche Gattin Louise Victorie Adelgunde Gottsched, geb. Kulmus, geb. zu Danzig 1712, gest. zu Leipzig 1762. Sie war die Tochter eines berühmten Arztes, dessen „anatomische Tabellen" auch heute noch nicht ganz vergessen sind. Ihre Eltern waren ohne Zweifel von wohlwollender Gesinnung, aber es zeigte sich dieselbe nach der Form der damaligen Zeit fast nur in Strenge, die nicht selten an Pedanterie streifte. Schon als Kind wurde Victorie zu einer un-

natürlichen Ernsthaftigkeit geführt, da sie unter andern auch die Pflicht hatte, fast sämmtliche lateinische und deutsche anatomische Schriften des Vaters sauber nachzumalen. In ihrem siebzehnten Jahre lernte Gottsched sie kennen, der ihr — das erklärte, was ihm als Liebe erschien, ein Gefühl, das halb ächt und halb unächt war, denn deutlich zeigt sich schon in dem Briefwechsel der ersten Jahre, daß er oft nur die zukünftige unermüdliche, literarisch-thätige Gehülfin in ihr sah, deren Eifer sehr wohl zu gebrauchen sei. Doch soll auch das bessere Gefühl, mitunter sogar an Leidenschaft streifend, nicht geleugnet werden, das zuweilen bei ihm hervorleuchtete, wie Victoriens Antworten kund geben. Sie selbst liebte ihn grade so sehr als eine durchaus redliche, ernst-strenge, durch mittelmäßige englische und französische Schriften aufgeklärte, pedantische, von den Grazien verlassene Jungfrau, die ohnehin von dem Leben sehr wenig erwartet, lieben kann. Mit großem Rechte rühmt Frau von Runkel ihrer mäßiggesinnten Freundin nach, daß ihre Zärtlichkeit stets eine höchst vernünftige gewesen sei; ja man könnte sagen, daß diese Vernünftigkeit bis zur Ermüdung selbst einer guten Geduld zu gehen schien, indem sie den stolzen heftigen Liebhaber volle fünf Jahre warten ließ, weil jene vernünftige Zärtlichkeit ihr sagte, es sei gut, wenn der überfeurige Poet erst Professor ordinarius würde, ehe er die Braut heimführte.

§. 128.

Jetzt aber, in ihrem Besitze, glaubte Gottsched sich schadlos halten zu dürfen, indem er, weit entfernt auch nur die kleinste Spur von Weiblichkeit in ihr gelten zu lassen, sie lediglich als Mittel zu seinen literarischen Zwekken gebrauchte. Er sah in ihr nichts weiter als eine in-

teressante — Famula, die um noch interessanter zu werden, jeder weiblichen Beschäftigung entsagen und stets arbeiten sollte wie ein Mann. Sie mußte selbst die schwersten, heterogensten griechischen und römischen Schriftsteller in der Ursprache lesen, hinter einer Tapetenwand seine sämmtlichen schreienden Vorlesungen mit anhören und nachschreiben, täglich ein ungeheures Pensum für den Druck übersetzen, Trauerspiele, Lustspiele, Kritiken, philosophische Aufsätze u. s. w. verfertigen, für des Mannes Ehre in Vorreden und Epigrammen fechten, Correspondenz führen mit vornehmen Ministern und Autoren aller Art, ja sogar, damit sie nicht zur Besinnung komme, die schweinsledernen Rücken vieler tausend Bücher, im Besitz des Ehemanns, mit Titeln beschreiben. Mit Einem Worte: es war ein gründlich angelegter Vernichtungsprozeß gegen ihre bessere weibliche Natur, und wir müssen wahrhaft bewundern, daß sie dennoch wenigstens einige leise Ahndungen derselben sich bis an ihr Ende erhielt. Es ist nichts leichter als der meisten, ja fast aller ihrer auf Befehl geschriebenen Werke zu spotten; ihre Uebersetzungen sind steif, und trotz aller Gelehrsamkeit nicht frei von einzelnen Uebereilungsfehlern; ihre Bearbeitungen einiger französischer Lustspiele ermangeln aller Grazie und Leichtigkeit, und selbst das Werk, welches sie für ihr bestes hielt, „Panthea", ein sogenanntes Original-Trauerspiel (zum erstenmal aufgeführt zu Wien 1751), das sie bis in ihr letztes Lebensjahr ausfeilte, leidet an tödtlicher Erkältung und keine Feile konnte ihm helfen.

§. 129.

Das interessanteste scheint mir immer noch ihr Lustspiel „die Hausmamsell", doch wie sich von selbst versteht nur in historischer Beziehung, da es uns einen Blick thun läßt

in die gräßliche Verbildung mancher deutschen Familie, so wie in den empörenden Hochmuth mancher Ausländer und Ausländerinnen, die sich als Lehrer aufgedrängt hatten, und als solche die scheue Demuth und Beschränktheit jener Familien zu ihren oft sehr tadelnswerthen Zwecken zu benutzen wußten. Als Kunstwerk aber ist es nicht bloß ohne Werth, sondern auch durch manche peinlich rohe und gemeine Scene zurückstoßend. Man kann nicht ohne Mitleid wahrnehmen, wie eine tugendhafte und um den höchsten Anstand in ihrem eignen Leben stets besorgte Frau sich hier gezwungen hat, überderb und widrig das Widrige zu schildern. Noch verdienen ein paar Epigramme bemerkt zu werden, die, überhaupt nicht schlecht, ihr um so mehr zur Ehre gereichen, da sie zum Schutze ihres Mannes geschrieben wurden, der aus seinem eignen stolzen und dürren Geiste keines herauspressen konnte.

Dennoch würde Victorie entweder vergessen sein oder doch nur eine unbedeutende Rolle in der Literaturgeschichte spielen, wenn nicht die oben genannte Freundin, für ihr Andenken besorgt, uns mit ihren nachgelassenen Briefen beschenkt hätte. Diese, in drei Theilen erschienen, (Königsberg und Leipzig 1776) gehen vom Jahr 1730 bis 1762, und geben uns ein treues Bild von dem Charakter und der unermüdeten Thätigkeit der armen geplagten Frau *). Frei-

*) Wer könnte z. B. ohne Rührung lesen, was sie am 4. März 1762, wenige Monate vor ihrem Tode (er erfolgte am 26. Junius) an ihre Freundin schreibt: „Ich muß Ihnen eine traurige Nachricht melden; ich verliere mein Gesicht fast gänzlich. Meine Krankheit fängt sich also eben so an, als des Professor May seine, Gott gebe daß sie sich auch so endige; das heißt durch einen baldigen unschmerzhaften Tod. Und wie sehnlich wünsche ich die Stunde meiner Auflösung schlagen zu hören! Fragen sie nach der Ursache meiner Krankheit? Hier

lich tragen sie fast überall die Farbe der Zeit und der Verhältnisse, in der sie lebte; leider sogar späterhin einer bloß gemachten Zeit — denn die wahre, durch Klopstock und Lessing hervorgebrachte, stand bereits für sie zu hoch, und sie konnte keine rechte Notiz von derselben nehmen. Dennoch werden wir bei diesen Briefen gern verweilen, denn sie zeigen fast überall von einem Geist und einer Gesinnung, die wohl eines bessern Looses werth gewesen wäre. Ueberall sieht man mit Betrübniß, wie es ihr, der gar nicht Geistlosen, nach und nach immer weniger möglich wird, sich zur poetischen Anschauung, zum Bilden und Gestalten zu erheben; aber nicht minder wird man gewahr, wie sie doch klar genug dachte, um den größten Theil von dem, was der Gatte ihr als Poesie aufdringen wollte, als Nichtpoesie zu erkennen. So ist es auch wahrhaft rührend, wie sie, in öffentlichen Schriften ihrem Manne nie widersprechend, dennoch im Stillen und der Freundin gegenüber, manchen erhebenden, wohlgedachten und kurz ausgedrückten Spruch in Hallers Gedichten zu ihrer Beruhigung aufnimmt und herzlich rühmt. Möge sie deshalb nie wieder als ein bloßes Werkzeug ihres Mannes betrachtet werden, dem sie in mancher Hinsicht überlegen war. Vielleicht hat er späterhin selbst etwas davon geahndet, denn wenn auch das von ihm unmäßig weitläufig entworfene Leben seiner Gattin (Leipzig 1763) gar manche Spuren seiner überaus breiten, fast mechanisch fortarbeitenden Feder enthält, so zeigt sich doch auch nicht selten eine

---

ist sie. Acht und zwanzig Jahre ununterbrochene Arbeit, Gram im Verborgenen und sechs Jahre lang unzählige Thränen sonder Zeugen, die Gott allein hat fließen sehen u. s. w." Welch ein Gedanke ist es: Die arme Frau hatte sich die Augen ausschreiben müssen und ausweinen.

Anerkennung und Rührung, die wir wie billig für ächt halten.

§. 130.

Was konnte nun aus Schulen, an deren Spitze Männer standen wie Bodmer und Gottsched, für Deutschlands Geschmack Gedeihliches erwachsen? Die Antwort ist sehr kurz und lautet: Wenig, sehr wenig, fast gar nichts. — Von der einen Seite empfingen wir Patriarchaden, die, von der Sündfluth ausgehend, das Gedicht, welches diesen Namen führt, zu der traurigsten Allegorie machen, welcher der farbige poetische Versöhnungsbogen gänzlich fehlt, Oden die wie mit dem Hammer auf dem Ambos verfertigt zu sein scheinen; von der andern Seite: Heldengedichte in furchtbar langgeschweiften Trochäen, die den Leser, der sie zu Ende bringt, selbst zu einem Helden machen; Lieder, gedankenlos und unschmackhaft wie dünne Luft u. s. w. — Wir werden das in der Folge noch näher berühren.

Um für Deutschland eine bessere Zeit zu begründen, bedurfte es ganz anderer, freier und selbstständiger Geister, wie Hagedorn, Haller, Gellert; vor allen aber wie Klopstock und Lessing. Möge die Erinnerung an diese theuren Männer uns noch am Schlusse dieses zweiten Bandes zu gerechter Freude stimmen.

Ende des zweiten Bandes.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gedruckt bei A. W. Schade, alte Grünstraße Nr. 18.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Horn, Franz,

Die Poesie und Beredsamkeit der Deutschen, von Luthers Zeit bis zur Gegenwart

Bd.: 2

Berlin (1823)

P.o.germ. 651 d-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111549-3